Ie ne fay rien
sans
Gayeté
*(Montaigne, Des livres)*

Ex Libris
José Mindlin

G.V.d53
3me. ÉTAGE

Dieses Buch überläßt
dem Herrn Beurlin
von Geneve
zum Zeichen seiner wahren
Freundschafft,
zu seinem angedenken,
und
zu seiner u: der seinigen
Empfelung

Sein Diener und
Freund
Joh. Frid. le Bret,
Professor der
Geschichte und
Herzogl. erster
Bibliothecarius.

G-V d 53

# Neue Erdbeschreibung
von ganz
# Amerika.

Zweyter Theil,
welcher das Französische, Holländische, Dänische, Portugiesische, und Spanische Amerika enthält:

Nebst einem Anhange
vom
## Fünften Welttheile.
Mit Landkarten, Kupfern und Registern.

Aus dem Englischen.

Herausgegeben
von
August Ludwig Schlözer,
Professor in Göttingen.

Zeuerlin
435
14
SOCIÉTÉ DE LECTURE DE GENÈVE
LITTERIS FOVENDIS

Göttingen und Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1777.

## Zweyter Theil.
Vom
# Französischen Amerika.

---

## Dritter Theil.
Vom
# Holländischen Amerika.

---

## Vierter Theil.
Vom
# Dänischen Amerika.

---

## Fünfter Theil.
Vom
# Portugiesischen Amerika.

# Zweyter Theil.
# Französisches Amerika.

## Von Louisiana, das noch vor kurzem an Frankreich gehörte, und von dem französischen Westindien.

## Capitel 1.
### Von Louisiana.

Seine Lage, Grösse und Producte. Neu-Orleans. Anmerkungen über die Französische Staatsverwaltung in Ansehung ihrer Kolonien.

§. 1.

Noch kürzlich sah man Louisiana als ein viel weitläuftigeres Land an, als es jezt ist. Gegen *N.* dehnte es Mr. de Lisle bis Canada, gegen *O.* bis an die Provinzen Neuyork, Pennsylvanien, Virginien, Carolina und Georgien, gegen *S.* bis an den Mexicanischen Meerbusen, und gegen *W.* bis an Neumexico, Neuspanien, und unbekannte von Indiern bewohnte Länder, aus. Aber ein grosser Theil dieses Landes, der alles das in sich begreift, was dem Missisippi gegen *O.* liegt, wurde durch den 7ten Artikel des lezten Friedensschlusses 1763 an Grosbritannien abgetreten: und hiervon haben wir bereits eine

so

so getreue Nachricht, als wir nur erhalten konnten, ertheilt.

Das Land, was jezt Louisiana heißt, erstreckt sich vom 29 — 40° Nördl. Breite, und ohngefähr vom 88 — 96 oder 97° Westl. Länge von London. An der Mündung des Mississippi ist der Boden nur schlecht; aber im innern Theil dieser Provinz giebt es viel vortrefliches Land, das mit mannichfaltigen Bäumen, die die Natur selbst gepflanzt hat, pranget. Gegen S. schickt sich der Boden zum Indigo- Baumwollen- Tabacks-, und Reisbaue, und gegen N. zum Weizen. Nicht weniger fruchtbar sind auch verschiedene weite Striche Landes an der östlichen Seite des Mississippi.

Die Vegetabilien und wilden Thiere, die wir bey Virginien und andern Brittischen Pflanzstädten beschrieben haben, sind überhaupt auch hier ebendieselben. Der Mississippi und die vielen kleinern Flüsse, die das Land wässern, wimmeln von Fischen verschiedner Art. Aber die Ufer derselben werden von Alligatoren und grossen Schlangen, so wie die Luft in dem niedern Lande nahe bey den Flüssen durch Muskiten, beunruhiget.

§. 2. In der Mündung des Mississippi liegt die Insel Orleans, ein sehr schönes und fruchtbares Stück Landes. Auf derselben hatten die Franzosen die beträchtliche Stadt

Neuorleans, die Haupt-, und in der That die einzige Stadt in Louisiana. Sie ist regelmäßig befestigt, und hat nach einigen französischen Schriftstellern

stellern etwa 600 hübsche Häuser und 5 Pfarrkirchen. Die Strassen sind gerade und schön, und durchkreuzen sich rechtwinklicht; die Gebäude aber sind meist von Holz, und wegen ihrer Schönheit eben nicht merkwürdig.

Noch an verschiedenen andern Orten in dieser Provinz hatten sich die Franzosen angebaut, und Major Rogers schäzte die Zahl der Einwohner von dieser Nation auf 100000. Die Negern sind ebenfalls sehr zahlreich. Allein bald nach dem leztern Frieden verkaufte Frankreich ganz Louisiana den Spaniern, denen es jezt gehört.

§. 3. Ehe wir in Beschreibung der Französischen Kolonien weiter gehen, wollen wir den Plan beschreiben, den Frankreich in Absicht dieses wichtigen Gegenstandes befolgt hat. Es siehet ein, daß, so wie das Mutterland am Ende allein den Vortheil von den Arbeiten und dem Anwachs der Kolonien hat, also dieser ihr Flor von der Aufmerksamkeit, die man ihnen zu Hause gönnt, abhänge. Daher sind die Pflanzstädte der besondern Sorgfalt und Aufsicht des Handlungs-Conseil, das aus einem Collegio von 12 der vornehmsten Kronbeamten besteht, die von den Deputirten aller grossen Handelsstädte Frankreichs berathen werden, untergeben. Diese Deputirten werden aus den reichsten und erfahrensten Kaufleuten gewählt, und für ihren Aufenthalt zu Paris wird ihnen eine schöne Besoldung aus den Fonds ihrer verschiedenen Städte gereicht. Dies Conseil sizt einmal in der Woche, da die Deputirten Plane vorschlagen, wie den

Beschwerden im Handel abzuhelfen, wie in Verfall gerathene Zweige desselben wieder herzustellen, neue auszubreiten, und alte zu unterstüzen seyen. Kurz, diese Plane begreifen alles, was nach der eigenen Einsicht der Deputirten, oder nach der ihnen von ihren Constituenten ertheilten Instruction, entweder die Verbesserung der Manufacturen selbst, oder die Vermehrung des Absazes derselben, betrifft. Auf jeden Handelsartikel haben sie ein wachsames Auge; und nicht allein selbst schlagen sie Verbesserungen vor, sondern sie hören auch die Vorschläge anderer an, die sie weder mit Verachtung verwerfen, noch allzu hizig annehmen. Kein gezwungenes vornehmes Wesen macht andern den Zutritt zu ihnen schwer; die drückende Gewohnheit der Gebühren und Sporteln leiden sie bey ihren Unterbedienten nicht, auch keine Formen und Methoden, das Geschäft, das sie einzig beschleunigen sollten, zu verzögern und zu erschweren. Die, welche man in der vorliegenden Sache für die geschicktesten Richter hält, selbst die geringsten Handwerksleute nicht ausgenommen, werden herbey gerufen und befragt; aber dieser Befragung ungeachtet, geschieht doch die Entscheidung nach ihrer eignen Meynung. Ist dies Collegium von dem Nuzen einer Anordnung überzeugt; so legt es solche dem königlichen Conseil vor, wo dessen Bericht allezeit mit besonderer Achtung aufgenommen wird. Um eine solche Anordnung wirksam zu machen, ergehet sogleich ein Edict; dieses wird mit einer Genauigkeit in Erfüllung gesezt, die ihre Regierung auszeichnet,

zeichnet, und die allein die weisesten Anordnungen zu etwas mehr als ernsthaften Spöttereyen machen kann. Und diesem Collegio ist die Sorge für die Colonien vorzüglich anvertraut.

§. 4. Die Regierung der verschiedenen französischen Colonien ist in den Händen eines Gouverneurs, Intendanten und königlichen Conseils. Der Gouverneur hat viel Gewalt, die aber von Seiten der Krone durch einen Intendanten, der die königlichen Rechte und Einkünfte besorgen muß, und von Seiten des Volks durch das königliche Conseil, das dahin sehen muß, daß das Volk weder von dem einen unterdrückt, noch von dem andern betrogen werde, eingeschränkt wird. Alle drey aber hält die Regierung zu Hause durch ein beständiges und eifersüchtiges Auge im Zaume. Denn die Beamten aller Häfen Frankreichs müssen bey harter Strafe alle Capitaine der von den Kolonien zurückkommenden Schiffe befragen: wie sie in den Häfen, wohin sie geseegelt, aufgenommen worden? auf was Art man ihnen die Justiz verwaltet habe? und ob und worüber sie sich zu beschweren hätten?

Um die Kolonien so wenig, als möglich, zu belästigen, so erhält der Gouverneur seine Besoldung von der Krone. Accidentien hat er nicht; auch ist ihm strenge verboten, Handel zu treiben, Pflanzungen auf den Inseln oder dem festen Lande zu haben, oder sich sonst bey Gütern oder Ländern innerhalb seinem Gouvernement zu interessiren: nur das Haus, worinn er wohnt, und einen Garten zu seiner Bequemlichkeit und Erholung, allein

aus-

ausgenommen. Auch alle übrige Beamten werden von der Krone aus den Einkünften des Mutterlandes besoldet; und die Aufführung und Ausbesserung der Festungswerke sowohl, als die Löhnung der Soldaten, geschiehet aus gleichem Fond.

In allen Französischen Inseln sezt die Admiralität Richter, die alle Streitigkeiten zwischen den Kaufleuten, und was auf den Handel einigen Bezug hat, summarisch entscheiden. Vor ihrer Bestallung examinirt man diese Richter genau wegen ihrer nöthigen Erfahrung in den Seegesezen, die in Frankreich mit solcher Einsicht und Sorgfalt verbessert und in Ordnung gebracht sind, daß alle Prozesse geschwind entschieden werden; obgleich sonst die Rechtspflege eben so viel Chikanen und eben so viel, wo nicht noch mehr Verzögerungen zuläßt, als bey uns.

Um die Kolonien gehörig mit Leuten zu rekrutiren, muß jedes Schiff, das von Frankreich nach Amerika segelt, eine gewisse Zahl Leute, die in diesem Welttheile dienen wollen, mitnehmen. So muß z. E. ein Schiff von 60 und weniger Tonnen 3, eins von 60-100 4, und eins von 100 und mehr Tonnen 6 gesunde und starke Bedienten zwischen 18 und 40 Jahren am Bord haben. Vor ihrer Abreise untersuchen die Admiralitäts-Beamten, ob es auch solche Leute sind, die das Gesez verlangt; und ein gleiches geschiehet von einem Commissair bey ihrer Landung in Amerika, wo sie 3 Jahre dienen müssen. Der Geiz bewegt die Pflanzer, daß sie immer Negersclaven vor-

vorziehen, weil diese unterwürfiger sind, als die Europäer, und mehr arbeiten, weniger zu unterhalten kosten, und ausserdem das völlige Eigenthum ihrer Herren sind, wodurch mit der Zeit die Sicherheit der Kolonie sehr präcär werden würde. Daher müssen die Pflanzer, in Verhältniß gegen ihre Schwarzen, immer eine gewisse Zahl weisser Bedienten halten; und die Erfüllung dieses Gesezes wird durch den Commissair bewirkt, der den Preis festsezt, und die Pflanzer anhält, so viel Bedienten zu nehmen, als die Verordnung erfodert, weil sie sonst den Schiffsherren, die sie mitgebracht haben, zur Last gereichen würden.

§. 5. Bey ihnen werden die Negers nicht so, wie bey uns, mit Leib und Seele dem Willkühr der Pflanzer überlassen. Ihre Herren müssen sie in den Grundsäzen der Römischkatholischen Religion unterrichten lassen; auch sind Anstalten da, um die Sclaven gegen die Grausamkeit der Pflanzer zu schüzen, zugleich aber die Kolonie für die üblen Folgen zu sichern, die aus einer Gelindigkeit, die sich zu ihrem Zustande nicht schickt, entspringen könnten. Kurz, das schwarze Gesezbuch (*Code Noir*) und andere Verordnungen, die diese unglücklichen Geschöpfe angehen, zeigen eine sehr gerechte und in die Augen fallende Mischung von Menschlichkeit und Strenge. Dennoch begehen ihre Pflanzer, so wie die unsrigen, den gewöhnlichen Fehler, daß sie diese Elende auf eine Art behandeln, die sich weder zu der

Lei-

Leibesbeschaffenheit, noch zu dem dasigen Clima, schickt.

Alle Schulden, wenn sie gleich von den Pflanzern in Frankreich gemacht sind, werden auf eine sehr leichte Art beygetrieben. Denn wenn der Prozeß in Frankreich gehörig instruirt ist; so werden die Acten nach Amerika geschickt, wo die Foderung als bewiesen angenommen, und von des Pflanzers Vermögen, es bestehe, worin es wolle, gehoben wird. Doch trägt man Sorge, daß durch den Gebrauch antreibender Mittel, den Pflanzer zur Erfüllung seiner Schuldigkeit anzuhalten, der Staat den Vortheil nicht verliere, der aus dem Fleisse eines nüzlichen Bürgers entspringt. Die Schuld wird allezeit nach dem Vermögen des Schuldners gehoben, so daß der eine Theil dem andern nicht aufgeopfert wird; der Gläubiger wird befriediget, und der Schuldner nicht ruinirt: und der Credit der Kolonien wird durch die sichern Mittel, durch die man zu seinen Forderungen in den Pflanzstädten gelangen kann, zu Hause aufrecht erhalten.

Einige dieser Einrichtungen, deren Kenntniß wir einem unlängst erschienenen mit vielem Scharfsinn geschriebnen Buche: *An account of the European Settlements in America*, zu verdanken haben, würden ohne Zweifel auch in unsern Kolonien mit grossem Nuzen eingeführt werden, vornehmlich auf den Inseln, wo es sehr an schicklichen Anordnungen fehlt, und die sehr leicht nach dem Modell dieser königlichen Gouvernements eingerichtet werden könnten.

Capi-

## Capitel 2.

### Von Hispaniola oder St. Domingo.

Ihr Name, Lage, Grösse, Clima und Producte. Von den Buckaniern, und wie ein Theil dieser Insel an Frankreich gekommen. Ihr Handel, und vornehmste Oerter auf der Insel. Von St. Louis, und der Kuh-Insel.

§. 6. Die Insel Hispaniola, oder St. Domingo, wurde von Colon auf seiner ersten Reise im J. 1492 entdeckt, und von ihm Hispaniola genannt. Da er aber nachher eine Stadt baute, die er zur Ehre seines Vaters, Dominic, St. Domingo nannte: so wurde dieser Name erst auf das Viertel, und endlich auf die ganze Insel ausgedehnt, so daß sie unter dem Namen St. Domingo eben so gut, als unter dem von Hispaniola, bekannt ist.

Diese Insel, wovon ein Theil den Spaniern gehört, ist nächst Cuba die größte unter den Antillen. Sie erstreckt sich vom 17° 37′ — 20° Nördl. Breite, und von 67° 35′ — 74° 15′ Westl. Länge, und ist von *O.* nach *W.* 426 Meilen lang, und von *N.* nach *S.*, wo sie am breitsten ist, beynahe 124 Meilen breit. Sie liegt in der Mitte zwischen Cuba und Jamaica gegen *NW.* und *SW.*, und der Insel Porto-Rico, von der sie nur durch einen engen Kanal abgesondert ist, gegen *O.*

Das Clima ist ausserordentlich heiß, wird aber durch Seelüfte abgekühlt und erfrischt. Da einige von den Einwohnern über 100 Jahr alt wer-

werden sollen; so hält man die Luft für gesund, und schreibt solches grossen Theils der schönen Abwechselung der Hügel und Thäler, Waldungen und Flüsse, die sich überall dem Auge darstellen, zu.

Man hält diese Insel für die fruchtbarste und anmuthigste in ganz Westindien. Die Wälder bestehen aus Kohlbäumen, Palmen, Ulmen, Eichen, Fichten und andern Bäumen, die höher und grösser sind, und schönere und schmackhaftere Früchte tragen, als in den meisten übrigen Inseln. Vornehmlich gehören zu den leztern: Ananas, Bananas, Orangen, Lemonen, Citronen, *Limes*, Weinbeeren, Datteln und Apricosen. Hier giebt es auch alle Westindische Vögel. In den Savannas, oder Wiesen, sieht man unzählige Heerden Hornvieh, die wild im Lande herum laufen. In dem französischen Antheile sind so viel Pferde, daß alle ihre benachbarten Kolonien damit versehen werden können; und ausser dem noch eine Menge wilder Pferde und Schweine, die von der Zucht, die die Spanier hinüber gebracht haben, übrig sind. Die Jäger schiessen die Ochsen wegen ihrer Häute, welches auch in Cuba geschieht. Kaum ein Land in der Welt ist besser gewässert, sowohl durch Bäche als schiffbare Flüsse, die von Fischen wimmeln, so wie die Küsten von Schildkröten. In dem Sande dieser Flüsse findet man Goldstaub; und sonst hatte die Insel Gold- Silber- und Kupferbergwerke.

Die vornehmsten Waaren der Insel sind: Häute, Zucker, Indigo, Baumwolle, Cacao, Caffee,

Caffee, Ingwer, Taback, Salz, Wachs, Honig, Ambra, und verschiedene Arten von Arzeneywaaren und Färbeholz; aber es giebt hier wenig Korn. Die Franzosen sollen den Spaniern an Zahl gleich kommen, oder sie gar übertreffen; doch beyde zusammen genommen, sind lange nicht so viel, als die Grösse und Fruchtbarkeit der Insel ertragen könnte.

Dies Land wurde von den Spaniern mit der äussersten Grausamkeit behandelt, indem sie in Schlachten und mit kaltem Blute nicht weniger, als 3 Millionen an Männern, Weibern und Kindern niedermachten, und auf die Art die sämmtlichen Einwohner, von denen ihnen doch viele bey ihrer ersten Niederlassung auf dieser Insel sehr freundschaftlich begegnet hatten, vertilgten.

§. 7. Wir haben bereits des Versuchs der Spanier, die Kolonien auf St. Christoph, als diese Insel zwischen den Franzosen und Engelländern getheilt war, zu Grund zu richten, Erwähnung gethan; allein durch dieses ungerechte Unternehmen zogen sie sich selbst eine sehr strenge Rache über den Hals. Denn verschiedene von den Französischen Einwohnern, die aus St. Christoph vertrieben, und dadurch in sehr kümmerliche Umstände gerathen waren, fiengen an, auf verzweifelte Unternehmungen zu denken. Sie vereinigten sich mit einigen Engelländern, Holländern und andern entschlossenen Leuten, und fiengen einen Seeräuberkrieg gegen Spanien an. Anfangs begnügten sie sich mit der Wegnahme

der Spanischen Schiffe und Vernichtung ihres Handels. Nachher aber landeten sie, durch ihren guten Fortgang angefeuert und verstärkt, auf dem festen Lande und Neuspanien und Terra-Firma, und sengten und plünderten das offene Land. Ihre Zahl und Kühnheit wuchs mit ihrem Glück; vereint nahmen sie einige der stärksten Festungen und reichen Städte der Spanier, wie Portobello, Campeachy und Maracaibo, ein. Selbst die Stadt Panama eroberten sie mit Sturm, und verbrannten sie, nachdem sie eine Armee geschlagen hatten, die ihr zu Hülfe kam. In allen diesen und andern von ihnen eroberten Oertern fanden sie unglaubliche Beute, und begiengen die unerhörtesten Grausamkeiten. Eine andere Bande von diesen Seeräubern gieng durch die Magellanische Meerenge in die Südsee, und machte die ganze Küste von Peru, Chili und Mexico, zu einem Schauplaz der Verwüstung. Denn das Glück begleitete sie überall, weil sie sich stets so tapfer und geschickt betrugen, daß sie bey einer gerechtern Sache die größte Ehre verdient haben würden.

Diese Seeräuber, die wir uneigentlich Buckanier heissen, werden von den Franzosen Flibustier von den Holländischen Jagdschiffen (Flyboots), worinn sie ihre erste Expeditionen unternahmen, genannt. Buckanier sind Leute, die wilde Thiere in Amerika ihrer Häute und ihres Talchs wegen jagen; von diesen vereinigten sich einige mit den Flibustiern bey deren ersten Unternehmungen, und davon gaben die Engelländer

dem

dem ganzen Corps den Namen. Diese Leute brachten, wie schon angezeigt worden, oft ihre Prisen und Beute nach Jamaica, und bereicherten dadurch diese Insel. Andere, die da fanden, daß die Spanier zu Hispaniola so schwach waren, daß sie einen beträchtlichen Theil dieser Insel auf gewisse Art verlassen hatten, machten solche zu ihrem Sammelplaz. Die, welche Thiere jagten, fanden an den durch Spanische Tyranney entstandenen Wüsten einen sehr geschickten Ort, ihr eigentliches Handwerk zu treiben. Zu diesen zwey Arten von Leuten kam noch eine dritte, nämlich einige Franzosen von den kleinern Antillen. Diese sahen ein, wie viel zu gewinnen wäre, wenn sie Leute, die ausschweifend in ihren Ausgaben, und nicht sehr genau in ihrem Handel waren, mit dem Nöthigen versähen; sie erfuhren nächstdem, daß diese Insel den besten Boden von Amerika hatte: daher begaben sie sich dahin, und lebten daselbst wie Pflanzer und Kaufleute. Diese 3 Sorten von Leuten, die einander wechselseitig nüzlich waren, lebten sehr einig mit einander. Oft wurden sie zwar von den Spaniern vertrieben, allein verstärkt kehrten sie immer zurück; und kaum konnten jene nur einen Theil dieser Insel noch behaupten.

§. 8. Der Französische Hof sahe anfangs mit Stillschweigen dem Fortgang dieser Leute zu, und wenn Klagen einliefen, so misbilligte er bloß deren Verfahren. Als aber nachher die Franzosen in Hispaniola zahlreich, mächtig, und reich wurden; so erkannte er sie für Unterthanen,

und

und schickte ihnen einen Gouverneur und regelmäßige Truppen, um sie bey dem, was sie erworben hatten, zu beschüzen. Der alten Sitte, Seeräuberey zu treiben, wurde immer noch nachgesehen, bis sich der Häutehandel vermehrte, und die Pflanzungen sich ausbreiteten. Endlich erhielt Frankreich ein gesezmässiges Recht, indem die Spanier in dem Ryswicker Frieden 1697 den *NW*lichen Theil dieser Insel an dasselbe abtraten. Dies ist der beste und fruchtbarste Theil der Insel, und zugleich die vornehmste Kolonie der Franzosen in Westindien und ganz Amerika. Sie fängt bey einer grossen Ebene, Namens Bahaia, an der Nordseite der Insel, etwa 30 Meilen gegen *O.* vom Cap François an, und erstreckt sich längst der ganzen Seeküste: von da läuft sie gegen *W.*, und reicht an der Südseite bis ans Cap Morgan. Ohne die Krümmungen hat sie 200, und mit denselben 300 Seemeilen im Umfange.

Diese Kolonie, wenn sie so genannt werden kann, ist seit der Zeit von Frankreich sehr aufgemuntert worden, und enthielt schon im J. 1726 nicht weniger als 30000 Weisse und 100000 Negern. Es wurden 60000 Oxhöfte Zucker, jedes zu 500 Pfund, daselbst gemacht; der Indigo betrug an Werth halb so viel als der Zucker; und eine grosse Menge Baumwolle, Cacao und Ingwer wurde nach Frankreich ausgeschifft. Seitdem haben sie auch sehr viel Caffee zu bauen angefangen, und alle andern Zweige ihrer Handlungsproducte sind zu einer erstaunenden Höhe angewachsen. Ein Spanischer Schriftsteller von

vieler

vieler Beurtheilungskraft und Einsicht, der vor 20 Jahren schrieb, rechnet die Producte der Pflanzungen nahe bey Cap François, der Hauptstadt vom Französischen Hispaniola, und die aus dieser einzigen Stadt exportirt wurden, auf 30000 Tonnen an Zucker, Indigo, Taback und Caffee, die, nach der geringsten Berechnung, nicht weniger als 600000 Pf. Sterling an Werth betragen können. Rechnet man nun hierzu die Exporten der 2 beträchtlichen Häfen, Petit Guaves und Leogane, und der andern geringern Häfen, die zusammen wenigstens eben so viel, als die Hauptstadt, ausführen sollen: so beläuft sich der Werth der Exporten des Französischen Antheils dieser Insel jährlich auf 1,200,000 Pf. Noch einen andern Handelszweig von grossem Vortheil für das Mutterland giebt es hier, und dieser wird mit den Spaniern ganz mit Französischen Manufacturen, wofür diese Silber geben, getrieben. Dieser Artikel allein soll Frankreich nicht weniger, als 2 Millionen Piaster jährlich, eintragen.

§. 9. Die vornehmsten Oerter auf der Insel sind:

1) Cap François an der nördlichen Seite, das von den Franzosen oft Vorzugsweise das Cap genannt wird. Diese Stadt liegt unter 19° 35′ N. Br., und 68° 49′ W. Länge, und enthält ohngefähr 8000 Weisse und Schwarze. In der Mitte derselben ist ein geräumiges Viereck, etwa 300 Schritte lang und breit, bey welchem sich 7 bis 8 Strassen endigen. Im Anfang der Regierung K. Wilhelms wurde diese Stadt durch die vereinte Macht der Engelländer und Spanier zerstört. Jezt ist sie weder

mit einem Walle noch mit Pallisaden umgeben, und soll blos 2 Batterien haben, eine beym Eingange des Hafens, die andere vor der Stadt.

2) Leogane, eine Stadt an der westlichen Seite, die zwar nicht so groß ist, aber einen guten Hafen hat, und ansehnlichen Handel treibt. Sie ist überdem der Siz des Französischen Gouvernements, das in den Händen des Gouverneurs und eines Intendanten ist, die einander wechselsweise zum Zaume dienen.

Noch zwey andere ihres Handels wegen beträchtliche Städte sind: Petit Guaves am westlichen Ende der Insel, und Port Louis im südwestlichen Theile.

§. 10. Die den Spaniern zugehörige Hauptstadt ist:

St. Domingo, unter 18° 7′ N. Br., und 69° 27′ W. Länge, eine grosse wohlgebaute Stadt, hat einen guten Hafen und verschiedene prächtige Gebäude, worunter vornehmlich der königl. Spanischen Zolleinnehmer ihre gehören. Hier ist eine schöne Cathedralkirche, 7 grosse Mönchs- und 2 Nonnenklöster; eine Münze, ein Collegium mit 400 Ducaten Einkünften, eine Universität, und ein Hospital mit 20,000 Ducaten jährlicher Einkünfte. Diese Stadt ist der Siz eines Erzbischofs, und die Residenz des General-Gouverneurs vom Spanischen Westindien, und der Richter der königl. Gerichtshöfe. Der größte Theil des wenigen Handels, den die Spanier auf dieser Insel haben, wird von diesem Hafen aus getrieben; der bey der Kette (*bar*) 15 Faden Wasser hat, groß und sicher ist, und durch etliche Batterien, ein Kastel und andere Festungswerke vertheidiget wird. Die Stadt ist nach Spanischer Art von Steinen erbaut, und hat in der Mitte einen grossen viereckten Marktplaz, um welchen herum die Cathedralkirche und andere öffentliche Gebäude stehen. Von

diesem

diesem Plaze laufen die vornehmsten Strassen in gerader Linie aus, und werden von andern rechtwinkelicht durchkreuzet. St. Domingo stellt beynahe ein Quadrat vor, und hat eine sehr angenehme Lage zwischen einem grossen schiffbaren Flusse an der westlichen, dem Ocean an der südlichen, und einem schönen fruchtbaren Lande an der nördlichen und östlichen Seite.

§. 11. Noch die beyden folgenden Inseln gehören zu dem französischen Antheile von Hispaniola:

1) St. Louis, die etwa 6 Seemeilen gegen *NO.* von der Kuhinsel liegt, und kaum $\frac{1}{2}$ Meile lang, und nicht völlig $\frac{1}{4}$ Meile breit, aber doch mit einem Fort versehen ist. Diese Insel ist just hoch genug, um bey hohem Wasser nicht überschwemmet zu werden. Von Hispaniola wird sie durch eine kaum $\frac{3}{4}$ Meile breite Strasse getrennt, worinn kleine Schiffe in tiefem Wasser dicht am Ufer vor Anker liegen. Es giebt nicht einen Tropfen frisches Wasser auf der Insel, und der gefallene Regen sickert den Augenblick durch, wie durch ein Sieb, so daß die Einwohner ihr Wasser alle Tage von einem kleinen Flusse in Hispaniola $1\frac{1}{2}$ Meilen weit herholen müssen. Im J. 1737 machte ein Orkan eine Stadt auf dieser kleinen Insel dem Erdboden gleich, nur die Kirche und 2 Häuser ausgenommen. Verschiedene um das Fort stehende Gebäude wurden ebenfalls niedergeworfen, und die unter demselben vor Anker liegenden Schiffe entweder auf die Küste oder in die offne See getrieben. Aber einige von diesen Schiffen nebst etlichen Magazinen

nen wurden durch den Bliz verbrannt, viele Leute ersoffen, und alle Zuckerröhre und Baumwollenbäume sowohl auf dieser Insel, als in deren Nachbarschaft, wurden zerstöhrt.

2) Vache, oder die Kuhinsel, die etwa 3 Seemeilen von Hispaniola liegt, und 5 bis 6 dergleichen Meilen lang ist. Der Boden ist sehr gut, und sie hat 2 bis 3 erträgliche Häfen, wovon einer Schiffe von 300 Tonnen aufnehmen kann. Diese Insel liegt zum Handel mit den Spanischen Kolonien auf dem festen Lande von Amerika, und zur Unterhaltung einer Communication mit der Insel Cayenne, der einzigen Französischen Kolonie an der Küste von Südamerika, sehr bequem. Ihren Namen hat sie davon, daß man sie zum Weideplaz für Hornvieh und Schweine braucht; und hier pflegten sonst die Buckanier zusammen zu kommen, um den den Spaniern abgenommenen Raub zu theilen.

Rund um Hispaniola herum liegen noch viele andere kleine Inseln, wovon aber die meisten unbewohnt sind.

## Capitel 3.

### Von St. Bartholomew, Marigalante und Deseada.

Ihre Lage, Grösse und Producte. Geschichte derselben.

§. 12. St. Bartholomew liegt im 18° Nördl. Breite, und im 62° 30′ Westl. Länge, 25 Meilen gegen *N.* von St. Christoph, und

30 Meilen gegen *NO.* von Saba. Man schäzt sie blos auf 15 Meilen im Umfang; allein sie bringt Taback und Cassava hervor, und ist mit Bäumen bedeckt, die ihr einen sehr schönen Anblick geben. Dahin gehört der Seifenbaum, der Calabaschbaum, der Canapiabaum, der ein sehr angenehmes und heilsames Gummi giebt, das Lignum vitä, und das Eisenholz. An der Küste sieht man den Fisch, der Seestern und Seeapfel genannt wird, ingleichen unendlich verschiedene Vögel. Aber anderes frisches Wasser, als Regenwasser, das die Einwohner in Cisternen aufbewahren, giebt es hier nicht. Die Insel wird von so viel Felsen umgeben, daß es für Schiffe von grosser Last gefährlich ist, sich ihr zu nähern. Der Hafen aber ist sehr gut, und in Kriegszeiten thun die Franzosen von da aus unserm Handel gewaltigen Schaden.

Poincy, der Französische Gouverneur von St. Christoph, bevölkerte diese Insel im J. 1648. Damals hielt man den Boden darauf für sehr mittelmäßig, daher die Franzosen in dem ungestörten Besiz derselben blieben, bis 1689 Sir Timothy Thornhill darauf landete. Bey dieser langen Ruhe hatten die Einwohner ihre Insel mit Batterien und Brustwehren, die 2 Acres vom Boden einnahmen, und mit einer doppelten Reihe von 6 Fuß hohen Pallisaden umgeben waren, befestiget. Doch Sir Timothy bemeisterte sich dieser Werke, verwüstete die Insel, und führte 700 Einwohner mit ihrem Vieh und Gute weg, wovon er die Mannspersonen nach Nevis,

die

die Frauensleute aber nach St. Christoph schickte. Weil aber die englische Regierung dies Verfahren für zu hart hielt; so erlaubte sie den Einwohnern, nach der Insel zurück zu kehren, und sie als englische Unterthanen zu besizen; und nach dem Ryswickischen Frieden wurde sie ganz wieder an Frankreich abgetreten. Während des ersten Kriegs mit Frankreich, der unter K. Georg II. ausbrach, lag diese Insel den Franzosen zur Freybeuterey so bequem, daß sie über 50 englische Schiffe in deren Hafen aufbrachten. Daher überfielen zwey Freybeuter von Antigua die Franzosen, und bezwangen die Einwohner, ehe diese sich in Vertheidigungsstand sezen konnten, wobey sie 400 Weisse, wovon 140 die Waffen tragen konnten, und 300 Schwarze zu Gefangenen machten. Jedoch wurde diese Insel nachher den Franzosen zurückgegeben, die seit der Zeit im Besiz derselben geblieben sind. Ihre vornehmsten Producte sind Apothekerwaaren und Lignum vitä, ingleichen Kalksteine, die die Einwohner nach den benachbarten Inseln schicken.

§. 13. Die Insel Marigalante liegt unterm 61° Westl. Länge, und 15° 40′ Nördl. Breite, ohngefähr 30 Meilen gegen *NO.* von Dominica, und 40 gegen *SO.* von Guadaloupe. Colon entdeckte sie im J. 1493, und gab ihr den Namen seines Schiffes.

Sie ist ohngefähr 16 Meilen von *N.* nach *S.* lang, 4 von *O.* nach *W.* breit, und voller Hügel. Längst der östlichen Küste laufen hohe Felsen so senkrecht hin, als wenn sie von der Kunst gebildet

det wären: diese geben einen Zufluchtsort für eine ungeheuere Menge Tropikvögel ab, indem sie so voll Löcher sind, wie ein Taubenhaus. An der SOlichen Seite der Insel giebt es schwarze Felsen, aber die westliche Küste ist eben. Die Insel hat viele grosse Höhlen nebst vielen kleinen Ströhmen und Teichen von frischem Wasser. Sie ist mit Bäumen bedeckt, und hat besonders einen Ueberfluß an Taback und wilden Zimmetbäumen. Ihre Producte sind eben die, wie von den übrigen Karaibischen Inseln, und die Pflanzungen sind an der Südseite. Wie sie das lezte Mal von den Engelländern erobert wurde, lieferte sie nur 1000 Orhöfte Zucker.

Die Franzosen sandten um das J. 1647 die erste Kolonie hieher, und blieben nach einem langen Streit in deren Besize. Aber die Holländer plünderten sie nachher zweymal aus; und im J. 1691 segelten der General Codrington und Commodore Wright von den Leewardinseln hieher, sezten ihre Leute ans Land, eroberten die Stadt und das Fort ohne Widerstand, nahmen den Gouverneur und seinen Lieutenant gefangen, und ruinirten die Plantagen. Seit der Zeit war Marigalante kaum ein Gegenstand von Kriegsunternehmungen zu nennen, und ausser der lezten Eroberung nahmen sie die Engelländer noch zweymal ein. Durch den lezten Frieden kam sie wieder an Frankreich.

§. 14. Deseada, oder Desirada, d. i. die erwünschte Insel, hat diesen Namen von Colon bekommen, weil sie die erste Karaibeninsel war,

war, die er auf seiner zweyten Reise im J. 1493 entdeckte. Sie liegt im 16° 20′ Nördl. Breite, und im 61° 20′ Westl. Länge, ohngefähr 20 Meilen gegen *NO.* von Guadaloupe. Ihre Länge beträgt 16, ihre Breite aber nur 2 Meilen. Ein Theil davon ist sehr fruchtbar, indem sich der Boden zum Zucker- und Baumwollenbau schickt, von welcher leztern sie unter allen französischen Inseln die beste liefert. Deseada war im lezten Kriege, wegen des bequemen Zufluchtsorts, den ihre Häfen den Freybeutern darboten, wichtig; doch wurde sie damals von den Engelländern erobert, aber den Franzosen beym Frieden 1763 zurückgegeben.

## Capitel 4.

## Von Guadaloupe.

Ihre Namen, Lage und Berge. Beschreibung des Schwefelbergs. Clima, Gewächse und Thiere. Von den kleinen Inseln Xaintes, oder Allerheiligen. Geschichte von Guadaloupe, und Handel dieser Insel.

§. 15. Die Insel Guardalope, oder Guadaloupe, wurde von Colon so, wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens, genannt. Sie liegt im 16° 6′ Nördl. Breite, und 62° Westl. Länge, etwa 30 Seemeilen gegen *NW.* von Martinico, und ist die größte und schönste, die den Franzosen in diesen Gegenden gehört, indem sie 45 Meilen lang und 38 breit ist. Ein schmaler Seearm oder vielmehr

mehr ein enger Kanal, durch den sich kein Schiff wagen darf, den aber die Einwohner mit ihren Fähren befahren, theilt sie in 2 Theile. Das Land an der östlichen Seite, das Grand-Terre genannt wird, hat Mangel am frischen Wasser, das aber im andern Theil im Ueberfluß vorhanden ist. Das Fort Louis, und eine Redoute, die die Rhede kommandirt, dient diesem Theile zur Vertheidigung. Der westliche Theil heißt Basse-Terre, und darauf stehet die Hauptstadt mit einer Citadel und andern Festungswerken.

Die Insel hat eine Menge hoher Berge und jäher Anhöhen, wohin die Einwohner ihre besten Sachen bey vorhandener Gefahr zu bringen pflegten. Sie hat aber auch viel schöne Ebenen, die mit Bächen und Flüssen gewässert sind. Diese machen den Boden fruchtbar, und geschickt, eine Menge Zucker, Baumwolle, Indigo, Taback, Cassia, Bananas, Ananas, Reis, Maiz, Ingwer, Mandioca und Potatoes hervorzubringen.

Auf dieser Insel stehet ein Berg, der Schwefelberg genannt, der sehr hoch, und oben, wo nur etwas Farrenkraut und einige traurige mit Moos bewachsene Gesträuche stehen, kahl ist: aber sein Gipfel giebt eine schöne Aussicht nach Dominica, Marigalante, Martinico, Montserrat, Nevis, und den andern benachbarten Inseln. Ganz oben ist eine rauhe Fläche, die mit verbrannten Steinen von allerhand Grösse bedeckt ist, und wo aus verschiedenen Spalten und Rizen Rauch herausteigt. An der östlichen Seite

sieht man 2 Mündungen, die eine Schwefelgrube öffnen, wovon die eine länglicht rund ist, etwa 100 Fuß in ihrem größten Durchschnitt hat, und oft dicke Wolken von schwarzem mit Feuerfunken vermischten Dampfe auswirft. Die Negers, die Schwefel verkaufen, holen ihn von diesem Berge. Etwa 200 Schritt unter der niedrigsten dieser Mündungen, sind 3 Teiche von sehr heissem Wasser, 4 bis 5 Schritt von einander. Das in dem größten siehet dunkel aus, und riecht wie das Wasser in einer Schmiede; in dem zweyten ist es weiß, und schmeckt wie Alaun; und im dritten ist es blau, und hat einen Vitriolgeschmack. Auch sind hier viele kleine Quellen, die nach ihrer Vereinigung verschiedene Ströhme bilden. Der mittlere Theil sowohl als der Fuß dieses brennenden Bergs sind sehr vom Gipfel desselben unterschieden; denn hier ist er mit hohen Bäumen und Kräutern bedeckt, durch zahlreiche Bäche gewässert, uud mit möglichster Sorgfalt und Industrie bebaut.

Nahe bey der kleinen Insel Goyaves findet man kochend heisse Quellen, die besonders in der Wassersucht grosse Wirkung haben sollen.

In Grand-Terre sind verschiedene durch die See und das Land gemachte Einschnitte, die so geräumig sind, daß sie die Schiffe gegen Stürme schüzen, und von Palmetobäumen beschattet werden, woran die Schiffe befestiget werden können. Der, welcher der grosse Cul de Sac genannt wird, giebt eine vortreffliche Rhede für Schiffe von allen Lasten ab.

§. 16.

§. 16. Die Luft ist heiter und gesund. Von Gewächsen ist hier: der Copaubaum, der wegen seines heilenden Balsams oder Oels berühmt ist; die Milchstaude, aus deren Fasern ein der Milch gleichendes Wasser gepreßt wird; und der Corbary-Baum. Dieser leztere trägt eine mit einer Schaale bedeckte Frucht, worinn ein sanftes saffranfarbiges Fleisch stecket, das ein Gummi giebt: wenn dieses an der Sonne gehärtet ist, so wird es klar und fest, daher die eingebohrnen Karaiben es sonst zu Armbändern und andern Zierrathen brauchten.

Der merkwürdigste Vogel ist einer, der dieser Insel und Dominica eigen seyn soll, ob er gleich ein Zugvogel ist. Wegen der Schwärze seiner Federn heißt er der Teufelsvogel, und ist so groß wie ein junges Hühnchen. Seine Flügel sind lang, die Beine kurz, und die Füsse, die Entenfüssen gleichen, haben starke Klauen. Der Schnabel ist gekrümmt, scharf, hart und 1½ Zoll lang. Seine Augen sind groß, und dienen ihm, die Fische zu erkennen, die er bey Nacht in der See fängt; allein das Tageslicht kann er im Fliegen nicht vertragen, so daß diese Vögel oft auf Gegenstände rennen, die ihnen im Wege stehen, und niederfallen. Wenn sie in der Nacht gefischt haben, fliegen sie nach dem Teufelsberge, wo sie Paarweise in Höhlen, wie Kaninichen wohnen. Auf dieser Insel halten sie sich den October und November über auf; einzeln werden sie zwar auch in andern Monaten gesehen, alle aber verschwinden im May, und man sieht sie

vor

vor dem September nicht wieder. Die Negern haben hier eine besondere Art, diese Vögel mit Hunden und Falken zu fangen. Wenn ihrem Fleische der fischhafte Geschmack genommen ist, giebt es eine gute und nahrhafte Speise ab; und so lange ihre Zeit dauert, nähren sich die Negern und armen Leute auf der Insel davon.

Die Buchten an den Küsten von Guadaloupe haben Schildkröten, Seehunde, Landkrabben, und viele Arten Fische.

Die Bienen sind hier ganz von den Europäischen verschieden; denn sie sind schwarz, kleiner, und haben keinen Stachel. Sie schwärmen nie, als in hohle Bäume, und ihr Wachs, das eine ins Schwarze fallende Purpurfarbe hat, ist zu weich für Lichter, und kann nicht gebleicht werden. Statt Zellen zu machen, thun diese Bienen ihr Honig in Blasen von Wachs, etwa von der Grösse und Gestalt eines Taubeneyes. Allein dies Honig soll nie hart werden, noch eine andere Consistenz, als wie Baumöl, erlangen.

Ein Insect, Namens Ravet, belästigt diese Insel sehr. Es gleicht einer Maywanze, hat einen häßlichen Geruch, frißt Papier, Bücher und Meublen, und was es nicht aufnagt, entfärbt es durch seinen Unflath. Dies schädliche Insect, das sehr häufig ist, und hauptsächlich in der Nacht zum Vorschein kömmt, würde unerträglich seyn, wenn es eine grosse Spinne nicht in ihrem Gewebe verstrickte, und bey aller Gelegenheit es überfiele; daher die Einwohner sich

sorg-

sorgfältig hüten, diese Spinnen im mindesten zu beleidigen.

Unter dem Gouvernement von Guadaloupe steht die eben beschriebene Insel Deseada, nebst den Inseln Saintes oder Allerheiligen. Dieser leztern sind 3 an der Zahl, und ihr Boden ist fast eben so, wie der auf Guadaloupe. Die westlichste ist die beste, und hat etwa 9 Meilen im Umkreise; aber keine von diesen Inseln scheint jemals ordentlich bewohnt gewesen zu seyn: denn es fehlt ihnen frisches Wasser, ob sie gleich sonst alle andere Nothwendigkeiten des Lebens hervorbringen.

§. 17. Wir haben keine Nachricht von der Geschichte dieser Insel von den Zeiten Colons an bis zur Errichtung der französischen General-Kompagnie der Amerikanischen Inseln im J. 1635. Diese konnte ihre Inseln nicht selbst bepflanzen und cultiviren; daher bevollmächtigte sie Mr. St. Olive, ihren General-Lieutenant auf St. Christoph, und Mr. du Plessis, mit einigen Kaufleuten von Dieppe wegen einer Niederlassung auf Guadaloupe zu contrahiren. Die Religionsunruhen in Frankreich brachten bald einige Waghälse hervor, die, ausser der Hoffnung einer völligen Gewissensfreyheit, noch durch Absichten des Gewinstes gereizt wurden. Die Dieppper Kaufleute schlossen mit 400 Leuten einen Vertrag, wodurch sich leztere verpflichteten, erstern 4 Jahre lang zu dienen. Aber wenige von den protestantischen Kolonisten liessen es sich einfallen, daß diese neue Pflanzstadt unter der Aufsicht des

Richelieu

Richelieu stehe, der ihnen 4 Dominicaner mitgab, die vom Pabst Urban VIII. mit völliger Macht versehen waren.

Unglücklicher Weise versahen sich diese Leute in der Wahl des Landungsplazes, denn der Boden taugte gar nichts: und noch unglücklichrer Weise entzweyten sich d'Olive und du Plessis wegen der Theilung des Commando, und hatten überdies aus unverzeihlicher Nachlässigkeit sich nicht mit hinreichenden Lebensmitteln versehen. Denn bey deren Untersuchung fanden sie nur einen Vorrath auf 2 Monate, worauf beyde Anführer sich zu trennen beschlossen, und Leute und Ammunition theilten.

Die Eingebohrnen bezeigten über ihre Ankunft nicht den geringsten Unwillen; vielmehr standen sie ihnen bey, ihre Hütten zu bauen, gaben ihnen Cassavabrod und Saamen, um Taback, Baumwolle und Erbsen zu ziehen, und lehrten sie Schildkröten und Fische fangen. Aber wahrscheinlich mochten sich die Franzosen sehr undankbar dagegen betragen; denn bald nachher wurden sie von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht, die vielen tödtlich war: andre flohen nach St. Christoph, und die Zurückgebliebenen geriethen in so abscheuliche Noth, daß sie, ihre verstorbenen Freunde ausgraben und fressen mußten. Ein Schiff von Dieppe langte inzwischen mit 140 Mann an, und brachte auch auf 1 Monat Lebensmittel mit; aber diese wurden bald verzehrt, und Hunger und Sterben fand sich wieder ein. Doch erhielten einige auf allerhand Art

ihr

ihr Leben beynahe 5 Jahr; allein ihre Körper waren so entkräftet, daß sie den Boden nicht aufräumen, und kein Getreyde, Pflanzen, Wurzeln oder Früchte ziehen konnten.

Während dieses Elends starb Du Plessis, und d' Olive, dessen Geiz und Grausamkeit so groß, als die Hungersnoth war, wurde der einzige Gouverneur. Er brach mit den Eingebohrnen, und machte eine Menge nieder, als das geschwindste Mittel, Unterhalt zu bekommen. Diese aber vereinigten sich mit den Karaiben von den benachbarten Inseln, griffen die Franzosen an, und machten ihrer so viel nieder, daß die übriggebliebenen kaum noch den Namen einer Kolonie verdienten. Inzwischen erhielten sie verschiedene Verstärkungen aus Europa und St. Christoph; aber nach dem Berichte der französischen Schriftsteller verunglückten alle ihre Proviantschiffe. Dem d' Olive verstattete indessen seine Herrschsucht nicht einmal den Gedanken, diese elende Kolonie aufzugeben. Er schickte einen Dominicaner, als seinen Agenten an den Französischen Hof, um sich gegen denselben zu beklagen, und geschwinde Hülfe zu suchen. Der Dominicaner stellte die Kolonisten als rebellische Kezer vor, und d' Olive ward zum einzigen Gouverneur der Kolonie ernannt. Nach Erhaltung seines Patents ließ er die Offiziere zusammen kommen, um solches anzuhören; aber während dieser Ceremonie kam in der Dominicanerkirche Feuer aus, und sie verbrannte mit allen ihren reichen Zierrathen. Seit dem war alles wiederholte

An-

Ansuchen des d' Olive um neue Hülfe ohne Wirkung, und die schreckliche Lage, worinn er war, griff sein Gehirn an. Er wurde blind, und gieng darauf nach St. Christoph, wo ihn Mr. de Poincy, Generalgouverneur der Französischen Inseln, arretirte. Neue Truppen wurden darauf nach Guadaloupe gesandt; die Tyranney der Officiers reizte aber die Gemeinen zum Aufruhr, und zu dessen Dämpfung mußte Mr. de Poincy 500 Mann von St. Christoph hinüber schicken.

Nachher litt noch die Kolonie durch andre böse Gouverneurs, Orkane, und Raupenschwärme. Zulezt kam die Insel an die Neue Westindische Kompagnie, allein im J. 1674 nahm der König sie für sich selbst. Die Minister nahmen nun ein gewisses Handlungssystem an, und bald wurde sie die blühendste aller französischen Kolonien. Man befestigte sie mit Forts und Redouten, die 1702 in so guten Umständen waren, daß Admiral Bembow, der hier mit einem beträchtlichen Corps Landsoldaten landete, es nicht für rathsam hielt, sie anzugreifen, sondern nach Verwüstung der Pflanzstädte und offenen Dörfer wieder abzog.

Aber im J. 1759 kam eine zu Martinico abgeschlagene Flotte von Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardier-Galioten, unterm Commodore Moore, und einigen Landsoldaten unter General Hopson, vor Guadaloupe. Die Stadt nebst der Citadel Basse-Terre wurde sogleich bombardirt, und noch in der nämlichen Nacht geriethen die Kirchen und Häuser der Stadt, der vielen

Batte-

Batterien am Ufer ohnerachtet, an allen Orten in Brand, so daß das Pulver der Magazine dem Feind um die Ohren herum flog. Den folgenden Tag landeten die Engelländer, und fanden Stadt und Citadelle verlassen; die Insel aber war noch lange nicht erobert. Die Franzosen hatten sich mit ihren bewaffneten Negern an den Bergen verschanzt, und waren muthig entschlossen, sich so lange als möglich zu vertheidigen. General Hopson starb bald darauf, und das Commando fiel auf den Generalmajor Barrington. Die Engelländer wurden durch unaufhörliches Allarmiren ermüdet, und durch den beständigen Dienst abgemattet; und doch gewannen sie einen Posten nach dem andern, und rückten immer weiter vor, wachsam wo Vorsicht nöthig war, und unüberwindlich im Angriffe. Oft litten sie von verborgenem Feuer in den Gehölzen und von den lauernden Partheyen der Negern, die sich nicht aufspüren liessen. Endlich aber schickte doch der Französische Gouverneur, wie er alle Gegenwehr vergeblich fand, eine Stillstandsflagge, und übergab Guadaloupe an die Engelländer.

§. 18. Seit dem Guadaloupe unmittelbar unter den Schuz des Königes von Frankreich kam, wurde sie bey weitem die einträglichste aller seiner Kolonien. Nach der festen Versicherung einiger Handelsschriftsteller von grossem Credit, die auf dieser Insel waren, wie die Britten sie erobert hatten, hatte sie vor dieser Epoche mehr Zucker hervorgebracht, als alle Brittischen Zu-

ckerinseln zusammen. Etwas unglaublich ists, wenn einige den von Guadaloupe und von den davon abhängigen Inseln ausgeführten Zucker auf 150000 Oxhöffte anschlagen. Gemässigter ist der Anschlag anderer, nach welchen diese Insel, ausser dem Caffee, Zimmt und anderen Waaren, 100000 Oxhöfte Zucker geliefert haben soll.

Durch den Frieden von 1763 kam Frankreich wieder in den Besiz dieser Insel, und scheint nun die Wichtigkeit derselben mehr, als jemals, zu fühlen. Es hat sie einer Spanischen Kolonie gemäß einzurichten gesucht, und durch ein bekannt gemachtes Edict fremden Schiffen, bey Strafe der Confiscation des Schiffs und der Ladung, einer Geldstrafe von 300 Livres und einjährigen Gefängnisses, verboten, sich ohne schriftliche Erlaubniß des Intendanten der Küste über eine Seemeile zu nähern, oder ein Boot ans Land zu schicken.

## Capitel 5.

### Von Martinico.

Ihre Lage, Größe, Clima, Gestalt des Landes, und Producte. Regierungsform, vornehmste Städte, Handel und Geschichte dieser Insel.

§. 19. Martinico ist nicht nur die vornehmste, sondern auch die größte der französischen Karaibeninseln. Sie liegt zwischen den 14—15° Nördl. Breite, und 60° 33′—61° 10′ Westl. Länge, etwa 20 Seemeilen gegen *NW.* von Barbadoes. Von *NW.* nach *SO.* ist sie beynahe 60 Meilen

Meilen lang, ihre Breite ist sehr ungleich, und ihr Umfang beträgt ohngefähr 130 Meilen.

Hier ist die Luft heisser, als in Guadaloupe, aber Orkane sind hier nie so häufig, oder so heftig gewesen, als auf dieser Insel und einigen andern Karaiben. Zwar wird Martinico in Ansehung derer, die einmal daselbst wohnen, im Ganzen für gesund gehalten; doch erregt die Menge des durchströhmenden Wassers eine Nässe, die der Leibesbeschaffenheit der Einwohner schädlich ist. Auch ist diese Insel epidemischen Krankheiten, die vornehmlich in Schiffen von Asien und Afrika hinüber gebracht sind, sehr unterworfen.

Etwas ins Land hinein ist sie bergicht, und in einiger Entfernung sieht sie wie 3 einzele Berge aus. Auch an der Nordseite hat sie 3 Felsen, die so liegen, daß sie von der See aus wie 3 verschiedene Inseln aussieht.

Martinico soll nicht weniger als 40 Flüsse haben, wovon einige ziemlich weit ins Land hinein schiffbar sind. Ausser den Ströhmen aber, die in der Regenzeit die Thäler und Wiesen überschwemmen, giebt es nur 10 Flüsse, die nie austrocknen, die von den Bergen in die See herabfliessen, und zuweilen aus ihren Ufern treten, wobey sie Häuser und Bäume fortreissen. Einige Berge sind bebaut, und an ihren steilen Anhöhen wächst besserer Taback, als in den Thälern. Andere Berge sind mit Bäumen bewachsen, und geben den wilden Thieren und vielen Schlangen einen Zufluchtsort ab. Die übrigen Producte der Insel sind ohngefähr eben die von Barbados,

dos, als: Zucker, Baumwolle, Indigo, Ingwer, Aloe, Pimento, Indische Feigen, Bananas, Ananas, Melonen, Cassia, Mandioca, Potatoes, und andre Wurzeln. Ein Jahr ins andere gerechnet, sollen hier jährlich 10000 Orhöfte Zucker zu 600 Pfund verfertigt werden. Ausser den Schweinen sind die vornehmsten Lebensmittel: Guineische Färken, Welsche Hühner, Holztauben, Ortolanen, Frösche und Eidechsen. Die Küste hat eine Menge bequemer Bayen und Häfen, worinn man einen Ueberfluß an Schildkröten antrifft.

Martinico ist nicht nur die vornehmste Karaibeninsel der Franzosen, sondern auch der Siz des Generalgouverneurs und eines Intendanten; auch eines höchsten Conseils, das über alle übrigen Inseln, und selbst über den französischen Antheil von Hispaniola, gesezt ist. Dies Conseil besteht aus dem Generalgouverneur, dem Intendanten, dem Gouverneur der Insel, einem Generalanwald, dem Gouverneurlieutenant für die Krone, und 12 Räthen. Seine Macht ist sehr ausgedehnt; denn es spricht in der lezten Instanz in allen Sachen, die durch Appellation vor dasselbe gebracht sind. Ist der Generalgouverneur auf der Insel gegenwärtig; so ist er Präsident des Conseil: in seiner Abwesenheit aber ists der Intendant. Sind beyde abwesend; so sammlet der älteste von den gegenwärtigen Räthen die Stimmen, und spricht das Urtheil im Namen des Gerichts. Die übrigen Beamten auf der Insel sind 2 Gouverneurlieutenants, der eine

für

für Capesterre, der andere für Basseterre, und ein Secretair der Marine, der eine sehr weit gehende Gewalt hat. Ehe diese Insel von den Engelländern bezwungen ward, konnte sie 10000 streitbare Weisse und über 40000 Negern ins Feld stellen; einige Kompagnien regelmässiger Truppen waren überdies auf dieser Insel beständig einquartirt: so daß die Franzosen sie für unüberwindlich ausgaben.

§. 20. Die vornehmsten Pläze auf Martinico sind St. Pierre und Port Royal.

St. Pierre, die Hauptstadt von Martinico, ward im J. 1665. erbaut, um die Rebellen auf der Insel, die gegen deren Eigenthümer, die zweyte Westindische Kompagnie, (der zugleich damals alle französische Antillen gehörten) einen Aufstand erregt hatten, in Furcht zu erhalten. Die Stadt ist längs der Küste gebaut, und eine Batterie, die die Rhede commandirt, ist an der westlichen Seite, wo der Fluß Royolan oder St. Peter fließt. Der vornehmste Eingang in das Fort ist von O. Auf der Anhöhe, von der man über die Stadt wegsehen kann, ist ein Wall, 35 Faden lang, der mit Kanonen wohl versehen ist, an jedem Ende einen grossen Thurm hat, und die Parade der Stadt bestreicht, aufgeführt. Das Fort hat weder Graben, noch bedeckten Weg; aber die Mauern sind 4½ Fuß dick, und mit einer Brustwehr und Absäzen (*battlements*) von Steinen, und die Thore mit starken Pallisaden versehen. Die Parade ist ein Viereck, an jeder Seite 300 Fuß groß, und an 3 Seiten mit Häusern umgeben, bey denen 5 Strassen anfangen; an der 4ten Seite steht das Fort. Die Stadt besteht aus 3 Theilen. Der mittlere, oder das eigentliche St. Pierre, fängt bey dem Forte an, und läuft westwärts nach der Batterie St. Niklas, die auf einer Anhöhe stehet, und mit 11 Kanonen besezt

sezt ist. Unter den Mauern des zweyten Theils liegen Schiffe viel sicherer vor Anker, als unter dem Forte, daher dieser Theil der Ankerplaz (*ancorage*) genannt wird. Er geht von der Batterie St. Niklas bis an die Batterie St. Robert, die die Stadt an der westlichen Seite begränzt. Der 3te Theil, die Gallerie genannt, läuft längs der Seeküste von Fort St. Pierre bis an den Jesuiterfluß, und ist der bevölkertste Theil der Stadt. Aber die Festungswerke, so fürchterlich sie auch auf dem Papiere scheinen, vertheidigten sich sehr unverhältnißmässig, als die Engelländer die Insel eroberten. Die Häuser in St. Peters Drittel sind nett, bequem und schön, besonders des Gouverneurs der Insel, des Intendanten und der übrigen Beamten ihre. Die Pfarrkirche zu St. Pierre ist ein prächtiges steinernes Gebäude, das den Jesuiten gehörte, 120 Fuß lang, 36 weit, und hat eine herrliche Fronte von Dorischer Ordnung. Die Kirche im Ankerplaz, die den Jacobinermönchen gehört, ist auch von Stein, 90 Fuß lang und 30 breit. Zu jeder von diesen beyden Kirchen gehören noch 2 Kapellen. Nichts ist anmuthiger, als der Spaziergang von dem Hofe, worinn die lezte Kirche stehet, nach dem Jacobinerkloster: Er besteht aus 2 Reihen schöner Orangenbäume, die durch 2 andere Reihen eine halbe Meile lang durchkreuzt werden. Der Küchengarten des Klosters hat alle Arten vortrefflicher Früchte. Das Jesuiterkloster ist aus Marmor und Quadersteinen gebaut, und hat eine schöne Aussicht über eine Menge Gärten und Weinberge.

Fort Royal, der nächste Plaz von Wichtigkeit auf Martinico, ist 21 Meilen zu Lande, und 27 zu Wasser, vom Fort St. Peter entfernt; die Strasse ist aber so unbequem, daß Reisende gewöhnlich den Weg zu Wasser wählen. Dies Fort steht auf einer Anhöhe 15 Faden über die Oberfläche der See, von der solche beynahe umgeben wird, indem hier bloß ein ohngefähr 15 Faden breiter Strich Landes ist; daher man sagen kann, das Fort sey auf einem Isthmus erbaut.

baut. Es ist von Erde, und hat zwey halbe Bästionen, einen halben Mond, einen trocknen Graben, ein Glacis und einen bedeckten Weg mit Pallisaden zu seiner Vertheidigung. An der Seite der einen halben Bastey ist der Hafen, von dem man auf einigen Stufen nach einer befestigten Platform hinaufsteigt. An dieser Seite ist das Fort durch eine doppelte Mauer eingeschlossen, und gegen die See zu ist eine Brustwehr mit einigen Schießlöchern. Der Boden, worauf die Stadt steht, ist eine Art Triebsand; die Stadt selbst aber soll, ungeachtet ihrer regelmässigen Strassen und der grossen Kirche, die den Capucinern gehört, St. Pierre lange nicht gleich kommen.

Cul de Sac Robert liegt an einer grossen etwa 2 Seemeilen tiefen Bay, an deren Eingang 2 kleine Inseln die Gewalt der Wellen brechen, und die Bay dadurch zu einen schönen, sichern und natürlichen Hafen machen. Er ist geräumig genug für eine Menge der größten Schiffe, von denen man an einigen Orten auf einer Diele ans Ufer kommen kann.

Fort Trinité steht am Ende der Dreyeinigkeitsbay, die an der östlichen Seite durch Point de Caravel, und an der Westseite durch einen etwa 200 Fuß breiten Isthmus gebildet wird. Der Gouverneurlieutenant von Capesterre hat seine Residenz in der Stadt Trinité, worinn sich viel Kaufleute aufhalten, und die durch ihre bequeme Lage zum Handel mit Europa, und durch die Sicherheit ihres Hafens, einer der blühendsten Orte auf der Insel geworden ist. Hier wird sehr viel Baumwolle, Zucker, Cocosnüsse und andere Sachen gezogen: die Producte dieser Insel sind fast die nämlichen, die Barbados hat.

§. 21. Im J. 1637. führte Mr. d' Esnambuc 100 Soldaten, die mit allem, was zu Anlegung einer Colonie erforderlich ist, versehen waren, von St. Christoph, das damals der Kro-

ne

ne Frankreich gehörte, nach Martinico. Er landete auf Basseterre, das den südlichen und westlichen Theil der Insel ausmacht; und sogleich sollen die Einwohner die ganze Küste, auf derer ein Fort, Namens St. Peter, erbauete, aufgegeben haben. Da sich leztere nach Capeterre zogen, so legten sich die neuen Kolonisten auf den Potatoes-, Baumwollen-, Mandiaca- und Tabacksbau; und d'Esnambuc ließ bey seiner Rückreise nach St. Christoph seinen Lieutenant du Pont zum Gouverneur auf Martinico. Die Franzosen geben vor, die Einwohner hätten Anschläge gegen sie geschmiedet, und bey jeder Gelegenheit einige von ihnen ermordet; allein nach ihren eignen Erzählungen waren sie selbst die Angreifenden. Da die Feindseligkeiten sich täglich mehrten, so gaben sie den Eingebohrnen kein Quartier mehr, daher diese nach den benachbarten Inseln um Beystand schickten, und auch durch 1500 andere Karaiben, die mit ihren Canoes unter dem Forte landeten, verstärkt wurden. Der französische Gouverneur hatte alle seine Leute und allen seinen Vorrath in seine Verschanzungen gezogen, und die Karaiben, die das Fort für verlassen hielten, näherten sich den Mauern bis auf einen Pistolenschuß. Dies hatte du Pont vorausgesehen: nun nahm er seine Zeit in acht, und ließ auf einmal alle Canonen und Musketen abfeuern; die Hälfte der Karaiben fielen, und die übrigen flohen nach ihren Kanoes zurück. Den Franzosen wurde dadurch der ruhige Besiz ihrer Niederlassungen versichert: sie erweiterten nun

solche

solche sehr, und bald nachher suchten die Eingebohrnen um Frieden nach.

Nun theilten die Franzosen die Insel in 5 Theile oder Kirchspiele, wovon jedes eine Kirche, oder Kapelle, ein Zeughaus, Waaren- und Wohnhäuser, und andere Bequemlichkeiten hatte. Endlich lernten sie von Mr. Poincy die Kunst, das Zuckerrohr zu bauen, und bald verschaffte ihnen dies grosse Vortheile.

Ums J. 1646 weigerten sich viele Einwohner, ihre Abgaben an die westindische Compagnie zu entrichten, und erregten einen Aufstand, der jedoch durch den Tod der vornehmsten Rädelsführer unterdrückt wurde. Als um diese Zeit die Portugiesen den Holländern Brasilien wieder abnahmen, landeten erstere mit einigen reichen Juden zu Martinico, und erboten sich, dazu bleiben. Die Jesuiten sezten sich zwar unter dem Vorwande, daß sie Judenthum und Kezerey auf der Insel einführen würden, stark dagegen; allein ihr Reichthum bewog den Gouverneur, ihnen in einem besondern Viertel eine Wohnung anzuweisen. Doch schickte sich das Clima nicht für sie, sondern viele starben, andere verliessen die Insel, und die wenigen übrig gebliebenen errichteten öffentliche Häuser, wobey sie reiche Leute wurden.

Zu der nämlichen Zeit ergriffen die Karaiben die Waffen, und es erfolgte ein fürchterlich Gemezel. Viele liederliche Leute unter den Franzosen wiegelten die Eingebohrnen auf, und der damalige Gouverneur Parquet wurde in seinem eignen Hause belagert, wo er hätte umkommen müssen,

müssen, wenn nicht einige holländische Schiffe angekommen wären. Denn da diese verschiedene Gegenden der Insel in Flammen sahen, sezten sie 300 Mann ans Land, und schlugen die Eingebohrnen. Hiedurch bekam Parquet Gelegenheit, im Felde zu erscheinen, und die Ureinwohner und die Negern, die sich mit ihnen vereint hatten, wurden niedergemacht, oder nach St. Vincent und Dominica zu fliehen genöthiget; worauf die Franzosen Herren von Capeterre und endlich von der ganzen Insel wurden.

Im J. 1650 verkaufte die alte Westindische Kompagnie Martinico, St. Lucia, Grenada und die Grenadinen für 50000 Livres an Parquet; und 1664 erhielt Ludwig XIV. den Besiz dieser Insel, der sie einer neuen Westindischen Kompagnie verlieh. Zehen Jahre nachher aber unterdrückte er sie, und alle eben erwähnte Inseln wurden nun Domainen. In der Folge griff der berühmte Holländische Admiral de Ruyter Martinico an, und auch die Engelländer nahmen viel fruchtlose Unternehmungen gegen diese Insel vor.

Im J. 1700 belief sich die Zahl der Franzosen ausser den Negern, deren sie sich bedienten, und einer Menge Caraiben, auf 1500. Die lezten wurden auf der Insel wieder zugelassen; sie mussten aber als Sclaven arbeiten, und unter den Franzosen leben, um ihnen alle Gelegenheit zu Anschlägen und Verschwörungen zu benehmen. Im J. 1727 war hier ein fürchterliches Erdbeben, das mit kurzen Zwischenräumen 11 Stunden lang dauerte, und das Fort St. Pierre über

den

den Haufen warf. Viel Leute verlohren dabey ihr Leben, und ausser den Kirchen, Klöstern und andern öffentlichen Gebäuden, wurden über 200 Zuckerwerke ruinirt. Ein Berg wurde der Erde gleich gemacht, und ein anderer von einander gespalten, aus dessen Spalt sich grosse Wasserströhme ergossen. Doch erholte sich die Insel bald wieder, indem die Einwohner, ausser andern Vortheilen, den Guadaloupischen Zucker von hier ausschifften.

§. 22. Die Engelländer hatten immer vergebens Martinico angegriffen: aber im J. 1761 faßte der Hof den Entschluß, gegen diese Insel ein stärkeres Armement auszuschicken, als je in diesen Seen gesehen worden war. Aus Neuyork zog man 11 Battaillons, von der Garnison von Belleisle wurde ein grosser Theil genommen, und alle Truppen, die auf den Leewardinseln cantonirt hatten, mußten sich zu Barbadoes versammlen. Der General Monkton, der sich bey der Eroberung von Quebec so sehr ausgezeichnet hatte, erhielt das Commando über die Landtruppen, und der Rearadmiral Rodney das über die Flotte.

Den 7ten des folgenden Jenners langte die ganze Flotte in der St. Annenbay zu Martinico an, wo Sir James Douglas, ein Capitain unter Admiral Rodney, einige am Ufer errichtete Batterien zum Stillschweigen brachte. Hierbey verlohren zwar die Engelländer den Raisonnable, aber Mannschaft, Kanonen und Amunition wurden geborgen. Nachdem man einen sichern Landungsplaz gefunden, und alle Batterien

zum

zum Schweigen gebracht hatte, landeten die Truppen ohne Widerstand. Verschiedene Scharmützel erfolgten darauf zum Nachtheil der Franzosen, und die Engelländer lagerten sich auf den Höhen über den Cas de Navires. Bey der Untersuchung des Landes aber fanden sie es mit ausgeschwemmten Gräben und Canälen (ravines and gullies) durchschnitten, zwischen welchen Bäche flossen; und wo man noch durchkommen konnte, war der Weg durch Batterien, die der Feind zu dem Ende aufgerichtet hatte, vertheidigt.

So wenig sich auch die Engelländer vor den regelmässigen Truppen der Franzosen zu fürchten hatten; so war doch die Landmiliz nebst den Mulatten und Negern, die alle bewaffnet waren, sehr zahlreich, tapfer und wohl disciplinirt. Ueberdies waren die Engelländer just an einem solchen Orte gelandet, wo sich mehr Schwierigkeiten fanden, als in irgend einer andern Gegend der Insel. Die Aussicht der Armee wurde durch 2 grosse Anhöhen, Morne Garnier und Morne Tortenson, begränzt, die zwar schon von Natur unzugänglich zu seyn schienen, auf deren Befestigung man aber noch die äusserste Sorgfalt gewandt hatte. Morne Tortenson musste zuerst angegriffen werden, und es wurden Batterien errichtet, um die englischen Truppen bey ihrem Marsche durch einen sehr weiten Kanal (*gulley*), der zwischen ihnen und der Anhöhe lag, zu beschützen. Man machte 3 Dispositionen zum Angriff. Die Grenadiers unter dem Major Grant fiengen ihn an; der Brigadier Rufane attakirte

mit

mit seiner Division die feindlichen Redouten längs der Küste, wobey ihm 1000 Seeleute in flachen Böten beystanden, und der Brigadier Walsh sollte sich bemühen, nachdem er links bey einer Plantage angegriffen, mit seiner Brigade, und dem linken Flügel der Infanterie unter dem Obristen Scott, rund um den Feind herum zu kommen. Alle diese Unternehmungen wurden mit erstaunender Heftigkeit und Fortgang ins Werk gerichtet. Der Angriff nahm mit Tages Anbruch seinen Anfang, und um 9 Uhr des Morgens sah sich der Feind, der von einem Posten zum andern getrieben war, genöthigt, Morne Tortenson den Engelländern zu überlassen. Die Verwunderung dieser leztern war nicht zu beschreiben, da sie dessen Stärke und Lage, die überstandenen Gefahren, und die zahlreichen mit Kanonen wohl versehenen Redouten der Franzosen erst recht gewahr wurden. Der Feind floh nach einem ansehnlichen Verlust theils nach Morne Garnier, theils nach Fort Royal, und die brittischen Grenadier verfolgten sie bis zur Brücke des leztern Orts, wo sie gar noch einige Gefangene machten.

General Monkton nahm darauf gewisse Posten in Besiz, die ihm zum Angriff des Morne Garnier dienten; und errichtete Batterien auf Morne Tortenson, um sie auf Fort Royal spielen zu lassen. Einige Tage nachher griffen die Franzosen, die der Meynung waren, daß ihre Feinde ganz muthlos wären, und nur auf gute Gelegenheit warteten, auf die beste Art nach ihren Schiffen zurück zu kommen, die leichte brittische

Infan-

Infanterie an. Allein des Obristen Havilands Brigade schlug nicht allein ihre Feinde hizig und unerschrocken zurück, sondern that auch, statt sich bloß zu vertheidigen, nun selbst den heftigsten Angriff. Sie wurde sehr gut unterstüzt, und verfolgte daher den Feind queer durch die ausgeschwemmten Graben (ravine), bemächtigte sich seiner Batterien, und fasste selbst in dessen Redouten Posto. Die Engelländer verfolgten ihre Vortheile sehr glücklich, und um 9 Uhr in der Nacht sahen sie sich im Besiz des Morne Garnier mit allen dessen Werken.

General Monkton machte nun alle Anstalten, um Fort Royal von den gewonnenen Anhöhen zu beschiessen; allein der Feind wollte es nicht abwarten, sondern schlug den 3. Febr. Chamade, und nahm eine Capitulation an.

Die Eroberung von Martinico sezte auf gewisse Weise den Operationen der Engelländer und Franzosen gegen einander im lezten Kriege ein Ziel. Der Hof zu Versailles gerieth bey der Nachricht davon fast in ein grösseres Schrecken, als ihm der Verlust von Canada erregt hatte. Dazu hatte er um so mehr Ursach, weil seine Minister an fremden Höfen sich in nicht allzu schicklichen Ausdrücken über die schlechte Beurtheilungskraft des Londoner Hofs aufgehalten hatten, der eine Zurüstung gegen eine Insel vornähme, die wegen ihrer durch Natur und Kunst erlangten Festigkeit, und wegen der Zahl, des Muths und der kriegerischen Gesinnungen ihrer Einwohner, aller seiner Macht Troz bieten könnte.

Die

Die Leute auf Martinico blieben die kurze Zeit über, daß die Engelländer diese Insel besassen, sehr ruhig unter ihrer militarischen Regierung, und schienen selbst mit der Veränderung ihrer Herren sehr wohl zufrieden zu seyn. Der Friede von J. 1763 sezte aber die Franzosen wieder in den Besiz dieser Insel.

Mit den Französischen Karaibeninseln sind wir nun fertig, und haben nur noch zu bemerken, daß auch St. Lucia, die aus Irrthum oben S. 456-463 unter die an Großbritannien abgetretenen Inseln gerechnet worden, durch den lezten Frieden an Frankreich zurück gegeben ist, und also hier stehen sollte.

St. Croix oder Santa Cruz, eine andere Karaibische Insel, hat man bis vor kurzem als zu Frankreich gehörig betrachtet, daher sie unter den Inseln dieser Nation in Salmon's Grammatik, und allen andern geographischen Werken, die ihrer gedacht haben, steht. Allein sie ist von den Franzosen verlassen worden, und der vorige König von Dänemark hat sie darauf in Besiz nehmen lassen.

## Capitel 6.

### Von Cayenne oder Aequinoctialfrankreich.

Seine Lage, Grösse und Producte. Von der Insel Cayenne.

§. 23. Dieses Land liegt an der Küste von Terra Firma, und besteht aus einem Theile

des festen Landes, und einer Insel, Namens Cayenne.

Aequinoctialfrankreich liegt zwischen dem Aequator und dem 5° Nördl. Breite, und dem 50—55° Westl. Länge; längs der Küste erstreckt es sich 240, und ins Land hinein 300 Meilen. Seine Gränzen sind gegen *N.* Surinam, gegen *O.* das Atlantische Meer, gegen *S.* das Amazonenland, und gegen *W.* Guiana.

Die ganze Küste ist sehr niedrig, aber weiter ins Land hinein giebt es schöne Berge, die sich zum Anbau schicken; die Franzosen haben sich jedoch noch nicht so weit ausgebreitet, als sie wohl hätten thun können. Inzwischen ziehen sie aus diesem Lande eben die Waaren, wie aus den Karaibischen Inseln, und zwar in ziemlicher Menge. Von dem Climo, den Vegetabilien und Thieren soll unten bey der Beschreibung von Terra Firma eine besondre Nachricht ertheilet werden.

Die Insel Cayenne liegt bey der Mündung des Flusses gleiches Namens, im 5° *N.* Breite, und hat etwa 45 Meilen im Umfange. Der Ankerplaz ist zwischen dem Cap Caperon auf der Insel, und dem Cap Corbin auf Terra Firma, und über 100 Schiffe können daselbst sicher vor Anker liegen. Die Insel ist über die maassen ungesund, obgleich jezt nicht mehr so sehr, als sonst. Sie hat viele angenehme Hügel, die zum Anbau sehr bequem sind; und durch einen Fluß von Salzwasser wird sie beynahe in 2 Theile getheilt, welches die Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Pflanzstädten und den Transport der Waaren sehr erleich-

erleichtert. Es fehlt hier auch nicht an Quellen zum Trinken und Treiben der Zuckermühlen. Der Rhede gegen über haben die Franzosen an der Spize der Insel ein Fort auf einem etwas erhabenen Grunde, dem es aber bey seiner sonst bequemen Lage am frischen Wasser fehlt, als wovon es kein anderes hat, als was vom Regen in Cisternen aufbewahrt wird. Verschiedene Wiesen auf der Insel tragen gutes Gras. Die vornehmsten Producte von Cayenne sind Zucker und Roucou; denn der Indigobau ist vernachlässiget worden. Seit dem J. 1722 hat man auch Caffeebäume zu pflanzen angefangen, und die dasigen Caffeebohnen werden für eben so gut gehalten, als die Arabischen. Als sich die Franzosen um das J. 1635 hier niederliessen, baueten sie ein Fort, Namens

St. Louis, und nahe bey demselben ist eine kleine Stadt von 2 bis 300 Häusern, die von den Soldaten der Garnison und allerley Handelsleuten bewohnt wird.

Ohngefähr 4 Seemeilen von der Stadt, dem Fort gegen *NO.* liegt ein an einer Anhöhe angelegtes Dorf, Namens

Armire, wovon der untere Theil von Juden und Negern, und der obere Theil, wo eine Kapelle stehet, von Franzosen und Negern bewohnt wird.

Hin und wieder sind noch viele andere einzele Kolonien, und ausser dem erwähnten Fort noch sonst einige Festungswerke auf Cayenne von den Franzosen angelegt.

---

# Dritter Theil.
# Holländisches Amerika.

## Capitel 1.

### Von St. Eustatia, Saba und St. Martin.

Ihre Lage, Grösse, Clima, Gestalt des Landes, Producte, Handel, und Geschichte.

§. 1.

St. Eustatia liegt 3 Seemeilen gegen *NW.* von St. Christoph, und ist bloß ein Berg, der in Gestalt einer Pyramide aus der See empor steigt, aber beynahe ganz rund ist. Die Luft ist gesund, die Insel aber heftigen, mit Donner vermischten Stürmen, Orkanen und Erdbeben unterworfen. Ihr vornehmstes Product ist Taback, und die Holländer sollen hier 5000 Weisse und 15000 Negern haben. Ihre Lage macht sie zu der festesten unter allen Karaibischen Inseln; denn es ist hier nur Ein guter Landungsplaz, der mit wenig Leuten leicht vertheidigt werden kann: und der Hafen wird von einem mit Kanonen besezten Fort commandirt. Bloß der eigentliche Gipfel des Bergs ist mit Holzung bedeckt; denn ob die Insel gleich so klein, und von der Natur so unbequem angelegt ist, so hat doch die Industrie der Holländer selbige in ein sehr nuzbares Land,

das

das durchaus bevölkert ist, verändert. Die Seiten des Bergs sind abgetheilt, und in sehr schöne Plantagen, worinn Zucker und Taback gebauet wird, verwandelt. Auf dem Gipfel ist eine ziemlich grosse Ebene, die wilde Thiere beherbergt. Flüsse und Quellen von frischem Wasser giebt es auf dieser und verschiedenen benachbarten Inseln nicht, doch haben die Einwohner dafür gesorgt, daß ihnen die Teiche und Cisternen, die das Regenwasser auffangen, immer das nöthige Wasser schaffen. Hier sind viele Vorrathshäuser, die mit allen Nothwendigkeiten, besonders mit Europäischen Waaren wohl versehen sind, die die Holländer ihren Nachbarn sehr theuer verkaufen, wenn diese das nöthige aus Engelland oder Frankreich nicht erhalten. Sie treiben auch einen Contrabandhandel mit den Spaniern.

Die Holländer nahmen diese Insel im J. 1635 in Besiz, und die Generalstaaten verliehen sie einigen Kaufleuten aus Vlissingen (*Flushing*), die bald eine Kolonie von etwa 600 Familien dahin schickten. Im J. 1665 wurde sie von den Engelländern erobert, diesen aber, durch die vereinte Macht der Franzosen und Holländer, bald nachher wieder abgenommen. Sie bekam darauf eine französische Besazung, wurde aber den Holländern im Bredaischen Frieden wieder übergeben. Zwar bemächtigten sich die Franzosen ihrer im J. 1689 abermals; allein die Engelländer nahmen sie ihnen das nächstfolgende Jahr unter Sir Timothy Thornhill wieder ab, und standen den Franzosen bloß ihr Leben und ihre Bagage

zu.

zu. Von jenen sollen beym Angriff nur 8 Mann getödtet oder verwundet worden seyn, ob das Fort gleich mit 16 grossen Kanonen besezt, von einer doppelten Reihe starker Pallisaden umgeben, und auf der einen Seite durch einen tiefen Graben, über den eine schmale Brücke nach dem Thore zu gieng, wo nur Ein Mann auf einmal passiren konnte, vertheidigt war. Durch den Ryswicker Frieden kamen die Holländer abermals in den Besiz dieser Insel, und sind seitdem stets ruhig darinn geblieben.

§. 2. Saba ist eine kleine, aber anmuthige Insel, 13 Meilen gegen *NW.* von Eustatia, und 30 gegen *SW.* von St. Bartholomew. Sie hat 4 bis 5 Seemeilen im Umkreyse, und soll ehedem den Dänen gehört haben. Beym ersten Anblick scheint sie ein blosser Felsen zu seyn; aber die Holländische Kolonie, die zuerst von St. Eustatia hieher geschickt wurde, um sie zu bebauen, fand darinn ein Thal, das viele Familien hinreichend beschäftigen und ernähren konnte; doch einen Hafen hat sie nicht. Die Fischerey ist um dieselbe herum, vornehmlich der Boniten wegen, sehr reichlich, und an andern nöthigen Erfrischungen fehlt es auch nicht. Die See ist an den Küsten so seicht, daß man Steine auf dem Boden sehen kann; daher können sich nur Schaluppen nähern, und auch diese nicht anders, als bey einer kleinen sandigten Bucht an der südlichen Seite der Insel, wohin die Einwohner ihre Canoes ziehen. In den Felsen ist ein Weg gehauen, der von dem Fuß bis an die Spize geht,

aber

aber so steil ist, daß er eine unüberwindliche Festung, die die Natur selbst gebildet hat, zu seyn scheint. Und zu ihrer grössern Sicherheit haben die Einwohner doch noch an der Seite des Felsen viele Haufen von Steinen auf Gerüsten aufgethürmt, und zwar so, daß sie, wenn man blos einen Strick anzieht, einstürzen, und plözlich einen Steinhagel, der eine ganze Armee zerschmettern könnte, erregen. Die Französischen Bukkanier überfielen diese Insel im J. 1688, konnten sie aber nicht bezwingen. Labat fand sie 1701 in zwey Theile getheilt, und nur von etwa 50 Familien, die in artigen, bequemen und gut meublirten Häusern lebten, bewohnt. Ihr Handel bestand hauptsächlich in Schuhen. Für diese und für Indigo und Baumwolle kauften sie sich Sclaven und gute Meublen, und waren in sehr guten Umständen. Sie leben sehr einträchtig, und einer soll immer in des andern Hause essen; denn hier giebt es keine Fleischbänke, wie auf andern beträchtlichen Inseln, und daher schlachten sie ihr Vieh in der Reihe herum.

§. 3. St. Martin liegt im 18° 15′ Nördl. Breite, zwischen Anguilla gegen *NW.*, und St. Bartholomew gegen *SO.*, etwa 15 Meilen von jeder. Sie ist 21 Meilen lang, 12 breit, und hat 42 im Umfange. An der *NW*lichen Seite sind bequeme Bayen und Rheden, und einige gute Salzgruben und Salzseen, die ziemlich weit ins Land hineingehen, und von schönen Fischen und Schildkröten wimmeln. Aber frisch Wasser fehlt ihr, und die Einwohner müssen sich mit

dem in Cisternen gesammleten Regenwasser behelfen.

Hier giebt es viele Bäume, die allerhand Gummi ausschwizen, und viel Lichterholzbäume, (*candlewood tree's*), wovon dünne getrocknete Stückchen als Lichter gebraucht werden, und wegen des bey sich führenden Gummi einen lieblichen Geruch geben. Allein der Taback, der unter allem Karaibischen für den besten gehalten wird, beschäftigt die Einwohner vorzüglich.

Man sieht hier grosse Züge von den Vögeln, die Flamens heissen, und unzählige Papagoyen, Turteltauben und andere Vögel.

Die Spanier hatten vordem eine Besazung auf dieser Insel, um andere von deren Anbau abzuhalten; aber um das J. 1650 sprengten sie ihr Fort, ruinirten die Cisternen, verbrannten ihre Häuser, und verliessen den Ort. Darauf kamen Franzosen und Holländer, theilten die Insel, lebten sehr freundschaftlich unter sich, und hatten ihre eignen Kirchen in ihren besondern Vierteln. Vermöge eines zwischen beyden eingegangenen Theilungstractats, besassen die Franzosen den Theil nach Anguilla hin, der in allem Betracht die beste Hälfte war, und die Holländer die andere Seite der Insel, wo das Spanische Fort gestanden hatte. Aber der Untergouverneur von Anguilla vertrieb im J. 1744. mit einigen Engelländern, unter dem Beystand zweyer Freybeuter von St. Christoph, die Franzosen von der Insel, und nahm ihren Antheil in Besiz, und

seit-

seitdem hat sie den Engelländern und Holländern gehört.

## Capitel 2.

## Von Curassao.

Ihre Lage, Grösse, Producte, Handel und die grossen Vortheile der Holländer davon. Von den Inseln Bonaire und Aruba.

§. 4. Die Insel Curassao oder Curaçao ist der einige wichtige Ort, den die Holländer in Westindien haben. Sie liegt mit der nördlichsten Spize unterm 12° 45′ Nördl. Breite, ohngefähr 25 Seemeilen vom festen Lande, und ist etwa 30 Meilen lang und 10 breit. Am östlichen Ende ist ein guter Hafen, Namens Santa Barbara; der vornehmste Hafen aber ist 3 Seemeilen von der südöstlichen Spize, wo die Holländer eine gute Stadt und ein starkes Fort haben. Schiffe, die dahin geladen haben, müssen sich dicht an der Mündung des Hafens halten, und immer ein Seil bey der Hand haben, um ein Ende ans Ufer nach dem Forte zu werfen. Denn beym Eingang des Hafens ist kein Ankerplaz, und der Strom geht stets westwärts; wenn man aber einmal hinein gekommen ist, so ist er ein sehr sicherer Hafen. Am östlichen Ende giebt es 2 Berge, aber der übrige Theil der Insel ist ganz eben.

Die Insel ist zwar von Natur unfruchtbar, allein sie giebt doch eine Menge Zucker und Taback. Hier sind auch grosse Salzwerke, die die Englischen Inseln häufig mit Salz versehen, und wor-

wornach auch von unsern Kolonien auf dem festen Lande immer eine starke Nachfrage ist. Aber der Contrabandhandel, der beständig zwischen den Einwohnern und Spaniern, und der, welcher in Kriegszeiten zwischen den Engelländern, Franzosen und Holländern geführt wird, macht diese Insel den leztern vorzüglich schäzbar.

Die Holländischen Schiffe von Europa berühren diese Insel, um Nachrichten einzuziehen, und geschickte Seeleute einzunehmen; und sodann verfolgen sie an den spanischen Küsten ihren Handel, den sie mit Gewalt trieben, indem die spanischen Küstenbewahrer diese Schiffe nicht leicht nehmen können. Denn nicht allein an sich sind sie sehr stark, und mit Kanonen besezt, sondern auch mit einer Menge ausgesuchter Seeleute bemannt, die bey der Sicherheit der Schiffe und dem guten Fortgange der Reise sehr interessirt sind. Es hat nämlich ein jeder an der Ladung einen zu der Station, die er auf dem Schiffe hat, verhältnißmäßigen Antheil, den ihm die Kaufleute auf Credit nach dem ersten Preise geben. Dies belebt sie mit ungemeinem Muth, und sie fechten tapfer, weil jeder zur Vertheidigung seines Eigenthums ficht. Ueberdem ist noch ein beständiges Gewerbe zwischen dieser Insel und dem Spanischen festen Lande.

Curassao hat viel Waarenhäuser, die stets mit Waaren aus Europa und Ostindien angefüllt sind. Hier giebt es alle Arten wollener und leinener Zeuge, Spizen, seidene Zeuge, Bänder, Eisenwaaren, Schiffs- und Kriegsvorrath, Branntewein,

tewein, Gewürze von den Molucken, und weisse und gemalte Indische Calicoes. Die Holländisch-Westindische Compagnie, die zugleich die Afrikanische ist, bringt jährlich 3 bis 4 Schiffe Sclaven hieher, und zu diesem Negermarkt kommen die Spanier selbst in kleinen Schiffen, und holen nicht nur die besten Negers, die sie sehr theuer bezahlen, sondern auch eine Menge der eben genannten Güter, ab. Dabey hat der Verkäufer den Vortheil, daß der Ausschuß der Waarenhäuser und Kaufläden, nebst allem, was in Europa aus der Mode gekommen, und nicht mehr an den Mann zu bringen ist, hier sehr gut abgeht; denn, daß eine Sache aus Europa sey, dient ihr zur hinreichenden Empfehlung. Die Spanier bezahlen in Gold und Silber, gemünzt oder in Stangen, Cacao, Vanille, Fieberrinde, Cochenille und andern kostbaren Waaren. Die Schiffe, die von Holland unmittelbar nach dem Spanischen festen Lande handeln, legen sowohl bey ihrer Reise von Haus, der Erkundigung und des nöthigen Beystands wegen, als auch bey ihrer Rückreise, hier an, um das, was an ihrer Ladung noch fehlt, durch Zucker, Taback, Ingwer, und andre eigne Producte der Insel zu ergänzen.

Selbst in Friedenszeiten soll der Handel an Curassao den Holländern 500000 Pf. Sterl. jährlich werth seyn. Aber während eines Kriegs ist der Vortheil viel grösser; denn alsdann ist sie auf gewisse Weisse die allgemeine Niederlage von ganz Westindien, und ein Zufluchtsort für Schiffe aller

ler Nationen, die hier stets Waffen und andere Kriegsbedürfnisse bekommen können. Da alsdenn der Handel mit Spanien unterbrochen ist; so haben die Spanischen Kolonien kaum einen andern Markt, wo sie Selaven und Waaren herholen können. Die Franzosen kaufen Rind- und Schweinefleisch, Getreyde, Mehl, und Hausgeräthe, welches alles die Engelländer vom festen Lande von Nordamerika, oder von Ireland dahin bringen. — Kurz, der Handel dieser Insel blüht ausserordentlich.

§. 5. Dies ist nicht etwan einem natürlichen Vortheil der Insel zuzuschreiben; sondern es scheint das Schicksal der Holländer zu seyn, daß sie sowohl in Europa, als in Amerika, ihre Einsichten und Gedult an einem unfreundlichen Boden üben müssen. Denn die Insel ist nicht allein unfruchtbar, und hängt in Ansehung des frischen Wassers blos vom Regen ab, sondern der Hafen ist auch von Natur einer der schlechtesten in Amerika. Aber diesem Mangel haben die Holländer gänzlich abgeholfen, und eine der größten Städte, und bey weitem die schönste und nettste auf den Amerikanischen Inseln, an diesem Hafen gebauet.

Die öffentlichen Gebäude sind zahlreich und schön, die Privathäuser bequem, und die Vorrathshäuser groß, wohl angelegt, und eben so gut angefüllt. Fast alle Arbeiten geschehen durch Maschinen, wovon einige so wunderbar eingerichtet sind, daß Schiffe auf einmal in die Docke aufgehoben, ganz daselbst auf die Seite gelegt, und dann mit Schiffs- und anderm

derm Vorrath, Kanonen, und allem, was zum Handel und Kriege gehört, versehen werden.

§. 6. Die Insel Bonaire liegt im 68° 10′ Westl. Länge, und ihr Mittelpunct im 12° 16′ Nördl. Breite. Sie ist etwa 20 Seemeilen vom festen Lande entfernt, und hat 16 bis 17 solcher Meilen im Umfange. Die Rhede ist an der SWlichen Seite, fast bey der Mitte der Insel, wo eine ziemlich tiefe Bay ins Land hinein tritt. Die Einwohner geben sich vornehmlich mit dem Maiz und Guinea-Korn, ingleichen Yams- und Potatoesbau, und der Viehzucht ab.

Aruba, die auch den Holländern gehört, liegt 7 bis 8 Seemeilen westwärts von Curassao.

Diese beyden leztern Inseln haben eben keinen wichtigen Handel, sondern beschäfftigen sich besonders damit, frische Lebensmittel für die Hauptinsel, und für Schiffe, die diese Seen besuchen, zu ziehen.

Sonst trieb die Westindische Kompagnie den Handel mit den Holländischen Kolonien in Amerika allein; jezt können aber auch andere Schiffe gegen eine Abgabe von $2\frac{1}{2}$ pro Cent diesen Handel treiben. Doch hat sich die Kompagnie allen Handel zwischen Afrika und den Amerikanischen Inseln, allein vorbehalten.

## Capitel 3.

### Vom Holländischen Guiana oder Surinam.

#### Dessen Lage, Grösse, Producte, Handel und Regierungsform.

§. 7. Das Holländische Guiana fängt bey dem Fluß Maroni im 6° 20′ Nördl. Breite an, und erstreckt sich bis an die Mündung des Oroonoko. Die Mündung des Maroni ist durch Sandbänke, die ihre Stelle oft verändern, so verstopft, daß nur Schiffe von etwa 20 Tonnen, und selbst die nicht ohne Gefahr, hineinlaufen können. Der Fluß läuft meist von *S.* nach *N.*, ist ohngefähr 1 Seemeile breit, und die ganze Küste vom Maroni bis an den Surinam, die etwa 55 Meilen beträgt, ist niedrig und gewöhnlich mit Wasser bedeckt. Das Land wird im Ganzen für ungesund gehalten. Vom Ende des November bis zum Jul. ist das Wetter ziemlich gemässigt, weil alsdenn die Wolken die Einwohner gegen die Sonne beschüzen, und starker Regen fällt, den beständige *NO* Winde begleiten: die übrige Zeit im Jahre aber ist es schwulheiß.

Durch die Industrie der Holländer ist jedoch das Clima sehr verbessert, und viel gesünder, als es sonst war, gemacht. Denn diese hieben Zugänge durch die Wälder, und machten der Zugluft Plaz, um die ungesunden Ausdünstungen, die den ersten Kolonisten so schädlich waren, zu vertreiben. Und ohngeachtet der Unbequemlichkeiten, denen dies Land sonst unterworfen war, ist diese Kolonie doch durch die grosse Menge Hollän-

Holländer, die hier Pflanzstätte haben, in einen sehr blühenden Zustand gesezt, und 30 Seemeilen über die Mündung des Surinam ausgebreitet worden. Weiter aber wird sie sich vermuthlich nie ausdehnen, weil hier Wasserfälle anfangen, die die Schiffahrt auf dem Flusse unmöglich machen, und Felsen das weitere Eindringen in das Land verhindern. Aber selbst diese haben das Gute, daß sie einen Wall gegen die Einfälle der Indier, die die Gebürge bewohnen, und noch nicht haben cultivirt werden können, zur Sicherheit der Kolonie ausmachen.

§. 8. Die vornehmste Niederlassung ist zu Surinam, einer Stadt an dem Flusse gleiches Namens, im 6° 16′ Nördl. Breite, welcher Name sich jezt auf das ganze Land über 100 Meilen weit umher erstreckt. Von diesem Districte sehn sich die Holländer als unumschränkte Beherrscher an, und sollen sich hier mit dem Uebermuthe, der dieser Nation da, wo sie die Oberhand hat, eigen ist, aufführen. Ein Betragen, sagt ein neuer Schriftsteller, das sich zum Phlegma dieses Volks, und zur Weisheit seiner Staatsverfassung durchaus nicht schickt, weil es ihnen den Haß der Eingebohrnen zuziehet, und dieser Haß einer unternehmenden Macht von Europa Mittel an die Hand geben kann, sie auszustechen.

Die Pflanzer und Handelsleute dieses Orts geben sich den Namen der Gesellschaft von Surinam; denn diese Kolonie ist das vereinte Eigenthum der Holländisch-Westindischen Kompagnie

pagnie der Stadt Amsterdam, und des Eigenthümers Samelsdyk. Woher aber ihre verschiedenen Rechte entstanden sind, und worinn sie bestehen, können wir nicht erfahren.

Jezt ist die Kolonie in den blühendsten Umständen, und treibt einen gewaltigen Handel, nicht allein mit Europa, sondern auch mit den Westindischen Inseln. Der Fluß Surinam erleichtert das Gewerbe, und die Holländer haben sehr sorgfältig die natürliche Lage durch alles, was Kunst und Fleiß vermögen kann, verbessert. Etwa zwey Seemeilen über der Mündung des Flusses haben sie ein Fort, Namens Zelandia, von Ziegelsteinen erbaut; und in einiger Entfernung davon steht die kleine Stadt Paramairamba, die ohngefähr 400 Häuser enthält. Ins Land hinein sind nicht weniger als 7 bis 8 Städte, insgesammt reiche, bevölkerte, und Handel treibende Oerter; zum deutlichen Beweise der Unverdrossenheit, mit der diese Nation einmal erhaltene Vortheile zu nuzen weiß.

Zucker, Baumwolle, Gummi, Taback, Caffee, Flachs, Häute und Färbeholz sind die Producte des Landes, und darinn besteht der vornehmste Handel der Kolonie. Zur Bearbeitung des Bodens haben die Grundherren Sclaven; diese kaufen sie von der Westindischen Kompagnie, die jährlich eine gewisse Anzahl von Guinea dahin führt.

§. 9. Das Land steht unter der Aufsicht eines Gouverneurs, der einen Commendanten unter sich hat, und von den Directeurs der Westindischen

dischen Kompagnie gesezt wird; aber die Generalstaaten müssen ihn genehmigen, und diesen muß er eben sowohl, als den Directeurs schwören. In ihrem Namen übt der Gouverneur sowohl in Bürgerlichen als Kriegssachen eine unumschränkte Gewalt über die ganze Kolonie aus. Aber in wichtigen Dingen muß er den Staatsrath, von dem sowohl, als vom Justizhofe, er Präsident ist, versammlen und befragen; doch hat er nur Eine Stimme in jedem, und die Sache muß er nach der Mehrheit der Stimmen entscheiden. Der Staatsrath besteht aus dem Gouverneur, dem Commendanten, der der erste Rath ist, und 9 andern Räthen. Das Conseil, oder der Gerichtshof, besteht ausser dem Gouverneur nur aus 5 Räthen, 1 Secretair, und 1 Amtmann oder Bürgermeister (Mayor). Ueber alle erledigten Bürgerlichen und Kriegsbedienungen hat der Gouverneur so lange zu disponiren, bis Befehle vom Collegio der Directeurs einlaufen können. Auch kann er nach Gutdünken solche Anordnungen machen, von denen er glaubt, daß sie die Sicherheit der Kolonie gegen die Angriffe ihrer Feinde am meisten befördern können.

Zur Vertheidigung der Kolonie werden 4 Kompagnien Infanterie, davon jede 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähndrich und 2 Sergeanten hat, über die der Gouverneur Obrister ist, unterhalten. Ausser diesen ist eine Landmiliz, die aus 8 Kompagnien Bürger besteht.

---

# Vierter Theil.
# Dänisches Amerika.

## St. Thomas und St. Croix.

### Ihre Lage, Grösse, Producte und Handel, Revolutionen auf der leztern Insel.

§. 1.

St. Thomas, die vornehmste der den Dänen zugehörigen Inseln, liegt im 64° 20′ Westl. Länge, und im 18° 30′ Nördl. Breite. Sie hat einen sichern und bequemen Hafen mit 2 Wällen, die von Natur zur Errichtung einiger Batterien gebildet zu seyn scheinen. Die Insel hat nur 15 Meilen im Umfange; und doch haben sowohl die Dänen, als Brandenburger, einen Antheil daran, aber die leztern stehn unter dem Schuze der erstern. Fast in der Mitte des Hafens ist ein kleines Fort ohne Graben und Aussenwerke, von dem in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt die Stadt, die hauptsächlich aus Einer langen Strasse besteht, anfängt. Am Ende derselben steht die Dänische Factorey, ein grosses Gebäude mit bequemen Waarenhäusern sowohl zur Niederlage ihrer Waaren, als zur Aufnahme der Negers, in denen ihr Handel mit den Spaniern besteht. An der rechten Seite dieser Factorey ist das Brandenburgische Quartier,

tier, bestehen in 2 kleinen Strassen, die voll von französischen Flüchtlingen aus Europa und den Inseln sind. Die meisten Häuser sind von Ziegelsteinen nach Holländischer Art gebaut und bedeckt, wegen des schlechten Grundes aber nur Ein Stockwerk hoch; denn kaum hat man 3 Fuß tief gegraben, so findet man schon Wasser und Triebsand.

Diese Insel liefert Orangen, Citronen, Lemonien, Guavas, Bananas, Mandiaca, Hirsen, Potatoes, und die meisten übrigen Arten Früchte und Kräuter, besonders Zucker und Taback; von Muskiten aber wird sie sehr geplagt. So lange diese Inseln der Dänisch-Westindischen Kompagnie gehörten, wurden sie schlecht verwaltet, und bey weitem der rechte Nuzen nicht davon gezogen. Aber der vorige König von Dänemark, dieser weise und wohlthätige Monarch, kaufte die Kompagnie aus, und gab den Handel frey. Seit der Zeit ist St. Thomas so gestiegen, daß es über 3000 Oxhöfte Zucker, zu 1000 Pf. und andere Westindische Waaren in beträchtlicher Menge, liefern soll. In Kriegszeiten bringen die Freybeuter ihre Prisen zum Verkaufe hieher, und eine grosse Menge Schiffe handeln von hier aus längs der Küste von Terra-Firma, und bringen Silber, gemünzt oder in Stangen, und andere kostbare Waaren zurück.

§. 2. St. Croix liegt ohngefähr 5 Seemeilen gegen *O.* von St. Thomas, 8 von Porto-Rico, und etwa 30 gegen *W.* von St. Christoph, unterm 18° Nördl. Breite, und 65° Westl. Länge. Sie ist 10 bis 12 Seemeilen lang, und

an der östlichen Seite, wo sie am breitsten ist, 3 breit. Die Luft ist überaus ungesund; allein dies wird vermuthlich nicht länger dauern, als bis die Waldung, womit die Insel gegenwärtig fast noch ganz bedeckt ist, mehr gelichtet seyn wird, und die Luft einen gehörigen Durchzug bekommt. Der Boden ist schwarz, leicht zu bebauen, sehr fruchtbar, und bringt viele schöne Bäume, aus deren Holze man Tischlerarbeit und Cabinetchen macht, ingleichen Zuckerrohr, Orangen, Lemonien, Granatäpfel, Citronen, und eine Art Papayen, Namens Mamee, die alle Monat eine vortrefliche Frucht in Gestalt einer Weiberbrust (davon sie auch ihren Namen hat,) tragen soll, hervor.

Eine grosse Bay an der Nordseite hat ein Bassin mit einer kleinen Insel; und in einer andern an der Südseite, dieser gerade gegen über, ist das Land durch die See mit so viel Eingängen durchschnitten, daß St. Croix blos ein mit viel kleinen Inseln vermischter Morast zu seyn scheint, daher sie auch das versunkene Land genannt worden ist.

§. 3. Was die Geschichte dieser Insel betrifft; so vertilgten die Spanier hier, wie an andern Orten, erst die Eingebohrnen, und verliessen sie dann; worauf sie lange Zeit wüste lag. Nachher hatte sie in kurzer Zeit verschiedene Herren. Die Engelländer und Holländer stritten erst lange um den alleinigen Besiz dieser Insel, und theilten sie darauf unter sich. Im J. 1649 vertrieben die zahlreichern Engelländer ihre Nachbarn,

barn, sie selbst aber wurden von den Spaniern von Porto-Rico verjagt; denn diese landeten hier, verbrannten die Häuser, machten die Einwohner, die sie bewaffnet fanden, nieder, und schickten die übrigen nebst ihren Weibern und Haabseligkeiten nach Barbuda. Als einige Holländer von St. Eustatia und St. Martin von der Vertreibung der Engelländer gehört hatten, giengen sie, in der Einbildung, daß die Spanier auch nicht mehr da seyn würden, dahin, um diese Insel wieder in Besiz zu nehmen. Aber die Spanier, die noch immer da, und zehnmal so stark waren, überfielen und nöthigten sie, sich gefangen zu geben. Indem sie sich aber anschickten, sie nach Porto-Rico zu führen, kam der Französische Commandeur Poincy mit einer überlegenen Macht an, und die Spanier waren froh, ohne ihre Gefangenen, die Poincy nach St. Eustatia zurück führte, entwischen zu können. Das nächstfolgende Jahr 1651 vergütete Poincy den Holländischen Kaufleuten von Vlissingen die Kosten, die sie auf die Anlegung dieser Kolonie verwandt hatten, und erwarb nicht nur diese Insel, sondern auch St. Martin, St. Bartholomew, und verschiedene andere, den Maltheser-Rittern, deren Großmeister er war. Doch diese blieben nicht lange in deren Besiz, sondern verkauften sie der Französisch-Westindischen Kompagnie, von der sie aber im J. 1696 verlassen wurde. Darauf erhielten sie die Dänen, und sie gehörte so lange der Westindischen Kompagnie, bis der leztverstorbene König von Dänemark sie an sich kaufte.

Damals

Damals war sie noch eine wahre Wüsteney; aber seitdem hat man angefangen, sie ziemlich geschwind zu bebauen: denn verschiedene Leute von den Englischen Inseln, und darunter einige sehr reiche, haben sich hier niedergelassen.

* * *

So viel von den Ländern und Inseln, die die Engelländer, Franzosen, Holländer und Dänen, in Amerika besizen; das noch übrige gehört an Portugall und Spanien. Ehe wir aber mit deren Beschreibung den Anfang machen, sollen die Character der verschiedenen Europäischen Nationen, in so fern sie Amerika angehen, dies Kapitel beschliessen. Wir borgen sie von dem einsichtsvollen Verfasser der *Account of the European Settlements*, für den gemeiniglich Soame Jenyns, Esq. gehalten wird.

„Es scheint, sagt er, eine besondere Vorsehung beym Auswerfen der Antheile, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, der verschiedenen Europäischen Nationen, die auf der Bühne von Amerika agiren, gewaltet zu haben.

Der Spanier, stolz, träge und prächtig, hat einen grossen Spaziergang, um darinn auszuschweifen; ein gelindes Clima, um seiner Liebe zur Bequemlichkeit nachzuhängen; und einen Ueberfluß an Gold und Silber, um ihm alle die Ueppigkeit zu verschaffen, die sein Stolz verlangt, die ihm aber seine Trägheit versagen würde.

Der Portugiese, von Natur dürftig zu Hause, und mehr unternehmend als arbeitsam aus-

auswärts, hat Gold und Diamanten, wie der Spanier, bedarf sie eben so sehr, wie dieser, und besizt sie auf eine nüzlichere, obgleich weniger prahlhafte Art.

Die Engelländer, zum Vernünfteln aufgelegt, nachdenkend und kaltblütig, mehr geschäftige als sehr arbeitsame Leute, ungeduldig bey vieler fruchtlosen Arbeit, Feinde alles Zwanges und Liebhaber des Landlebens, haben ein Loos, das weder Gold noch Silber mit sich führt: dafür aber haben sie ein grosses Stück hübsches festes Land; ein schönes Feld, um den Ackerbau zu treiben, und das ihren Handel hinlänglich versehen kann, ohne daß sie sich grossen Schwierigkeiten unterziehen dürften. So unerträglich ihnen auch die nüzlichsten Einschränkungen sind, so sehr blühet doch ihr Handel durch die Freyheit, die jeder hat, ihn nach eignen Einsichten zu treiben, und sein Leben nach eignem Behag einzurichten.

Die Franzosen, geschäftig, lebhaft, unternehmend, biegsam und staatsklug, ändern zwar oft ihren Vorsaz, verfolgen aber immer den gegenwärtigen Gegenstand mit Eifer, und sind dabey doch traitable, und den Vorschriften und Gesezen, die ihre Neigungen im Zaum halten, und in schickliche Mittel verwandeln, gehorsam. Diese Nation hat ein Land, wo mehr durch die Regierung der Leute, als durch Bebauung des Bodens, ausgerichtet werden muß; wo ein Trödelhandel, der eine beständige Bewegung erfodert, mehr blüht, als Ackerbau und regelmässiger

Han-

Handel, wo sie Schwierigkeiten finden, um sich munter zu erhalten, und wo Gehorsam ihnen statt persönlicher Klugheit dient. In den Inseln ist das Ganze ein Werk ihrer Staatsklugheit und der richtigen Wendung, die ihre Regierung genommen hat.

Die Holländer haben einen oder zween Felsen bekommen, um daran Wunder der Frugalität und des Fleißes, das ihre Tugenden sind, zu thun. Diese Tugenden haben sie auch wirklich daran ausgeübt, und diese Wunder haben sie gewiesen."

---

# Fünfter Theil.
# Portugiesisches Amerika oder Brasilien.

## Erster Abschnitt.

Brasiliens Name, Lage, Grösse, Aussehen, Clima, Vegetabilien und Mineralien. Von Brasilischen Gold und Diamanten; Art sie zu bekommen, und Verordnung wegen derselben.

### §. 1.

Die Portugiesen, die das Land zuerst entdeckten, gaben ihm den Namen des heiligen Kreuzes (*Santa-cruz*); von der Menge des Brasilienholzes aber, das daselbst wächst, und das schon vor der Entdeckung dieses weitläuftigen Landes, in Europa unter diesem Namen bekannt war, wurde es nachher Brasilien genannt.

Brasilien liegt zwischen der Mündung des grossen Amazonenflusses unterm Aequator, und dem Silberflusse (Rio de la *Plata*), unterm 35° S. Breite, und zwischen dem 35 — 51° Westl. Länge. Gegen *N.* gränzt es an die Mündung des Amazonenflusses und an das Atlantische Meer, gegen *O.* an das nämliche Meer, gegen *S.* an den Silberfluß, und gegen *W.* an eine Kette von Gebirgen, die es vom Spanischen Amerika und dem

dem Amazonenlande trennt. Seine Länge beträgt längs der Küste von *N.* nach *S.* 2500, und seine Breite 900 Meilen: doch gehen die Niederlassungen der Portugiesen nur sehr wenig ins Land hinein.

Die Küste von Brasilien läuft von der Mündung des Amazonenflusses an 1350 Meilen weit Ostwärts bis an das Cap St. Roque; und von da windet sie sich gegen *S.* bis an die Spanische Provinz Paragua; daß also fast das ganze Land unter der heissen Zone liegt.

Im Ganzen ist das Land nahe an der Küste mehr niedrig, als hoch, allein überaus angenehm; denn es besteht aus einer Mischung von Wiesen und Wäldern, worinn die Bäume meist immer grün sind. Aber gegen *W.* weit ins Land hinein, giebt es Berge mit unzähligen Quellen und Seen, woraus eine Menge Flüsse entspringen, die theils in den grossen Amazonen- und Silberfluß fallen, theils das Land von *W.* nach *O.* durchströhmen, bis sie sich mit dem Ocean vereinigen. Diese leztern sind sehr zahlreich und nüzlich, denn sie treiben die Zuckermühlen der Portugiesen, und machen durch jährliche Ueberschwemmungen die Ländereyen fruchtbar.

Der nördliche Theil von Brasilien liegt beynahe unterm Aequator; und dies unterwirft ihn, wie alle Länder gleicher Lage, starken Regen und veränderlichen Winden, besonders im März und September, wo es so starke mit Stürmen und Wirbelwinden gemischte Regengüsse giebt, daß das Land dadurch überschwemmt, und die Luft

alsdann ungesund wird. Aber kein Land innerhalb den Wendekreisen hat eine gemässigtere Hize oder gesundere Luft, als die südlichern Provinzen; denn deren Küsten werden stets durch Seelüfte, und die innern Theile des Landes durch Winde von den Gebirgen her, erfrischt, welche leztern noch kühler als die Seewinde sind.

§. 2. Der Boden von Brasilien ist überhaupt gut, und bringt grosse Bäume von allerhand Art, die sich zu allem gebrauchen lassen, hervor. Die Savannas oder Wiesen sind mit Gras oder Kräutern bedeckt, und geben, wenn man sie anbauet, alle Producte des dortigen Clima, als: Zuckerrohr, Taback, Baumwolle, Indigo, Maiz und Früchte.

Die vornehmsten Waldbäume sind: der Sapiera, Vermiattco, Commisserie, Guieteba, Serrie, gesprenkelt Holz, 3 Arten Mangrov-Bäume, und der Manchinell.

Der Sapiera ist ein sehr hoher Baum, der gutes Zimmerholz zum Häuserbau hat. Auch der Vermiatico ist ein hoher geradstämmiger Baum, woraus 2 Fuß breite Breter gemacht, und dessen Stämme leicht in Canoes verwandelt werden, wenn man sie nur aushöhlt, und vorn und hinten etwas wie ein Boot behaut. Zwar sind sie so schmal, daß sie oft umschlagen, aber sinken thun sie nie, und die Indier, die vortreffliche Schwimmer sind, kehren sie leicht wieder um.

Der Guieteba und Commisserie dienen hauptsächlich zum Schiffsbau, und dieses Gebrauchs

brauchs wegen werden sie eben hoch geschäzt, wie bey uns die Eichen; sogar soll ihr Holz noch fester und dauerhafter seyn. Der Serrie gleicht dem Ulmbaum, und ist im Winter von grosser Dauer. Die Mangrov-Bäume sind roth, weiß und schwarz. Die rothen braucht man zum Lederger-ben, die weissen zu Masten und Segelstangen für Barken, und die schwarzen zu guten Bretern; beyde, weisse und schwarze, sind hier grösser, als im Mexicanischen Meerbusen. Auch wächst hier ein wilder Cocos-Baum, aber weder so hoch, noch so groß, als die Ost- und Westindischen: die Nüsse sind auch nicht den vierten Theil so dick, doch werden sie zu Tabackspfeifenköpfen, Knöpfen, zu Rosenkränzen, und anderm Spielzeug ge-braucht. Beym Gipfel des Baums wächst zwi-schen den Blättern eine Art langen schwarzen Garns, ohngefähr wie Pferdehaar, aber viel länger, woraus sehr starke, dauerhafte und nüz-liche Taue gemacht werden, die, wenn sie auch der Hize und Nässe noch so sehr ausgesezt sind, doch nicht so leicht vermodern, als Taue von Hanf. Von Baumwollen-Bäumen giebt es hier drey Sorten, aber nur wenig wahre Westindische Baumwollensträuche, aus denen Baumwollene Zeuge verfertigt werden.

§. 3. Brasilien hat verschiedene Arten Eu-ropäischer Weinbeere, Orangen, Lemonien, Gra-nat- nnd Citronäpfel (*pomecitron*), die von den Portugiesen hieher verpflanzt worden sind; auch Jenipahs, Papaus, Cashews, Soursops, Cu-

stard-

stardäpfel, Kohlbäume, wahre Cocosnüsse, Guavas, Bananas und Plantanen.

Die Jenipah gehört zur Calabassen- oder Kürbisart, und ist von der Grösse eines Enten-Eyes, etwas oval und grau; aber die Schaale ist weder so dick, noch so hart, wie bey der Calabasse. Sie hat ein weisses mit kleinem flachen Saamen vermischtes Fleisch; beydes nimmt man in den Mund, allein den Saamen speyt man beym Aussaugen des Fleisches aus. Ihr Geschmack ist scharf, aber angenehm, und ganz unschädlich. Der Baum, der sie trägt, gleicht etwas der Esche, ist geradstämmicht, ziemlich hoch, und hat keine Aeste bis nahe an den Gipfel, wo die Zweige einen kleinen Kopf bilden.

Die Soursop ist eine Frucht so groß, wie ein Menschenkopf, eyförmig gestaltet, und nach erlangter Reife auf einer Seite grün, und gelblich auf der andern. Die Schaale oder auswendige Seite ist sehr dick, sehr rauh, und mit kleinen scharfen Knoten besezt; aber inwendig ist sie mit schwammigem Fleische und schwarzen Kernen, von der Grösse und Gestalt der Kürbiskerne, angefüllt. Das Fleisch ist sehr saftig, von lieblichem Geschmack, und gesund. Der Baum oder Busch, der diese Frucht trägt, ist nur 10 bis 12 Fuß hoch, und hat einen kurzen Stamm, von dem die Zweige ganz gerade in die Höhe schiessen: er wird auch in Ost- und Westindien angetroffen.

Ausser diesem giebt es hier noch viele Arten Früchte, die man sonst nirgend findet, als:

Arisahs,

Arisahs, Mericasahs, Petangoes u. s. w. Die Arisah ist eine vortreffliche Frucht, etwas dicker, als eine grosse Kirsche, und sieht wie eine Katharinenbirn aus, denn am Stiele ist sie dünne, und wird gegen das Ende immer dicker. Sie hat eine grünliche Farbe und kleine Saamenkörner, und ist etwas sauer, aber sehr angenehm und gesund.

Von der Mericasah, einer vortrefflichen Frucht, giebt es 2 Arten: eine wächst auf einem kleinen Baum oder Busche, und diese wird für die beste gehalten; die andre wächst an einer Art Weinstock, der, weil er viel breite Blätter hat, des Schattens wegen gewöhnlich um Bäume herum gepflanzt wird. Die Frucht ist so groß, wie eine kleine Orange, rund, grün, und wenn sie reif ist, weich, und voll weissen mit kleinen schwarzen Saamen vermischten Fleisches, das sehr sauer, angenehm und gesund ist.

Petango ist eine kleine rothe Frucht, die auch auf kleinen Bäumen wächst. Sie ist so groß, als eine Kirsche, aber nicht so rund, denn sie hat eine flache Seite und 5 bis 6 kleine Riefen. Diese Frucht ist sehr angenehm-säuerlich, und in der Mitte sizt ein grosser etwas platter Stein.

Mungaroo ist auch von der Grösse einer Kirsche, auf der einen Seite roth, auf der andern weiß, und hat kleine Saamenkörner.

Musteran de Avo ist eine runde Frucht, so groß, als eine grosse Haselnuß, und mit einer dünnen zerbrechlichen Schaale von schwärzlicher Farbe bedeckt. In der Mitte ist ein kleiner

Stein,

Stein, den ein schwarzes fleischigtes Wesen umgiebt.

Ausserdem giebt es hier eine Menge Callavances, Ananas, Wassermelonen, Muskusmelonen, Gurken, Yams, Potatoes, Cassavas, Kohl, Steckrüben, Zwiebeln, Lauch, und verschiedene Arten Salat und Apothekerwaaren, als: Sassafras, Schlangenwurzel u. s. w.

Kein Getreyde kömmt in Brasilien so gut fort, wie Maiz; denn Weizen und Rocken wachsen zu geil, und schiessen ins Stroh. Das Säen geschieht zu Anfange der Regenzeit, und die Erndte, wenn solche über ist. Die Bäume und Gesträuche des Landes tragen das ganze Jahr über Blätter, Blüthen und Früchte; und dies hat man auch bey den Orangen, Lemonien, und andern dahin verpflanzten Früchten bemerkt. Den Weinstock soll man nur zu verschiedenen Zeiten beschneiden dürfen, um das ganze Jahr über reife Weinbeere zu haben, die schön und fast widerlich honigsüß sind, aus denen sich aber kein haltbarer Wein machen läßt.

§. 4. Die Minerallen bestehen hauptsächlich in Gold, etwas Silber, und einer Menge reicher Diamanten, Jaspisse, Smaragde und anderer vortrefflichen Steine.

Gold wurde zuerst in den Bergen nahe bey der Stadt Rio-Janeiro gefunden. Die Gelegenheit zu dieser Entdeckung wird verschieden erzählt; nach der gemeinen Nachricht aber bemerkten die Soldaten auf einem Feldzuge gegen die im Rücken der Portugiesischen Kolonien wohnende

de Indier, daß diese ihre Fischangeln von Gold hatten. Man forschte weiter nach, wo sie es her hätten, und erfuhr, daß jährlich eine Menge davon von den Bergen abgespült werde, und unter dem Sande und Kies in den Thälern, nach Ablauf oder Verdünstung des Wassers zurück bleibe. Es ist nur wenig über 70 Jahr, daß eine beträchtliche Menge Gold von Brasilien nach Europa gebracht worden ist; aber seitdem haben sich die jährlichen Importen von da her durch die Entdeckung mehrerer Pläze in andern Provinzen, wo man das Gold eben so häufig findet, wie zuerst um Rio-Janeiro herum, stets vermehrt. Und jezt sagt man, daß sich eine kleine dünne Ader dieses Metalls etwa 24 Fuß tief unter der Oberfläche durchs ganze Land erstrecke, daß sie aber zu dünn und mager sey, um die Kosten des Aufgrabens zu verlohnen. Allein an den Orten, wo Regen und Flüsse eine beträchtliche Zeit hindurch ihren Lauf gehabt haben, kann man immer Gold sammlen; weil das Wasser es von der Erde abgesondert, und in den Sand niedergelegt hat. Den Strohm also abzuleiten, und sein Bette durchzusuchen, wird für ein untrügliches Mittel, dies Metall zu bekommen, gehalten. Goldbergwerke giebt es eigentlich in Brasilien nicht, sondern alles Gold wird aus Flüssen, oder, wenn die Regenzeit vorbey ist, aus den Betten der Ströhme gesammlet.

Sclaven, die vornehmlich Negern sind, werden in grosser Zahl gehalten, um den Boden der Flüsse, und die von Regenströhmen ausgeschwemm-

schwemmten Gräben zu durchsuchen, und das darinn gefundene Gold vom Schlamme und Sande zu reinigen. Die Einrichtung mit diesen Sclaven ist sehr sonderbar. Jeder muß seinem Herrn täglich $\frac{1}{8}$ Unze Gold liefern; ist nun einer so fleissig oder so glücklich, eine grössere Menge zu sammlen; so wird der Ueberschuß gemeiniglich als sein Eigenthum, womit er nach Willkühr schalten kann, angesehn. Daher sollen einige Negern, die von ohngefähr an einen reichen Waschplaz gekommen sind, sich wieder Sclaven gekauft, und nachher prächtig gelebt haben. Denn ihr erster Herr hat nichts zu fordern, als täglich den erwähnten $\frac{1}{8}$, der, da die Portugiesische Unze etwas leichter ist, als unsere Apotheker-Unze, sich etwa auf 9 Sh. Sterl. belaufen mag.

Die Menge des Goldes, das auf die Art in Brasilien gesammlet wird, und jährlich nach Lissabon geht, läßt sich auf gewisse Weise aus dem Fünftel, den der König bekommt, beurtheilen. Dieser wird, ein Jahr ins andere gerechnet, auf 150 Aroben, zu 32 Pfund Portugiesch Gewicht, geschäzt, die, die Apotheker Unze zu 4 Pf. gerechnet, beynahe 300000 Pf. Sterl. ausmachen; und daher beträgt die ganze Summe, wovon diese der 5te Theil ist, etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Sterl. Weniger, als dies, kann das, was jährlich an Gold nach Lissabon kömmt, nicht betragen; wie viel es aber diese Summe übersteige, ist schwer zu bestimmen. Man hat angenommen, daß das Gold, das mit den Spaniern zu

Buenos

Buenos Ayres gegen Silber vertauscht wird, und was heimlich nach Europa geht, noch beynahe ½ Million ausmache, und sich daher das ganze jährliche Product des Brasilischen Goldes fast auf 2 Millionen Sterl. belaufe. Eine ungeheure Summe, die in einem Lande gefunden wird, von dem man fast bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts nicht wußte, daß es nur ein einziges Korn liefere!

§. 5. Noch neuer ist die Entdeckung der Diamanten; denn kaum sind es 50 Jahre, daß man die ersten nach Europa brachte. Sie werden auf eben die Art gefunden, wie das Gold, nämlich in den Furchen der Regengüsse, und in den Betten der Flüsse; aber nur an gewissen Plätzen, und nicht so allgemein durchs ganze Land. Ehe man sie als Diamanten kannte, wurden sie beym Goldwaschen oft gefunden, und mit dem vom Golde abgesonderten Sande und Kiese weggeschüttet. Man erinnert sich noch sehr gut, daß auf die Art viele und sehr grosse Steine, die die Besizer bereichert haben würden, unbemerkt durch die Hände derer gegangen sind, die nachher dieser quälenden Betrachtung und Ungedult nachhiengen. Allein vor 50 Jahren glaubte jemand, der rohe Diamante von aussen kannte, daß diese Kieselsteine, wofür man sie damals hielt, von eben der Art wären; doch soll von da an, da man zuerst auf diese Meynung fiel, bis daß sie durch gehörige Versuche bestätigt wurde, eine geraume Zeit verflossen seyn, weil die Einwohner schwer dazu zu bringen waren, Dingen, die sie so lange

zu

zu verachten gewohnt gewesen waren, den hohen Werth beyzulegen, den diese Entdeckung voraussezte. Und während dieses Zwischenraums soll der Gouverneur von einem der dortigen Pläze eine Menge dieser Steine, unter dem Vorwande, sie als Marken beym Kartenspiele zu brauchen, gesammlet haben. Endlich bestätigten erfahrne Juwelier in Europa, die man bey dieser Sache befragte, daß diese Steine wahre Diamanten wären, und viele an Glanz und andern Eigenschaften den Ostindischen nichts nachgäben. Nach dieser Gewißheit fiengen die Portugiesen an, sie in der Nähe der Orte, wo man sie gefunden hatte, sehr fleißig aufzusuchen. Sie hofften so gar, sie in ganzen Klumpen zu entdecken, als sie in vielen von den Bergen, wovon die Ströhme die Diamanten abgewaschen hatten, grosse Krystallfelsen wahrnahmen.

Aber dem Könige von Portugal wurde bald vorgestellt, daß wenn eine solche Menge von Diamanten gefunden werden sollte, als ihre leichtgläubigen Vermuthungen zu verkündigen schienen, dies ihren Werth so verringern würde, daß nicht allein alle Europäer, die einen Vorrath Indischer Diamanten besässen, ruinirt, sondern auch die ganze Entdeckung alsdann unwichtig werden, und der König allen Vortheil davon verlieren würde. Auf diese Erinnerungen hielt es der König für rathsam, das allgemeine Aufsuchen der Diamanten einzuschränken, und errichtete zu dem Ende eine Diamantenkompagnie mit einem ausschliessenden Privilegio. Dieser Kompagnie ist

für eine dem Könige bezahlte Summe das Eigenthum aller Diamante, die in Brasilien gefunden worden, verwilliget. Damit sie aber nicht zu viel sammle, und dadurch die Diamanten zu sehr in Preis herabbringe, so darf sie nicht über 800 Sclaven beym Aufsuchen brauchen. Um auch die übrigen Unterthanen davon abzuhalten, und die Kompagnie vor Schleichhändlern zu sichern; ließ der König eine grosse Stadt, mit einem ansehnlichen District um selbige herum, entvölkern, und die Einwohner an der Zahl 6000, an einen andern Ort der Provinz versezen. Denn da diese Stadt in der Nachbarschaft der Diamanten lag; so hielt man es für unmöglich, so viel Leute, als da waren, vom Diamantensuchen abzuhalten.

## Zweyter Abschnitt.

### Thiere, Vögel, Gewürme, Insecten, Amphibien, und Fische in Brasilien. Vom Ameisenbär und Armadillo.

§. 6. Die Thiere, die man hier im Lande bey seiner ersten Entdeckung antraf, waren überhaupt eben die, die in Mexico und Peru sind: besonders fand man Peruvianische Schaafe; Pecarees, die von den Europäern gemeiniglich Schweine, wegen einiger Aehnlichkeit mit diesem Thiere, genannt werden; eine grosse Verschiedenheit von Affen, Rehe, Hasen, Kaninchen; einige Löwen und Tiger, welche leztere aber weder so groß, noch so kühn, als die Afrikanischen, waren; den Ameisenbär, das Stachelschwein,

den

den Racoon, das fliegende Eichhorn, den Armadillo, Opossum, Guano und die Sloth.

Der Ameisenbär ist so lang und hoch, als ein Hund von mittler Grösse; seine Hinterbeine gleichen denen von Bären, aber seine Vorderbeine sind viel dünner. Die Vorderfüsse sind platt und in 4 mit langen Klauen bewaffnete Zehen zertheilt, die Hinterfüsse aber haben 5 Zehen. Sein Kopf ist lang, und mit einer spizigen Schnauze, kleinen runden schwarzen Augen, und sehr schwarzen Ohren versehen. Die Zunge soll über 2 Fuß lang, aber sehr dünne seyn, und wenn er sie ganz im Munde hat, muß er einen Theil seines Rückens krümmen, weil sonst seine Kinnladen für sie zu kurz seyn würden. Er lebt von Ameisen, und wenn er einen Ameisenhaufen gefunden hat, öffnet er den obern Theil mit seinen Klauen, um seine Schnauze und Zunge hinein stecken zu können. Diese leztere ist mit einer schleimigen Feuchtigkeit beschmiert, und bald mit Ameisen bedeckt, da er sie denn in seinen Mund zieht und niederschluckt: und dies wiederholt er so oft, als sie in den nämlichen Fallstrick gerathen. Der Schwanz dieses Thieres ist gewissermassen wie ein Fuchsschwanz, ist überhaupt 2 Fuß lang, beynahe platt, mit Haaren 15 bis 20 Zoll lang bedeckt, rauh, und sehr stark; und er kann ihn bewegen, wie er will. Legt er ihn auf den Rücken, so bedeckt er ihn ganz, und schüzt ihn gegen den Regen, den er gar nicht vertragen kann.

Des Armadillo Kopf, Leib, und Schwanz, ist mit einem Schilde von einem beinigten Wesen bedeckt,

bedeckt, das die schönsten Schuppen bildet. An dem obern Theile seines Halses sind 2 Gelenke, vermittelst deren er seinen Kopf bewegen kann; und auf dem Rücken sind 7 Abtheilungen mit einer gelben Haut zwischen jeder. Die Füsse sind mit einem dünnern Schilde bedeckt, der untere Theil des Leibes aber ohne alle Decke. Der Kopf gleicht einem Schweinskopfe, und hat eine spize Schnauze. Er hat kleine tief im Kopfe liegende Augen, und eine schmal zugespizte Zunge. Die Ohren sind nackt, braun und kurz, und die Zähne mittelmässig groß. Seine Füsse gleichen Händen mit 5 Fingern und etwas runden Nägeln. Der Schwanz ist an der Wurzel beynahe 4 Zoll dick, nach und nach aber nimmt er ab, und endigt sich in einer Spize. Melonen, Potatoes und andre Wurzeln sind seine Speise; Fleisch aber will er nicht fressen und gewöhnlich liegt er unter der Erde, die er mit seiner Schnauze aufgräbt, verborgen. Dies Thier hat ein sehr feines Gefühl, und kann sich wie ein Ball zusammen rollen. Das Fleisch ist weiß, fett und delicat, dann aber am besten, wenn es, um den Geschmack zu reizen, mit Gewürz zugerichtet ist.

Die Vögel in Brasilien sind: Maccaws, grosse und kleine Papageyen, (*parrots, parroquet's*) der Quam, Curasoe, Schnabelvogel, (*bill-bird*) Cockrecoe, der Krebsfänger, (*crab-hatcher*) fischende Habicht (*fishing-hawk*) und Brummvogel; ferner Curlew's, Rebhüner, Holztauben, Reiger, und Pelikane. Auch giebt es hier eine grosse Mannichfaltigkeit von Singvögeln, verschie-

schiedene Arten wilder Enten, wilde Gänse, und gemeines Federvieh: und von dem leztern ist keine Art in Europa, die nicht von den Portugiesen hieher gebracht wäre. In diesen heissen Climaten sind aber alle Vögel eine sehr trockne Speise; auch das Hammelfleisch ist nicht sonderlich. Das Schweinefleisch wird für das beste Fleisch gehalten, und soll leicht zu verdauen seyn. Alle Pferde, Kühe, Schafe, Esel, Schweine und Kazen, sind aus Europa hieher gebracht.

§. 7. In einigen Theilen von Brasilien soll die Hize des Clima die Erzeugung einer grossen Menge giftiger Insecten und kriechender Thiere begünstigen: wirklich bringt kein Land mehr Arten von Schlangen, wovon einige unglaublich lang seyn sollen, hervor. Die Klapper- und andere Schlangen werden hier erstaunlich groß; und die Schlange, die Ibibaboca heißt, soll 7 Yards lang seyn, $\frac{1}{2}$ Yard in Umfange haben, und ein Gift bey sich führen, das den Menschen im Augenblick tödtet. Doch sind die Nachrichten, die einige Schriftsteller von der ungeheuren Grösse dieser Gewürme gegeben haben, so unwahrscheinlich, daß man ihren Erzählungen nicht glauben darf. Daß sie aber groß und zahlreich sind, leidet keinen Zweifel, und man hat richtig bemerkt, daß die Vorsehung gut gefunden hat, die vielen Vortheile dieses unschäzbaren Landes mit solchen Unbequemlichkeiten zu mischen, um ihren Segen im Ganzen auf eine gleichere Art unter die Bewohner der Erde auszutheilen.

Hier

Hier giebt es auch Scorpionen, Hundertfüsse, Spinnen, und andre giftige und ungewöhnlich grosse Insecten. Die Ameisen sind hier fast eben so beschwerlich, als in Afrika; denn sie ziehen in grossen Haufen herum, und verzehren alles, was ihnen aufstößt. Hier ist auch die Feuerfliege, die sich, wenn sie keine Flügel hätte, wenig vom Johanniswurm unterscheiden würde: Sezen sich einige auf Baumäste, so sehen sie bey Nacht in der Entfernung als eben so viel Sterne aus. Von Bienen sollen hier zwölferley Arten seyn, wovon einige grosse Nester in holen Bäumen in den Wäldern, andere in Felsenhölen haben, und Honig und Wachs in Menge geben.

§. 8. Von Amphibien giebt es 3 Arten Schildkröten, den Habichtsschnabel, (*hawk-bill*) den Tölpel, (*loggerhead*) und die grüne Schildkröte, welche leztere eine vortreffliche Speise ist. Die Flüsse und Seen wimmeln von Krokodilen, und man sieht dort auch ein Geschöpf, das die Portugiesen Cachora de agua, oder den Wasserhund, nennen: er ist so dick, als ein grosser Schäferhund, hat dunkelfarbige Haare, einen langen Kopf, und 4 kurze Füsse, und hält sich in Seen und Teichen von frischem Wasser auf, kömmt aber ans Ufer, sich zu sönnen, und soll eine gute Speise seyn.

Die Seen, Teiche und Flüsse in Brasilien sind voll vortrefflicher Fische. Das magere Fleisch von Wallfischen, die es hier in Menge giebt, dient Sclaven und armen Leuten zur Speise.

Der

Der beste Fisch an der Küste ist der Manattee, der so groß ist, als ein Ochs. Auch sieht man hier den Schwertfisch, Drescher, (*trasher*) Paracood, Cavally, das alte Weib, den Hornfisch, (*gar-fish*) die Barbe, Makrele, Snook, Turpoon, Austern, Krabben, Krebse, Seeheuschrecken, (*prawns*) und andre Schalfische. Die besten Flußfische gleichen unsern Pärschen, andere unsern Hechten und Karpfen.

## Dritter Abschnitt.

### Eintheilung von Brasilien. Beschreibung der Hauptstadt St. Salvador, und der Sitten ihrer Einwohner.

§. 9. Brasilien wird gewöhnlich in 15 Provinzen oder Hauptmannschaften abgetheilt. Bloß 8 davon sind mit der Krone verknüpft: mit den übrigen sind einige von Adel wegen ausserordentlicher Dienste belehnt; und diese thun wenig mehr, als daß sie die Oberherrschaft des Königs von Portugal, und seines Repräsentanten, des Unterkönigs von Brasilien, anerkennen. Vom Ganzen aber wird der muthmasliche Erbe der Krone Portugal Prinz von Brasilien genannt. Diese Hauptmannschaften sind: Paria, Maragnan, Siara, Poligi oder Rio Grande, Parayba, Tamara, Pernambuco, Seregipe, Bahia de Todos Santos, Ilheos, Porto Seguro, Spirito Santo, Rio Janeiro, St. Vincent, und Del Rey.

St. Salvador, die auch, von ihrem bequemen Hafen, die Stadt Bahia genannt wird, ist die

die Hauptstadt, und liegt in der Provinz Bahia auf einem Hügel im 12° 11′ Südl. Breite. Sie ist volkreich, prächtig, und ohne Vergleich die lustigste und reichste Stadt in ganz Brasilien. Der Handel ist gewaltig groß; der Vornehme ist höflich, der reich gewordene Pöbel aber unerträglich stolz und brutal. Hier sind nicht weniger, als 12 bis 14000 Portugiesen, und 3 mal so viel Negern. Der Hafen kann die grössten Schiffe aufnehmen, und sein Eingang wird durch das starke Fort St. Antony vertheidigt. Es giebt noch andere kleine Forts, die den Hafen bestreichen; eins davon steht auf einem Felsen, ohngefähr ½ Meile vom Ufer. Dicht bey diesem Fort müssen alle Schiffe, die hier ankern wollen, vorbey fahren, und innerhalb ½ Meile davon zwischen diesem und einem andern, das inwendig im Hafen auf einer Landspize steht, den Anker fallen lassen. Ausserdem ist an dem Hügel, worauf die Stadt liegt, noch ein anders.

Die Besazung besteht aus ohngefähr 400 Mann, die gewöhnlich auf einem grossen Paradeplaze vor des Gouverneurs Pallast aufziehen und exerciren, und wovon ihn, wenn er ausgeht, viele begleiten. Sie sind anständig in braunes Linnen gekleidet, das in diesen heissen Ländern viel angenehmer ist, als Wollenzeug.

Die Stadt hat etwa 2000 Häuser, wovon der grösste Theil von Hafen aus nicht gesehn werden kann; die man aber sieht, geben, weil sie auf einem emporsteigenden Hügel stehn, und mit Bäumen gemischt sind, einen angenehmen Anblick. Die Häuser sind schön, und meist von Ziegel- und andern Steinen gebaut. Die Kirchen, Klöster und Hospitäler sind nicht nur äußerst prächtig gebaut, sondern auch, besonders mit schönen Gemählden, reich und kostbar ausgeschmückt. Die Oberstadt hat viel herrliche Gebäude, vorzüglich die Cathedralkirche St. Salvador. Die Kirche, die sonst dem Jesuitercollegio gehörte, ist von Marmor, der dazu aus Europa gebracht ist,

präch-

prächtig aufgeführt, und das Collegium selbst auch schön gebaut. Des Unterkönigs Pallast, der Pallast des Erzbischofs, die Gerichtshöfe, Hospitäler u. s. w. sind kostbare Gebäude. Die Hauptstrassen sind groß sind alle gepflastert; auch sind hier verschiedene grosse Märkte, (*Squares*) und sowohl in der Stadt, als in deren Nachbarschaft viele Gärten, in denen man allerley Fruchtbäume, Blumen, Salate und Küchengewächse antrifft.

Aber die meisten Strassen sind so steil, daß man keine Kutschen oder Sänften darauf brauchen kann. Diesem Mangel abzuhelfen, bedienen sich die Reichen einer Art baumwollner Hängematten, die sie Serpentinen nennen, und mittelst eines 12 bis 14 Fuß langen Bambus von ihren Negern auf den Schultern tragen lassen. Diese Hängematten sind meist blau, und mit Franzen von gleicher Farbe ausgeziert; sie haben ein sammetes Kopfküssen, und über dem Kopf eine Art von Himmel mit Vorhängen, so daß die getragene Person nur, wenn sie will, gesehn werden, und sich entweder ausgestreckt hinlegen, oder auf ihr Kopfküssen lehnen kann. Will der Getragene gesehn seyn, so zieht er die Vorhänge auf, und grüßt seine Bekannten, die ihm auf der Strasse begegnen; denn sie bilden sich was darauf ein, sich in ihrem Hängematten einander zu becomplimentiren, und halten darinn oft auf den Strassen lange Unterredungen. Alsdenn aber haben die beyden Sclaven, die sie tragen, zwey starke hübsche Stangen, die oben mit einer eisernen Gabel versehn, und unten mit Eisen zugespizt sind: diese stecken sie in den Boden fest, und lassen den Bambus oder die Stange, woran die Serpentine befestigt ist, so lange darauf ruhn, bis ihres Herrn Geschäfte oder Compliment aus ist. Selten wird sich ein Mann nach der Mode, oder irgend eine Dame, auf andere Art auf der Strasse sehn lassen.

Das gemeine Volk ist unverschämt, die Soldaten allen Arten von Lastern ergeben, und einige von ihnen selbst gefährliche Banditen. Die Frauenspersonen

nen werden viel genauer, als in Portugall, bewacht; doch finden sie zuweilen Mittel. die Aufmerksamkeit ihrer Wächter zu hintergehen. Aber alsdann machen sich die Ehemänner kein Gewissen daraus, ihre Weiber, die sie untreu finden, zu erstechen oder zu vergiften.

Die vornehmsten Handwerker sind Hutmacher, Schmidte, Schuster, Holzsäger, Zimmerleute, Böttger, Schneider und Mezger. Alle diese kaufen Negern, die sie zu ihren verschiedenen Verrichtungen anlehren. Auch als Lastträger sind diese Sclaven von grossem Nuzen: denn da hier ein grosser Seehandel getrieben wird, und der Landungsplaz sich am Fusse eines Berges befindet, der für Karren zu steil ist; so sind Sclaven sehr nöthig, um die Güter hinauf in die Stadt zu schleppen. Die Kaufleute bedienen sich aber bequemer Krane mit Stricken, wovon ein Ende hinaufgeht, indem das andere herabgelassen wird. Das Haus, wo der Kran befestigt ist, steht an der Spize des Hügels nach der See zu, und der Weg ist mit Bretern schief belegt, an denen die Güter auf und nieder gehisset werden.

## Vierter Abschnitt.

### Von den verschiedenen Einwohnern von Brasilien, ihren Sitten und Gebräuchen. Besonders von den Brasiliern.

§. 10. Portugiesen, Creolen, Mestizen, Negern, und Brasilier sind die gegenwärtigen Einwohner von Brasilien. Die Portugiesen aus Europa, denen die wichtigen und einträglichen Stellen anvertraut sind, machen die geringste Zahl aus. Kreolen, oder von Portugiesischen Eltern in Brasilien Gebohrne, sind schon weit mehr. Aber zahlreicher als beyde sind die Mestizen, oder die von gemischter Geburth; denn

denn wenige Portugiesen haben nicht schwarze oder kupferfarbige Maitressen gehabt, und die mit diesen erzeugten Kinder haben sich durch Heyrathen unter einander sehr vermehrt. Negern giebt es auch sehr viel, und diese Sclaven werden viel höher geschäzt, als die Brasilier, weil sie von einer stärkern Constitution sind, und sich zur Arbeit besser schicken. Denn da sie von der viel heißern Afrikanischen Küste, Brasilien gegen über, herkommen; so können sie auch die Arbeiten in den heissen Jahrszeiten besser ertragen, als die ursprünglichen Einwohner. Ueberdem sind die leztern nicht sehr zahlreich mehr, indem die Portugiesen bey ihrem Einfall in dies Land, wie die Spanier bey ihren Eroberungen, die unglücklichen Einwohner durch alle nur ersinnliche Arten von Grausamkeit vertilgt haben.

§. 11. Die Abschilderung, die uns die besten Reisebeschreiber von den Sitten und Gebräuchen der Portugiesen in Amerika geben, ist nichts weniger, als vortheilhaft. Sie beschreiben sie als ein Volk, das in die weichlichste Schwelgerey versunken, die verzweifeltsten Schandthaten ausübt, voller Scheinheiligkeit und Verstellung, ohne Aufrichtigkeit im Umgange oder Ehrlichkeit im Handel, dabey faul, stolz, und grausam ist. Aermlich in ihrer Lebensart lieben sie, wie alle Bewohner der südlichern Climate, Pracht, Geschmack und Bedienung mehr, als das Vergnügen einer freyen Gesellschaft und einer guten Tafel; ihre Festins aber, die nur selten

ten angestellt werden, sind mit ausschweifendem Aufwand verknüpft.

Der Stolz, die Unempfindlichkeit, Schwelgerey und Grausamkeit der Herren schreibt man ausser andern Ursachen, ihrem Aufwachsen unter den Sclaven, die alle Geschäfte verrichten, und der Erlaubniß zu, deren eine gewaltige Menge, nicht bloß zu Feld- oder häuslichen Arbeiten, sondern blos zum Staate, zur Begleitung und zum Gefolge zu halten. Diese werden eben so verderbt, wie ihre Herren, denen sie zu Werkzeugen ihrer Laster dienen. Durch die unbegränzte und ärgerliche Freyheit, die sie ihnen verstatten, brauchen sie sie zu Klopffechtern oder Meuchelmördern, wenn sie jemand in Furcht jagen, oder Rache an ihm ausüben wollen. Wirklich kann nichts schlimmere Unordnungen hervorbringen, als die unnatürliche Verbindung der Sclaverey mit Müssiggang und gränzenloser Freyheit. Man läßt sie bewaffnet herum gehen; und es giebt viele, die ihre Freyheit verdient oder erkauft haben: und dies alles leidet man in einem Lande, wo sich die Negern zu den Portugiesen und Kreolen wie 10 zu 1 verhalten sollen.

Doch diese Abbildung ist vielleicht übertrieben; wenigstens paßt sie nicht auf die Portugiesen in den nördlichen und nicht einmal auf die in den südlichsten Hauptmannschaften beym Rio Janeiro. Denn diese sind bey weitem nicht so weibisch, wie die zu St. Salvador, und ausserdem, daß das Clima die Indolenz und Wollust begün-

begünstigt, ist doch die Hauptstadt in allem Betracht verderbter als die übrigen Oerter.

§. 12. Ehe sich die Portugiesen in Brasilien niederliessen, war das Land nicht in Provinzen eingetheilt, sondern alles war eine grosse Commüne: Jeder Stamm und jede Familie bewohnte und bebaute den Theil, den sie für gut fand, und verlegte ihren Wohnplaz, wohin es ihr gefiel. Nur von dem Grund und Boden, den einer bepflanzte, wurde er so lange für den Eigenthümer gehalten, bis er ihn eines bessern Wohnplazes wegen verließ. Ihre Städte bestanden gewöhnlich aus 5 bis 6 grossen Häusern, wovon jedes 2 bis 300 Leute, und zuweilen noch mehr, enthielt. Diesen war das Haupt des Stammes oder der Familie vorgesezt. Die Häuser waren aus langen Stangen, Schilf und Palmetoblättern gebaut, und die Meublen darinn bestanden blos aus Hängematten von Baumwollenem Nezwerke, die an Stangen befestigt waren, und worinn sie schliefen; ingleichen in einigen irdenen Töpfen und Pfannen; und Kürbissen und Calabassen. Lezztere dienten ihnen, halb entzwey geschnitten, statt der Zuber, Eymer und Trinkgefässe: denn man hat sie dort von allerhand Grösse. Ausserdem hatten sie Körbe, worinn sie ihre Lebensmittel mit sich führten. Die Zierrathen ihrer Häuser waren ihre Bogen, Pfeile, Speere und andere Waffen.

In diesem weitläuftigen Lande waren auch einige Nationen, die gar keinen bestimmten Aufenthalt hatten, sondern in Zelten lebten, die sie im-

immer von einem Ort nach dem andern schleppten. Sowohl diese, als die erstern, schliefen so oft ausser dem Hause oder Zelte, als darinn. Im erstern Falle machten sie ihre Hängematten an den Aesten der Bäume fest, und Feuer nahe dabey an, um den üblen Wirkungen der kalten nächtlichen Thaue vorzubeugen, und die wilden Thiere und schädliche Gewürme abzuhalten.

Die Portugiesischen und Holländischen Schriftsteller nennen die Brasilier im Norden des Landes Tapuyer, und die im Süden Tupinamben; diese aber theilen sie wieder in verschiedene kleine Nationen, die zwar in der Sprache, aber sehr wenig in Sitten und Gebräuchen, unterschieden sind.

Die Tapuyer haben eine gute Statur und eine dunkle Kupferfarbe; ihr Haar ist schwarz, und hängt ihnen über die Schulter herab, aber am Leibe und im Gesichte haben sie keins. Sie gehen fast ganz nackt, und blos die Frauenspersonen tragen eine leichte Bedeckung von Blättern um ihre Lenden. Ihre Zierrathen sind: schimmernde Steine, die sie in die Lippen oder Nasenlöcher hängen, Armbänder von Federn, und ein dergleichen Cirkel um den Kopf. Einige bemalen sich auf dem Leibe mit allerhand Farben; andere reiben sich mit Gummi, und kleben schöne Federn darauf, so daß sie in einiger Entfernung mehr wie Vögel, als wie Menschen, aussehen.

Die Tupinamben, die den südlichen Theil von Brasilien bewohnen, sind von mittelmässiger Statur, und ihre Farbe ist nicht so dunkel,

als

als die Farbe ihrer nördlichern Nachbaren, die nahe bey der Linie sind. Keins von beyden Völkern aber ist so schwarz, als die Afrikaner unter gleicher Breite; denn in Amerika waren keine Negern, ehe sie von den Spaniern und Portugiesen dahin gebracht wurden. Doch haben diese Völker platte Nasen, die aber nicht natürlich sind, sondern in der Kindheit so gedrückt zu seyn scheinen, weil man eine platte Nase für eine Schönheit hält. Auch haben sie schwarzes krauses Haar auf dem Kopfe, und malen sich, wie die nördlichen Brasilier.

§. 13. Die gemeine Speise der Brasilier war Cassava-Brod, wovon sie Kuchen, gleich unserm Schiffszwieback, bucken. Sie lebten auch von andern Wurzeln, Früchten und Kräutern, ingleichen von dem Wildpret, das ihnen die Jagd schaffte, und von Fischen und Oel. Viele Schriftsteller haben sie als Kanibalen vorgestellt, und alle Brasilier hat man beschuldigt, daß sie Menschenfleisch fräßen. Allein dies ist wohl nur eine Verläumdung, die zur Absicht haben soll, das grausame Verfahren ihrer Ueberwinder gegen sie zu beschönigen. Das gewöhnliche Getränk der Eingebohrnen ist Quellwasser, wovon es dort das beste und mannichfaltigste von der Welt giebt; allein sie haben noch andere Getränke vom Safte der Früchte und vom Honig, die sie oft, da sie ganze Tage und Nächte bey ihren Bechern sizen, sehr trunken machen. Ausser dem Spinnen und Weben, der Verfertigung ihrer Bogen, Pfeile, Lanzen und Wurfspiese, und

ihrem Häuserbau, der nur geringe Geschicklichkeit erfoderte, kannten sie sonst nur wenig Künste. Doch hatten sie einige Kenntniß von den Tugenden verschiedener Kräuter und Spezereyen, die sie bey ihren Kranken oft mit gutem Erfolge brauchten. Jagd, Fischerey und Vogelfang war mehr ihr Geschäffte, als Vergnügungen; denn in einem Lande, wo es weder Getreyde noch zahmes Vieh gab, konnten sie ohne diese Beschäfftigungen ihre Familien nicht unterhalten. Trinken, Singen und Tanzen waren ihre vornehmsten Vergnügungen, besonders an ihren Freudentägen, als bey einem Siege, oder der Geburt ihrer Kinder. Noch immer sind sie grosse Schmaucher, und sie rauchen den stärksten Taback. Ihre Pfeifenröhre bestehn aus einem hohlen Rohr oder Schilf, und der Kopf aus einer grossen Nußschaale, worein fast eine Handvoll Taback geht.

§. 14. Die Portugiesen wollen den Brasiliern alle Religion absprechen; und doch räumen sie ein, daß sie Priester gehabt, und einen Ort der Belohnung und der Bestrafung, nach ihrem Muth und Feigherzigkeit, geglaubt hätten. Ihrem gewöhnlichen Begriffe nach kommen die Frommen nach dem Tode zu ihren Vorfahren, die in einer angenehmen Gegend jenseit der Anden wohnen. Sie glauben an gewisse unsichtbare Wesen, als Austheiler des Guten und Bösen, als Belohner der Tugend und Bestrafer der Laster. Daß sie keine Tempel haben, kömmt vielleicht von ihrer tiefen Ehrfurcht gegen die Gottheit

heit her, die weder an Zeit noch Ort zu binden ist, und weit anständiger unter der glorreichen Decke des Himmels, als in geringen Häusern, die Menschenhände verfertiget haben, angebetet wird.

Eben so unwahr ist die Meynung, als ob sie ohne alle Regierungsverfassung lebten. Denn selbst die Schriftsteller, die ihnen keine zugestehen, sprechen von ihren Königen, Häuptern und Generalen, und geben sogar Stufen einer Subordination unter ihnen zu. Beleidigte einer den andern, so mußte er ihm, wo möglich, in derselben Art Genugthuung schaffen: und kein Volk auf der Welt bezeigte sich gastfreyer und höflicher gegen Fremde, als dieses. Die Portugiesischen Schriftsteller selbst erkennen dies sogar alsdenn, wenn sie sich bemühn, dies edelmüthige Volk mit der verhaßten Benennung der Kanibalen zu brandmarken.

Ein fernerer Beweis ihres Glaubens an einen künftigen Zustand sind ihre Leichengebräuche. Die Freunde und Verwandten des Verstorbenen erheben ein jämmerlich Geheul, preisen bald die Schönheit, bald die Tapferkeit, Stärke und Talente ihres verstorbenen Verwandten, und rufen mit der traurigsten Stimme aus, daß sie ihn nicht wieder sehen würden, bis sie mit ihm jenseit der Gebirge tanzten. Nach einem solchen sechsstündigen Wehklagen wurden Anstalten gemacht, den Körper sizend mit einem gewölbten Dache über ihn zu begraben. Darunter sezten sie Speise und Trank, seine Waffen, und was ihm sonst

beym Leben nüzlich gewesen war. Gewöhnlich war das Grab des Haupts der Familie in der Mitte seines Hauses, und sein Denkmal mit den schönsten Federn und andern Zierrathen ausgeschmückt.

So waren nach den zuverlässigsten Nachrichten die alten Brasilier beschaffen; und so sind es mit sehr wenig Veränderung noch die heutigen, wo sich nicht Sitten der Portugiesen und Negern unter ihre Urgebräuche gemischt haben.

Kurz, die eingebohrnen Brasilier sind jezt ein traitables und sinnreiches Volk, bereit, alle Künste und Wissenschaften, die die Portugiesen sie lehren wollen, zu lernen; und nichts nehmen sie freundschaftlicher auf, als die Unterweisung ihrer Kinder durch die Priester, welches Gelegenheit gegeben hat, viele zu bekehren. Die, welche unter den Portugiesen leben, ahmen ihnen im Essen, Trinken und der Kleidung nach, und wenige von diesen gehen nackt.

## Fünfter Abschnitt.

### Regierung, Macht und Handel Brasiliens.

§. 15. Die Regierung von Brasilien ist in den Händen des Unterkönigs, der, wie bereits bemerkt ist, zu St. Salvador residirt. Er hat 2 Conseils, eins in peinlichen, das andere in bürgerlichen Sachen, und in beyden hat er den Vorsiz. Aber zum unendlichen Nachtheil der Kolonie blühen hier alle Verzögerungen, Chikanen und vervielfältigte Kosten, als ein von den

ver-

verdorbensten Advocaten ausgeübter Anhang des schlimmsten Theils der Rechtsgelehrsamkeit. Zugleich ist die Justiz so nachgebend, daß die größten Verbrechen oft ungestraft hingehen.

Die Portugiesen sind in Brasilien so stark, daß sie das Land gegen jede fremde Macht behaupten können. Sie haben eine ansehnliche Zahl regulärer Europäischer Truppen; und die Landmiliz, worunter einige Haufen Indier und freyer Negern sind, ist auch regulär. Ueberdies machen jezt die Portugiesen, Kreolen, Mestizen, Negers und Brasilier auf gewisse Weise nur Ein Volk aus; ihre Religion ist einerley, und ihr Blut ist durch Heyrathen gemischt. So sehr sie also auch unter sich, wenn sie mit keinem andern Feinde zu thun haben, uneins seyn mögen; so gewiß würden sie sich doch mit einander gegen die ganze übrige Welt verbinden. Dies ist ein Vortheil, den die Spanier, Portugiesen und Franzosen vor den Engelländern in Amerika voraus haben. Denn wo sie einige Macht haben, da bekehren sie die Eingebohrnen und Negern allezeit zu ihrer Religion, und bald bezeugen diese einen eben so grossen Eifer für ihren Aberglauben, als die Portugiesen selbst, die nie leiden werden, daß sich eine Nation, der sie den Namen der Kezer geben, unter ihnen niederlasse. Der Umstand der Heyrathen und Verschwägerung ist auch nicht unbeträchtlich; denn beydes verpflichtet alle Völker auf das strengste, sich gegen Fremde zu vereinigen. Auch dieses erwägen die Engelländer nicht genug, wenn sie ihren Leuten, Ein-

gebohrne oder Negers zu heyrathen, verbieten. Statt dessen behandeln wir die leztern grausamer, als die Nationen, die sich durch Menschlichkeit am wenigsten ausgezeichnet haben. Daher kömmts aber auch, daß sie durchgängig ein besonders Interesse haben, und statt ihren Herren treu zu dienen, sich immer verschwören, ihnen entweder die Hälse zu brechen oder zu entwischen.

§. 16. Der Handel Portugalls wird nach eben dem ausschliessenden Plane, den andre Europäische Nationen bey ihren Kolonien in Amerika beobachten, getrieben: und gleicht der Spanischen Methode darinn, daß die Portugiesen nicht einzelne Schiffe, nach der Bequemlichkeit der verschiedenen Oerter, und dem Gutdünken der Europäischen Kaufleute, sondern jährliche Flotten ausschicken. Diese segeln zu gesezten Zeiten von Portugall in 3 Flota's nach eben so viel Gegenden Brasiliens, als: nach Fernambuco im nördlichen, nach Rio-Janeiro im südlichen, und nach der Bay Allerheiligen im mittlern Theile, wo die schon von uns beschriebene Hauptstadt ist, und wo sich alle diese Flotten bey ihrer Rückkehr nach Portugall versammlen.

Der Brasilische Handel ist groß, und wächst noch jedes Jahr. Dies ist um so weniger zu verwundern, da die Portugiesen Gelegenheit haben, ihre Kolonien mit Sclaven zu ihren vielerley Arbeiten viel wohlfeiler, als jede andre Europäische Macht, die in Amerika Kolonien hat, zu versehen. Denn unter allen Europäern sind sie die einzigen, die Kolonien in Afrika angelegt haben;

ben; und diese sind wegen ihrer Ausdehnung so wohl, als der Zahl ihrer Einwohner sehr beträchtlich. Also haben sie Vortheile bey diesem Handel, die keine andre Nation haben kann, und führen jährlich von da 40 bis 50000 Negern nach Brasilien, welches die Lage dieses Landes, das der Afrikanischen Küste näher ist, als jeder andre Theil von Amerika, sehr befördert. Diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Brasilien die reichste, blühendste und am meisten wachsende Kolonie in ganz Amerika ist. Der Zucker-Export von daher ist sehr groß, und dabey ist er feiner, als aller, den unsre, die französischen oder spanischen Zucker-Plantagen liefern. Der Taback ist vorzüglich gut, wird aber in geringerer Menge, als in unsern Amerikanischen Kolonien, gebaut. Die nördlichen und südlichen Theile von Brasilien haben einen Ueberfluß an Hornvieh: und dies wird seiner Häute wegen, wovon jährlich wenigstens 20000 Stück nach Europa gebracht werden, gejagt.

Ein ansehnlicher Theil von dem Golde, das aus Brasilien kömmt, wird in Amerika gemünzt: was z. E. zu Rio-Janeiro geschlagen wird, ist mit einem R, und das zu St. Salvador oder Bahia gemünzte mit einem B, bezeichnet. Diamanten sollen jährlich für 130000 Pf. nach Europa gehn. Diese, nebst dem Zucker, der vornehmlich die Ladung der Fernambuca-Flotte ist, dem Taback, den Häuten, und kostbaren Arzney- und Manufacturwaaren, können einigen Begriff von der Wichtigkeit dieses Handels sowohl

für

für Portugall, als für alle übrigen handelnden Mächte von Europa, geben.

§. 17. Von den durch Europäische Schiffe dahin nach Brasilien geschickte Waaren ist nicht $\frac{1}{15}$ portugiesisches Product. Sie bestehn in allerhand wollenen Zeugen von Engelland, Frankreich und Holland; Leinewand und Spizen aus Holland, Frankreich und Deutschland, Französischen und Italiänischen seidenen Zeugen; seidenen und garnenen Strümpfen, Hüten, Bley, Blech, Zinn, Eisen, Kupfer, und allen Arten daraus in Engelland verfertigter Geräthe; Mehl, gesalzenen Fischen, Rindfleisch und Käse. Von Spanien bekömmt Brasilien Oel; und Wein nebst einigen Früchten ist fast alles, womit es von Portugall aus versorgt wird.

So vortheilhaft aber auch dieser Handel ist; so handeln doch wenig Portugiesische Kaufleute für eigne Rechnung; sondern gewöhnlich sind sie nur die Commissionäre fremder Kaufleute, besonders Englischer, deren Waaren sie verkaufen. Kurz, obgleich in Portugall sowohl, als in Spanien, den Fremden aller Handel mit den Kolonien verboten ist; so wird doch auf dieses Verbot so wenig, als auf alle übrigen Einrichtungen, die selbst der Absicht, weswegen sie gemacht sind, widersprechen, gesehen. Der Portugiese ist wirklich blos der Factor; allein seine Treue gleicht der Treue des Spanischen Kaufmanns, die kaum jemals in einem öffentlichen oder Privatfalle gebrochen worden ist. Bey den Portugiesen, die sich

gewiß

gewiß sonst überall durch ihre Aufrichtigkeit nicht ausgezeichnet haben, ist dies sehr zu bewundern; und es dient zu einem sehr auffallenden Beweise, wie weit ein ursprünglich nur auf wenig Beyspiele gegründeter Gebrauch, und ein nachher auf diesen gebauter Ruf, in der Folge einen Einfluß auf Leute von sehr verschiedener Moral und natürlichem Character haben kann.

Gegenwärtig ist Engelland bey dem Portugiesischen Handel, sowohl in Absicht dessen, was dies Königreich zu Hause braucht, als was es nach Brasilien schicken muß, am meisten interessirt. Es verdient auch theils wegen der von den Engelländern der Krone Portugall geleisteten Dienste, und der besondern Verträge, theils weil kein anders Volk so viel von dessen Producten consumirt, den größten Vorschub. Aber sowohl in diesem, als vielen andern Handelszweigen sind die Franzosen unsre sehr gefährlichen Nebenbuhler geworden.

## Sechster Abschnitt.

### St. Catharine.

Ihre Lage, Grösse, Gestalt des Landes, Vegetabilien, Thiere und Clima.

§. 17. Ehe wir Brasilien verlassen, müssen wir noch eine kleine Nachricht von St. Catharine, der vornehmsten Insel an der Küste des südlichen Theils dieses Landes, ertheilen. Nirgend ist sie über 6 Meilen breit, ob sie gleich ohngefähr 27 Meilen lang ist. Sie erstreckt sich

von

von 27° 35′ bis 28° Südl. Breite, und liegt im 49° 45′ Westl. Länge von London.

Sie ist zwar ziemlich hoch, allein man sieht sie doch kaum in einer Entfernung von 10 Seemeilen, weil sie alsdenn unter dem festen Lande von Amerika, wo die andern Berge sehr hoch steigen, bedeckt ist. Kommt man aber näher hin, so kann man sie leicht unterscheiden, und an einer Menge kleiner Inseln, die an jedem Ende liegen, und längs der östlichen Spize zerstreut sind, erkennen. Der Hafen wird durch verschiedene Forts vertheidigt.

Der Boden ist recht verschwenderisch, denn er bringt von selbst vielerley Früchte hervor; und ist mit einem zusammenhängenden Walde von stets grünenden Bäumen bedeckt. Diese sind, durch die Geilheit der Gartenerde, mit Brombeersträuchen, Dornen und kleinem Holze so verwickelt, daß sie ein völlig undurchdringliches Dickicht bilden, wo nicht die Einwohner zu ihrer eigenen Bequemlichkeit einen engen Pfad durchgehauen haben. Ausser diesem scheinen einige Pläze, die längs der Küste dem festen Lande gegen über zu Plantagen aufgenommen sind, die einzigen unbedeckten Theile der Insel zu seyn. Die Wälder sind von der Menge aromatischer Bäume und Gesträuche ganz parfumirt. Fast ohne alle Cultur, kommen hier die Früchte und Gewächse eines jeden Clima fort, und werden in Menge gezogen. Daher fehlt es nicht an Citronen, Orangen, Lemonien, Ananas, Pfirschen,

Apri-

Apricosen, Melonen, Plantanen, und einer Menge Zwiebeln und Potatoes.

Aber der Fleischvorrath steht den Vegetabilien weit nach. Zwar kann man hier kleines wildes Rindvieh, das den Büffeln gleicht, kaufen; allein dies ist nur eine sehr mittelmässige Speise, denn das Fleisch ist sehr los und von unangenehmen Geschmack, der vermuthlich ihrem Futter, den wilden Calabassen, zuzuschreiben ist. Es giebt hier auch viel Fasanen, die aber den Englischen an Geschmacke lange nicht beykommen. Andere Fleischarten geben die Meerkazen und Papagoyen; und die vielerley Fische, wovon der Hafen wimmelt; sind gut und leicht zu fangen.

Das Wasser auf der Insel und auf dem gegen über liegenden festen Lande ist vortrefflich, und hält sich auf der See so gut, als das aus der Themse. Denn wenn es 1 oder 2 Tage in einem Fasse gestanden hat, reinigt es sich, stinkt unerträglich, und ist bald mit einem grünen Schaume bedeckt, der aber in wenig Tagen zu Boden fällt, und das Wasser so klar als Krystall, und ganz süß läßt.

Dies sind die Vortheile der Insel; aber sie ist auch vielen Unbequemlichkeiten, besonders in Absicht des Clima unterworfen. Die Gehölze und Berge, die den Hafen umgeben, hindern den freyen Umlauf der Luft: und die starke Vegetation, die hier beständig ist, verursacht eine ungeheure Menge von Dünsten, die die Insel die ganze Nacht hindurch, und einen grossen Theil des Morgens mit einem dicken Nebel bedecken,

der

der so lange dauert, bis ihn die Sonne zu vertreiben stark genug wird, oder eine starke Seeluft ihn zertheilt. Dies macht das Land trübe und feucht. Fremde werden auch durch eine Menge Muskiten, die sie den ganzen Tag über beunruhigen, sehr geplagt: diese verlieren sich zwar bey Sonnenuntergange; aber dann folgt eine unzählige Menge Sandfliegen, die man mit dem bloßen Auge kaum sieht, die aber ein groß Gesumme machen. Ihr Biß erregt eine kleine Beule im Fleische, worauf bald ein schmerzhaftes Jucken, wie auf den Biß einer Englischen Herbstwanze, folgt.

Diese Insel steht unter einem Gouverneur, den der König von Portugall ernennt, und hat eine Garnison von Soldaten zu ihrer Vertheidigung.

## Siebenter Abschnitt.

### Geschichte von Brasilien.

§. 19. Brasilien soll zuerst von Americo Vespucci, einem Florentiner, (der das Glück und die Ehre hatte, seinen Namen dem ungeheuren feste Lande, das einige Zeit vorher von Colon entdeckt war, zu geben,) entdeckt seyn. Dies geschah im J. 1498; damals aber kam er nicht weiter, als bis zum 5° Südl. Breite. Nachher segelte er im Dienste des Königs von Portugall wieder nach Brasilien, und dehnte seine Entdeckungen bis zum 52° Südl. Breite aus. In dem nämlichen Jahre schickte der König von Por-

Portugall eine Flotte unter dem Admiral Peter Alvarez Cabral nach Ostindien, der, zu Vermeidung der Windstille an der Küste von Afrika, das hohe Meer hielt, und an das feste Land von Südamerika kam. Er landete im 17° Südl. Breite, und gab dem Lande den Namen Santa-Cruz, den es aber, wie bereits erwähnt ist, nachher mit dem von Brasilien vertauscht hat. Der Admiral schickte eins seiner Schiffe mit der Nachricht von dieser Entdeckung, dem Reichthume des Landes, und dessen angenehme Lage, nach Portugall zurück, und mit den übrigen sezte er seine Reise nach Indien fort. Dem Könige gefiel diese Erzählung, es wurde beschlossen, eine Kolonie dahin zu schicken, und die erste Niederlassung wurde wirklich angelegt. Allein sehr unschicklich verbannte man blos eine Menge Verbrecher von allen Arten dahin. Eine üble Einrichtung in den ersten Grundsäzen der Kolonie war hiervon eine Folge, und die Niederlassung hatte einen sehr schweren Fortgang, weil die Kolonisten grosse Unordnungen stifteten, und die Ur-Einwohner beleidigten. Auch von Seiten des Spanischen Hofs, der dies Land als einen Theil seiner Herrschaften ansah, fand die Kolonie grossen Widerstand; bis endlich die Sache durch einen Vergleich beygelegt, und darinn ausgemacht wurde, daß alles Land zwischen dem Amazonen- und Silberfluß den Portugiesen gehören solle.

Nachdem auf die Art das Recht festgesezt war, betrieben die Portugiesen die Kolonie sehr lebhaft. Man theilte denen grosse Stücke aus, die was versuchen wollten, und viele vom Portugiesischen Adel erwarben sich einen Antheil an einem Lande, das so viel versprach. Die Eingebohrnen wurden an den meisten Orten unterjocht, und die Kolonie hatte einen schnellen Fortgang. Bald wurde die Krone auf eine so schäzbare Acquisition aufmerksam; die Regierung wurde umgeformt; viel unmässige Schenkungen wurden widerrufen, und alles auf einen so vortheilhaften Fuß gesezt, daß die ganze Seeküste über 2000 Meilen lang, auf eine oder andre Art zum grossen Nuzen des Mutterlandes bebaut ward. Die Portugiesischen Eroberungen auf der Küste von Afrika beförderten diese Niederlassung sehr durch die Menge der Negern, die sie den Kolonisten zu ihren Anlagen lieferten: und dies war die erste Einführung der Negern in Amerika.

§. 20. Aber im Meridian ihres Glücks, da sie ein ungeheuer weitläuftiges Reich und den blühendsten Handel in Afrika, Arabien, Indien, den Asiatischen Inseln, und einen der besten Theile von Amerika, besassen; fühlten sie einen von den Streichen, die das Schicksal der Königreiche in einem Augenblicke entschelden. Don Sebastian, einer der größten Prinzen, verlohr sein Leben in einem Feldzuge gegen die Mohren; und dadurch kamen die Portugiesen um ihre Freyheit,

heit, denn Portugall ward nun von dem Spanischen Reiche verschlungen.

Bald nachher wurde das nämliche Joch, das auf dem Nacken der Portugiesen lag, auch den Einwohnern der Niederlande unerträglich, und 7 Provinzen schüttelten es ab. Nicht zufrieden, sich in einen unabhängigen Staat zu bilden, und ihre Unabhängigkeit durch einen glücklichen Vertheidigungskrieg zu unterstüzen, verfolgten sie mit erstaunendem Muth die Spanier bis in die entferntesten Schlupfwinkel ihrer weitläuftigen Länder, und wurden reich, mächtig und fürchterlich durch die Beute, die sie ihren ehemaligen Herren abnahmen. Besonders griffen sie die Länder der Portugiesen an, und nahmen ihnen fast alle ihre Festungen in Ostindien; dann kehrten sie ihre Waffen gegen Brasilien, das von den Spaniern nicht beschüzt, und durch die Feigheit des Gouverneurs der Hauptstadt verrathen wurde. Sie würden das ganze Land erobert haben, wenn nicht der Erzbischof, Don Michael de Texeira, der von einer der vornehmsten Familien abstammte, geglaubt hätte, daß in einem solchen Falle die Pflichten seines Amts der Gefahr des Landes nachstehen müßten. An der Spize der Mönche also und einiger wenigen zerstreueten Truppen, ergriff er die Waffen, sezte den Eroberungen der Holländer ein Ziel, und hielt so lange tapfer Stand, bis Hülfe anlangte. Und dann legte er das Amt nieder, das ihm die öffentliche Noth

und

und sein eigner Muth aufgetragen hatte, und gab es in die Hände eines vom Staat ernannten Mannes. Auf die Art rettete er 7 Hauptmannschaften von 14, worinn Brasilien eingetheilt ist; die übrigen fielen den Holländern in die Hände, die sie mit vorzüglichem Muth und gutem Betragen eroberten und behaupteten.

Dem tapfern Grafen Moriz von Nassau hatten die Holländer verschiedene dieser Eroberungen, die Einrichtungen ihrer Kolonien, und den vortheilhaften Frieden, durch den sie ihnen zugesichert wurden, zu verdanken. Da sich aber ein Handelsvolk natürlicher Weise nach plözlichem Gewinnste zu sehnen pflegt, und diese Kolonie nicht unter der unmittelbaren Regierung der Generalstaaten, sondern unter der Holländisch-Westindischen Kompagnie stand: so konnte diese bey ihren durch Geiz und niedrige Gesinnungen beengten Grundsäzen nicht leiden, daß die gegenwärtigen Vortheile der Kolonie ihrer künftigen Sicherheit aufgeopfert werden sollten. Der Prinz hielt mehr Truppen, und errichtete mehr Festungen, als sie ihm verstatten wollte; daher begegnete sie ihm auf eine Art, die ihn nöthigte, seinen Dienst niederzulegen.

Nun gieng alles nach den Entwürfen der Kompagnie. Es wurden verschiedene Leute hinüber geschickt, die Verwaltung der Kolonie zu übernehmen, und durch ihre Sparsamkeit der

Kom-

Kompagnie wieder zu den Summen zu verhelfen, die die Kolonie ihr gekostet hatte. Die vornehmsten von den illüstren Nachfolgern des grossen Grafens Moriz von Nassau, eines der geschicktesten, tapfersten und würdigsten Männer aus diesem durch Helden so berühmten Hause, waren Mr. Hamel, ein Kaufmann aus Amsterdam, Mr. de Bassis, ein Goldschmidt von Harlem, und Mr. Bullestract, ein Zimmermann von Middelburg. Es waren insgesammt gute ehrliche und der Kompagnie sehr treue Leute; aber zum Unglück der Republik sowohl, als ihrer Herren, verstanden sie den Handel besser, als die Regierungskunst. Sie schickten die Einkünfte der Länder, die Graf Moriz zur Unterhaltung der Festungswerke ausgesezt hatte, nach Holland: folglich verfielen diese unterdessen. Unter sehr leichten Bedingungen liessen sie die Soldaten nach Hause gehen: dies erleichterte die Kosten der Armee. Die Summen zum Unterhalt eines Gerichtshofs wurden eingezogen, und die Schulden von der Kompagnie mit der größten Härte und Strenge beygetrieben. Ihr Gewinn stieg nun auf 100 pro Cent, und alles war nach ihrer Meynung in dem blühendsten Zustande. Aber bald endigte sich dieser schöne Anschein mit dem gänzlichen Verlust des Landes, und völligem Untergang der Westindischen Kompagnie. Durch ihre Kargheit im Handel, durch die Strenge ihres Verfahrens, und Härte in ihren Beytreibungen, machte sie die Herzen ihrer Unter-

terthanen von sich abwendig. Auch mit den Portugiesen, die lange im Lande gewohnt, und sich der Holländischen Regierung unterworfen hatten, gieng man nicht zum Besten um. Sie kauften daher Feuergewehr und Kriegsbedürfnisse von der Regierung; denn da sie sehr hohe Preise bezahlten, so erhielten sie alles, was sie nöthig hatten. Zu ihrem Beystande kamen noch Portugiesen aus Europa an, und mit diesen vereint, nahmen sie den Holländern nach und nach alle Städte, in deren Besiz sie waren, ab, und vertrieben sie im J. 1654 ganz aus dem Lande. Seit der Zeit hat es stets der Krone Portugall gehört.

# Sechster Theil.

## Vom

# Spanischen Amerika.

# I. Buch.
# Spanisches Westindien.

## Capitel 1.
### Von der Insel Cuba.

Lage, Grösse, Gestalt dieses Landes; Clima, Boden, Pflanzen und Thiere. Beschreibung der Havanna. Sitten und Gebräuche des Volks. Geschichte der Insel.

### §. 1.

Unser Plan, die amerikanischen Länder nach den verschiedenen europäischen Mächten, denen solche gehören, zu beschreiben, machte es nothwendig, daß wir die Westindischen Inseln verliessen, zu denen wir jezt zurück kommen, und eine so vollkommene, und zugleich so kurze Nachricht, als nur möglich ist, von ihnen geben werden.

Die Insel Cuba liegt zwischen 20° Nördl. Breite, und dem Wendekreis des Krebses, und zwischen 74° und 85° 15′ Westl. Länge. Sie ist 660 Meilen lang, vom Cap St. Antonio in *W.* bis zum Cap Maize in *O.*; aber verhältnißmäßig sehr schmal, und meist nur 30 bis 40 Meilen breit. Sie liegt 25 Seemeilen *N*wärts von Jamaica, 60 Meilen *W*wärts von Hispaniola,

niola, und 100 Meilen Swärts vom Cap Florida, und kommandirt den Eingang des Meerbusens von Mexico und Florida, und der Durchfahrt durch die Windwardsinseln.

Die Eingebohrnen nannten die Insel Cuba, ehe sie durch Colon entdeckt ward, der sie anfänglich Juanna nach dem Don Juan nannte, und hernach Ferdinandino nach König Ferdinand V. der eben in Spanien regierte, als diese Insel entdeckt ward; bald hernach aber bekam sie ihren amerikanischen Namen Cuba wieder, den sie bis jezt behält.

Eine Reihe von Bergen läuft größtentheils durch die Insel von *O.* nach *W.*, worinn Kupferbergwerke sind, die die Spanischen Kolonien mit diesem Metall zu allen ihren kupfernen Gefässen versehen. Goldstaub findet man im Sand der Flüsse; man vermuthet daher, daß Gold- wo nicht auch Silberadern in den Gebirgen sind. Diese Berge werden von Bäumen beschattet; das Land an der Küste aber ist größtentheils ein ebnes flaches Land. Eine Menge kleinerer Flüsse laufen von der Nord- und Südseite dieser Anhöhen herunter; aber keiner von ihnen ist breit, denn sie ergiessen sich nach einem sehr kurzen Lauf in die See. Keine Gegend auf der Erde hat bessere Häfen: von diesen ist der vornehmste die Havanna an der *NW.* Seite, einer der schönsten und bequemsten in Amerika, und der von St. Jago, der in der Tiefe eines grossen Meerbusens am östlichen Ende der Insel ist.

Die

Die Regenzeit ist in den Monaten Jul. und August, wenn die Sonne im Scheitelpunct steht: folglich würde es sehr heiß seyn, wenn die Sonne nicht umwölkt wäre, und die Luft nicht durch die alsdenn fallenden Regengüsse erfrischt würde. Das heiterste Wetter ist, wenn die Sonne am weitesten von ihnen entfernt ist; und dann ist der Morgen der heisseste Theil des Tages; denn gegen Mittag fängt der Seewind an, viel stärker zu wehen, und hält so bis Abend an. Der Passatwind wehet in diesen Seen aus *NO.* Beym Vollmond, und Mondwechsel, vom October bis zum April, haben sie starke *N.* oder *NO.* Winde, die im December und Januar oft Stürme werden, ob man gleich dies die angenehme Jahrszeit nennt.

§. 2. Diese Insel soll überhaupt, für ein so grosses Land, den besten Boden in Amerika haben, und alle aus unsern amerikanischen Inseln bekannte Producte hervorbringen, vorzüglich Ingwer, langen Pfeffer, und andere Gewürze, Cassia fistula, Mastix und Aloe. Hier sind grosse Cedern, und andere wohlriechende Bäume, Eichen, Tannen, Palmenbäume, eine Menge hoher Weinstöcke, und schöne Baumwollen-Stauden. Es giebt hier zwo Arten Früchte, die man *Camiton* und *Guanavana* nennt; erstere sieht einer sinesischen Orange ähnlich, und wächst an einem Baume, der an der einen Seite grüne, und an der andern Zimmetfarbene Blätter hat. Die andere ist herzförmig, ist auswärts grün, und hat inwendig einige dornichte Stacheln; auch

eini-

einige Kerne, und einen sauren Saft. Ihre andern Früchte sind: Plantanen, Bananas, (*Musa* L.) Guavas, (*Pisidium* L.) Limonien u. s. w. Man findet hier viele grosse Alleen von Cocosnußbäumen. Das Land bringt auch Taback und Zucker hervor, den man für den besten in Westindien hält, doch nicht in grosser Menge, aus Mangel an Menschen, die das Zuckerrohr anbauen; sonst haben ihre Zuckerwerke sowohl Wasser- als Pferdemühlen.

Das Hornvieh ist ehedem durch die Spanier hieher gebracht, und hat sich in einem so ausserordentlichen Grade vermehrt, daß ganze Heerden in den Wäldern wild herumlaufen, und viele schöne fette Thiere, aus Mangel an Menschen, die ihr Fleisch essen könnten, blos wegen ihrer Felle getödtet, und zum Verfaulen auf der Erde zurückgelassen werden. Einen grossen Theil des Fleisches haut man doch in Stücke, und trocknet es an der Sonne, um es zu Schiffs-Proviant aufzubewahren. Auch giebt es hier Pferde, Maulesel, Schaafe, zahme und wilde Schweine, wildes und zahmes Geflügel, Papagoyen und Rebhüner mit blauen Köpfen. Die Küsten haben einen Ueberfluß am Seevögeln, vorzüglich aber an einer Art von Kranichen, die in ihrer Jugend weiß, im Alter aber verschiedentlich gefärbt sind. Man findet hier auch grosse Schildkröten; und nirgends haben wohl die Seen und Flüsse eine grössere Menge von Alligatorn. Die Fische sind vorzüglich Barben, und Welse. (*Clupea* alosa L.)

§. 3.

§. 3. Die Insel ist bey weitem nicht so angebaut, als es geschehn könnte; denn hier, sagt unser Schriftsteller, sind mehr Kirchen als Pflanzstädte, mehr Priester als Pflanzer, und mehr träge abergläubische Heuchler als Arbeiter. Ausserdem muß man auch gestehn, daß diese grosse Insel mit einem ergiebigen Boden, der einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln hervorzubringen im Stande, und der vielleicht freygebiger, als in irgend einer andern Gegend versorgt ist, da er auch Wälder hat, die ausser dem erwähnten zahmen Vieh, Wildpret im Ueberfluß liefern, dennoch nicht so viel Producte zur Ausfuhr hervorbringt, wenn man gleich ihre Felle und Talg, Zucker, Taback und Schnupftaback mit einrechnet, als unsere kleine Insel Antigoa.

Es giebt hier viele beträchtliche Städte. Von diesen hat zwar St. Jago bisher den Namen der Hauptstadt gehabt; aber sie steht doch der Havanna weit nach, die bey weitem die schönste Stadt auf der Insel ist.

Havanna liegt an der *NW.* Küste der Insel unter 23° 12′ N. Breite, und 82° 13′ W. Länge. Diego de Velasquez bauete sie, der hier im Anfang des 16ten Jahrhunderts mit 300 Spaniern landete, und unter dem Beystande des Bartholomäus de las Casas, Cuba einnahm. Lezterer begab sich in den Dominicaner-Orden, ward Bischof von Chiopa in Neu-Spanien, und that sich durch seine grosse Menschenliebe hervor: von ihm haben wir die Geschichte der spanischen Grausamkeiten, die sie sowohl hier, als auch in andern Gegenden von Westindien verübt haben. Der Hafen der Stadt soll am häufigsten besucht werden, weil er einer der besten auf der Insel, und einer der schönsten in der Welt ist.

ist. Er ist so groß, daß tausend Schiffe hier ganz bequem und sicher liegen können, ohne Anker und Tau zu gebrauchen, weil ihnen kein Wind schaden kann, und so tief, daß sich die größten Schiffe in einer kleinen Entfernung vom Ufer vor Anker legen. Man fährt in diesen Hafen durch einen $\frac{3}{4}$ Meilen langen Canal, der so schmal ist, daß nur ein Schiff auf einmal durchpassiren kann, man braucht also auch den Eingang nicht durch Ketten zu versperren. Die *NW*liche Ecke dieses Hafens ist ein langes Viereck, das sich von *N.* nach *S.* erstreckt; die drey andern Ecken formiren drey kleine Buchten.

Diese Stadt liegt in der fruchtbarsten Gegend der Insel, an der *W*lichen Seite des Hafens, auf einer anmuthigen Ebene, die sich längs der Küste hinzieht, und hinterwärts berührt sie die beyde Arme des Flusses Lagida. Die Stadt ist ovalförmig, und nimmt ihren Anfang etwa $\frac{1}{4}$ Meilen von dem Eingange des Hafens. Die Häuser sind von Stein, sehr artig, aber nicht prächtig, die Strassen enge, aber reinlich. Hier sind eilf Kirchen und Klöster, zwey artige Hospitäler, und mitten in der Stadt ist ein schöner Markt, der mit gleichförmigen Häusern umgeben ist. Die Kirchen sind prächtig und reich ausgeschmückt, und die Lampen, Leuchter und Zierrathen am Altar sind von Gold und Silber. Einige silberne Lampen von sehr sonderbarer Arbeit sind so groß, daß sie 200 Mark wiegen, das Mark zu $\frac{1}{2}$ Pfund gerechnet. Die Kirche der Franciscaner hat zwölf schöne Kapellen, und in ihrem Kloster sind Zellen für 50 Paters. Die Kirche St. Clara hat 7 Altäre, die alle mit Silbergeschirr (*plate*) ausgeschmückt sind, und das Nonnenkloster hat 100 Frauen und Mägde. Die Augustiner-Kirche hat 13 Altäre, und die Kirche des St. Jean de Dieu 9 Altäre und ein Hospital für Soldaten, das 12000 Stück von Achten Einkünfte hat.

An

An der Landseite ist die Stadt mit einem Wall umgeben, der durch Bollwerke beschüzt wird, und an der Seite nach dem Hafen zu ist ein Castell. Am Eingange des Hafens sind 2 andere starke Castelle, die den Eingang vertheidigen: das stärkste von ihnen hat Linien, die sich bis zum erstgedachten ausdehnen, und wird

Fort Moro genannt. Es ist auf einem Felsen, am Fusse zweener Hügel erbauet, worinn man einen tiefen Graben gehauen, der mit Seewasser angefüllt ist. Die Wälle haben eine dreywinklichte Figur, und drey grosse Basteyen, die mit 40 schweren Kanonen versehn sind. Von diesem Castell läuft eine Linie ab, auf der zwölf ungewöhnlich lange Kanonen, mit dem Wasser parallel liegen, deren jede eine Kugel von 36 Pfund schießt, und die man vorzüglicher Weise die 12 Apostel nennt. Auf der Spize zwischen diesem Castell und der See ist ein Thurm, der oben mit einer Leuchte versehen ist: hier hält auch beständig jemand Wache, um zu sehen, was für Schiffe sich nähern; und so viel Schiffe kommen, so viel Flaggen hängt er aus. Das zweyte Castell an der Mündung des Hafens heißt

Puntal, es liegt auf einem ebenen Boden, an der Seite des Einganges, dem vorigen gegen über. Es ist eine regelmässige Festung, mit vier guten, mit Kanonen wohl versehenen Bastionen. Die dritte Festung, deren wir zuerst gedacht haben, heißt

El Fuerte, oder im eigentlichsten Verstande das Fort; es ist ein kleines aber starkes Werk, gegen das Ende des engen Canals, mit vier regulären Bastionen, und einer andern Platform, auf der etwa 60 grosse schwere metallne Kanonen liegen. Ausser diesen dreyen Festungen sind noch zwo andre da, jede von 12 Stücken, die vier oder fünf Meilen vom Hafen an der Küste liegen. Die nach *O.* liegende heißt Coxemar, und die nach *W.* Bariavans. — Diese Festungswerke zusammen haben 120 Kanonen.

Diese

Diese Stadt ist den Spaniern wichtiger als irgend eine andere in Amerika. Da sie der Sammelplaz aller ihrer Flotten auf der Rückreise von diesem Welttheile nach Spanien ist; und weil sie an der Mündung des Meerbusens von Florida liegt, durch den sie nothwendig fahren müssen: so nennen sie die Spanier den Schlüssel von Westindien. Hier liegt die königl. Spanische Flotte, und hier versammlen sich die Kauffartheyschiffe von den verschiedenen spanischen Häfen im September, sowohl vom festen Lande als den Inseln, zu 50 bis 60 Seegel stark, um Proviant und Wasser einzunehmen, und vereinigt nach Spanien zurück zu kehren. In der Stadt ist eine anhaltende Messe bis zu ihrer Abreise, die gemeiniglich vor dem Ende des Monats erfolgt. Vorher ergeht ein öffentlicher Ausruf, worinn denen, die zur Flotte gehören, bey Lebensstrafe in der Stadt zurück zu bleiben verboten wird; und nach gegebenen Zeichen mit einem Kanonenschuß gehn alle an Bord.

Die Einwohner sind im Ganzen genommen, weit umgänglicher, als die von Vera-Cruz; vorzüglich sind die Frauenspersonen freyer, sie gehn aber doch nicht ohne Schleyer aus. Viele von ihnen sprechen und kleiden sich französisch; denn seitdem Spanien an das Haus Bourbon gekommen, haben sich verschiedene von dieser Nation hier niedergelassen. Die gewöhnlichste Nahrung geben hier Schweine und Schildkröten, womit sich alle Schiffe im Ueberfluß versorgen. Man hält das Schweinefleisch für sehr nahrhaft, und es hat, im Gegensaz von andern Ländern die Eigenschaft, daß es verstopft. Das Schildkrötenfleisch schneiden sie in lange Schnitte, salzen es ein, und trocknen es in der Luft. Der Wein ist hier sehr wohlfeil, andere Lebensmittel aber überhaupt theuer, vorzüglich weißes Brod, wovon oft die Unze einen englischen Pfennig kostet, besonders wenn die Galionen da sind; man schreibt dies dem Mangel an Weizen zu, der hier nicht fortkommt, und folglich aller von aussen eingeführt werden muß. Die

Ein-

Einwohner aber bedienen sich fast durchgehends des Brodes aus der Cassave-Wurzel. So lange die Flotten hier sind, wird das Geflügel theurer verkauft, und Verhältnismässig auch Früchte und andere Dinge, so daß einer kaum des Tages für zwey Stücke von Achten leben kann.

Die andern beträchtlichen Städte der Insel sind

Santa-Cruz, die 63 Meilen nach O von der Havanna an der nämlichen Küste liegt, und einen sehr guten Hafen hat.

Porto del Principe, auf eben der Küste, etwa 300 Meilen SOwärts von der Havanna, war vormals eine reiche Stadt, und ward nach einem tapfern Widerstande von Seeräubern erobert. Nahe bey dieser Stadt sind einige Harz-Quellen.

St. Jago liegt unter 20° 2′ Nord-Breite, und 75° 47′ Westl. Länge, am Ende eines geräumigen Busens, an der SOseite der Insel, etwa 6 Meilen von der See. Der Eingang in die Bay ist enge, und es liegen kleine Inseln darinn, die sie wider Stürme decken, und zu einem bequemen Hafen machen. Hier ist ein Bischoffs-Siz, und eine Cathedral-Kirche; die Stadt hatte auch vormals einen beträchtlichen Handel, der aber jezt nach der Havanna verlegt ist: sie hatte die Gerichtsbarkeit über die halbe Insel, die aber auch jezt fast gänzlich aufgehört hat.

§. 4. Diese Insel ward zwar schon im J. 1492 entdeckt, aber erst gegen das J. 1511 gänzlich erobert. Man behandelte die Einwohner mit aller der Grausamkeit, die die vereinte Leidenschaften von wilder Bigotterie, Aberglauben, und Geiz nur erfinden konnten, und man sagt, daß etliche Millionen von ihnen massacriret worden, und daß der spanische Hof zulezt Befehle

le gegeben, die wenigen übergebliebenen Ureinwohner gänzlich auszurotten, welche Befehle man auch mit unmenschlicher Genauigkeit ausgerichtet habe. Die Geschichte von Cuba ist demnach nur eine Erzählung der schrecklichsten Mezeleyen, die die Spanier sorgfältig verheelen. Diese Unmenschen fanden Gold auf der Insel, schlossen hieraus auf verborgen gehaltene Bergwerke, und peinigten eine grosse Anzahl der Eingebohrnen, um die Lage derselben von ihnen zu erfahren; ja es sollen in dem einzigen Jahre, da der Herr Statthalter Velasquez auf die Insel kam, nicht weniger als 600,000 Eingebohrne hingerichtet worden seyn.

Die Häuser in der Havanna waren anfänglich nur von Holz, und die Stadt war 1536 so unbeträchtlich, daß sie von dem Schiffsvolk eines französischen See-Räubers eingenommen wurde, und sich durch eine Brandschazung von 700 Ducaten loskaufen mußte. Denselben Tag langten nach der Abreise des Seeräubers drey spanische Schiffe von Mexico bey der Havanna an, die ihre Ladung ans Land brachten, und den Seeräuber verfolgten: die spanischen Officiere aber waren so feig, daß der Seeräuber alle 3 Schiffe nahm, nach der Havanna zurückkam, und neue 700 Ducaten von den Einwohnern eintrieb.

Um ähnlichen Unglücksfällen für die Zukunft vorzubeugen, baueten die Einwohner ihre Häuser von Steinen, und führten an der Mündung des Hafens ein Fort auf. Weil aber die Stadt

an

an der Landseite offen war, so statteten die auf dem Meere kreuzenden Engelländer verschiedene unangenehme Besuche bey den Spaniern ab, trieben sie mehr als einmal in die Wälder, und plünderten indessen die Stadt. Während dem Kriege Heinrichs II. von Frankreich mit Spanien plünderte ein Schiff von Dieppe mit nicht mehr als 90 Mann St. Jago, und griff hernach auch die Havanna an; die Spanier waren schon oft dieser Besuche gewohnt, und hatten sich in die Wälder begeben, so daß die Franzosen keinen Einwohner in der Stadt fanden. Als sie einige Zeit in der Stadt blieben, und vergeblich sie zu plündern suchten, kamen zween Spanier zu ihnen, unter dem Vorwande der Ranzion der Stadt wegen mit ihnen in Unterhandlung zu treten, die aber eigentlich nur die Anzahl der Feinde auskundschaften wollten, die Franzosen foderten 6000 Ducaten; die Abgeordenten aber wandten vor, die Stadt könne nicht so viel Geld aufbringen, und nahmen Abschied. Nach ihrer Rückkehr zu ihren Landsleuten faßte man durch die Mehrheit der Stimmen den Entschluß, die Franzosen mit dem Degen in der Hand zu überfallen; und dem zufolge giengen 150 von ihnen, in der Nacht hin, um sie im Schlafe niederzumachen. Aber die Franzosen hatten kaum 4 oder 5 Mann verlohren, so kamen sie unter Waffen, und schlugen die Spanier zurück. Hierauf bestrichen sie die Thüren und Fenster der Häuser mit Pech, und Theer, den sie in Menge vorräthig fanden, steckten die Stadt in Brand, und

rissen die Wälle und das Fort nieder. Im J. 1669 nahmen englische Buckanier unter dem Capitain Morgan die Stadt Havanna weg, und würden sie behauptet haben, wenn sie den Schuz des Königs von Engelland hätten erhalten können.

Im Jul. 1741 landeten Admiral Vernon und General Wentworth zu Waltenham, einem Hafen im SOlichen Theile der Insel, mit einem Geschwader von Schiffen, schlugen ein Lager auf, und errichteten ein Fort an der Küste, das sie Cumberlands-Hafen und Fort nannten. Sie hielten sich darinn bis zu Ende des folgenden Novembers, da sie, weil ihre Leute häufig erkrankten, die Insel verlassen mußten.

§. 5. Die Wichtigkeit der Havanna für die Spanier kannte man nie vollkommner, als bis das Haus Bourbon auf den spanischen Thron kam: Seitdem aber wandte man alles an, sie ganz unüberwindlich zu machen.

Als im lezten Kriege die erstaunenden Progressen Grosbritanniens die 3 Linien des Hauses Bourbon, Frankreich, Spanien und Neapel, zur Errichtung des Familien-Bündnisses zwangen; so sah man englischer Seits die Fehler des lezten Plans im Kriege wider Spanien ein, und beschloß, die Operationen mit dem Angriff der Havanna anzufangen. Die Ausführung dieses wichtigen Plans, der ganz und gar von militarischer Kenntniß abhieng, überließ der König größtentheils seinem Oheim, dem verstorbnen Herzog von Cumberland, welchen eine lange Erfah-

fahrung bey der Armee ohne Zweifel zum besten Richter über die Fähigkeiten der Officiere machte, die man bey dieser Expedition gebrauchen könnte. Das Haupt-Commando erhielt der Graf von Albemarle, der des Herzogs Schüler in der Kriegskunst war. Admiral Pocoll, der so brav in Ost-Indien, zur Ehre und zum Nuzen seines Vaterlandes, gedienet hatte, commandirte die Flotte, und Sir Jacob Douglaß erhielt Befehl, ihn mit seinem Geschwader von Martinique aus zu verstärken.

Die grosse Flotte seegelte den 5 März 1761 ab, vereinigte sich den 27 May mit Douglaß auf der *NW*lichen Spize von Hispaniola, und bestand nun in allem aus 19 Schiffen von der Linie, 18 kleineren Kriegs- und etwa 150 Transport-Schiffen. Sie hatten 10,000 Mann regulärer Truppen an Bord, die sich um die Zeit, da man die Operationen anfangen wollte, mit 4000 Mann aus Nord-Amerika vereinigen sollten. Der Admiral sah sich aus Mangel an Zeit genöthigt, längst der nördlichen Küste der Insel durch die alten Strassen von Bahama hinzuseegeln, welche lezteren einen engen Durchgang bilden, der durch Sandbänke und Untiefen in einer Länge von 900 Meilen unsicher gemacht wird. Dies war wegen des nahen stürmischen Wetters in gewisser Hinsicht nothwendig. Der Admiral hatte eine vortrefliche Charte von diesen Strassen von Lord Anson erhalten, und kam so glücklich durch diese Enge, daß sie den 5 Jun. aller Gefahr entgangen waren.

Vier-

Vierzehn spanische Kriegs-Schiffe ohne die kleineren, lagen damals tief im Hafen der Havanna. Der Admiral hatte das Glück, sie mit 12 Schiffen von der Linie einzuschliessen, und von dieser Seite eine Diversion zu machen, während daß man an einer andern Seite zwischen den beyden Festungen Bariavans und Coxemar eine Landung unternahm. Erstere wurde von dem Kriegs-Schiffe Merkurius, und leztere von dem Drachen, weggenommen. Die Garnisonen, die aus bewaffneten Bauern und Negern bestanden, flohen in die Wälder. Mittlerweile passirte der Graf von Albemarle, unter dem Schuze des Feuers vom Drachen, den Fluß Coxemar, und die Armee stand längs der Küste unter Waffen.

Den 8ten Jun. marschirte Lord Albemarle nach Guanamacoa, das etwa 6 Meilen von der Stelle lag, wo sie landeten; und sah, daß 6000 Mann feindlicher Truppen in einer sehr vortheilhaften Stellung anmarschirten, um ihm den Weg nach dem Orte zu versperren. Aber er zerstreute diese sehr bald. Den folgenden Tag theilte er seine Armee in zwey Corps. Das eine unter General Elliot sollte sich gegen die Südliche Seite des Hafens ziehn, und tief ins Land hinein ausbreiten, um die Belagerung zu decken, und die fouragirenden Partheyen zu sichern. Das andere Corps unter dem Befehl des General Keppel, sollte das Castel Maro angreifen, dieweil der Oberste Hay die Communication der Stadt mit dem Lande abschneiden, und die Aufmerk-

merksamkeit des Feindes getheilt erhalten sollte. Bey Belagerung des Castels Moro stand die englische Armee unbeschreibliches Ungemach aus; es war allenthalben so wenig Erde, daß sie mit vieler Mühe sich in ihren Approchen decken mußte. Man fand weder Quellen noch Flüsse in der Nähe, man mußte von sehr entfernten Orten Wasser herführen und diese Zufuhr war so wenig zureichend, und so mißlich, daß man sich endlich genöthigt sah, es von den Schiffen zu holen. Communications-Wege mußten durch dicke Wälder gehauen, und die Artillerie eine grosse Strecke über eine rauhe felsichte Küste gezogen werden; und viele Leute kamen durch Hize, Durst und Ermüdung um. Kurz, die Belagerung des Casteles Moro ward mit größter Beschwerlichkeit angefangen, und das Feuer von beyden Seiten mit gleicher Wuth fortgesezt. Die Schiffe, der Drache, Marlborough, und Cambridge, legten sich auf die Seite gegen den NOstlichen Theil des Castels Moro, um die Batterien zu unterstüzen; und sieben Stunden hindurch sezte man eine der fürchterlichsten Canonaden sowohl von den Castellen als von der See her, fort; das Castel hatte aber durch seine Lage und Stärke grosse Vortheile über die Schiffe, die sehr zerschossen abseegeln mußten. Der Feind in dem Castel hatte nun wieder Communication mit der Stadt erhalten, und sezte zwey Detaschements Grenadier, jedes von 500 Mann, und eine grosse Anzahl Negern und Mulatten, ans Land, die die Werke der Engelländer an der rech-

und ein Abgeordneter zur brittischen Armee mit einer Capitulation geschickt wurde, die den 14 August unterzeichnet ward. Der zufolge wurden die Kriegs Schiffe im Hafen, und die Forts, und die Stadt den Engelländern übergeben. Und so, sagt unser Verfasser, ward eine Weissagung erfüllt, die lange unter den Spaniern in diesem Welttheile gegangen war, daß nämlich die Engelländer einmal durch die Strassen der Havanna als Herren spaziren würden. Aber diese wichtige Eroberung ward, im 19. Artikel des Definitiv-Tractats vom J. 1763 an Spanien wieder abgetreten.

## Capitel 2.

### Von Porto Rico.

Name, Lage, Gröſſe, Gestalt des Landes, Clima, Boden, Pflanzen, und Thiere. Beschreibung der Stadt Porto Rico. Geschichte der Insel.

§. 5. Die nächste spanische Insel ist Hispaniola; die wir aber, weil sie gröstentheils Frankreich zugehört, oben S. 523-531. unter die französisch-americanischen Inseln gebracht haben. Wir kommen also jezt zu Porto Rico, der lezten unter den grossen Antillen, die uns zu beschreiben übrig ist.

Diese Insel ward durch Colon im J. 1493 entdeckt, und St. Juan genannt; da aber die Hauptstadt hernach an einem Hafen erbauet ward, den man, vielleicht seiner Vortreflichkeit wegen, Rico oder den reichen Hafen nannte:

so

so erhielt seitdem die ganze Insel den Namen Porto Rico. Sie liegt zwischen 18° 40′ N. Breite, und zwischen 65° und 67° W. Länge; etwa 18 Meilen von der *NO*Spize, von Hispaniola, und erstreckt sich 150 Meilen von *O* nach *W*, und zwischen 40 und 50 Meilen in die Breite.

Der Boden wechselt anmuthig mit Wäldern, Thälern, und Ebenen ab, und ist außerordentlich fruchtbar. Er hat schöne Wiesen in Ueberfluß, und eine Reihe von Bergen läuft durch die Insel von *O* nach *W*. Der nördliche Theil ist weniger fruchtbar, als der südliche: Reisende haben versichert, er enthalte Queckſilber = Zinn= Bley = und einige Silber = und Gold = Minen; von den lezteren aber ist bis jezt keine bearbeitet. Das Land erhält hinreichend Wasser aus Quellen und Flüssen, und man zählt nicht weniger als 23, die an der *N*. und *S*Seite sich ins Meer ergießen.

Der Regen, der gewöhnlich die Jahrszeit ungesund macht, fällt größtentheils im Jun. Jul. und August; da es sonst äußerst heiß seyn würde, weil die Sonne alsdann im Scheitelpuncte steht, und der Wind, der sonst aus *NO* wehet, alsdenn aus *SO* kommt. Von 8 Uhr des Morgens bis 4 Uhr Nachmittags geht eine kühle Seeluft; von 6 Uhr des Morgens aber, bis zu der Zeit, da diese Seeluft aufkommt, ist die Luft sehr heiß. Die allerschwülste Tagszeit aber ist um 5 Uhr Nachmittags, und die kühlste, von 3 Uhr des Morgens bis 6.

Der

Der Boden bringt langes grobes Gras hervor, womit die Einwohner das Vieh füttern, es aber nie zu Heu machen. Er trägt auch gutes Schiffs-Holz, und allerhand Frucht Bäume, vorzüglich Cocos, Ananas; Duttenbäume (*Mammea* L.) Cujaven (*Pisidium*) Papayen; Pisang (*Banana*;) Plantanen, Palmen, Muskus-Melonen, Limonien, Granat-Aepfel, Citronen, Weintrauben, Pflaumen, Feigen, Jamaicaischen Pfeffer, gesprenkeltes Holz, Cassia Fistula, die empfindliche Pflanze, und unächten Zimmet, nebst Reis, und indischem Korn; ihr mehrstes Brod machen sie aber doch von der Cassave-Wurzel. Außer dem Wasser hat man ein gemeines Getränke, das man aus einer Mischung von Bodensaze des Zuckers (*melasses*) und Gewürzen zubereitet. Die Vornehmeren aber trinken Getränke aus bloßen Gewürzen zubereitet, und aller Wein wird von auswärts hereingebracht.

Die Insel ist hinlänglich mit wildem Rindviehe versehen, das eigentlich aus Spanien herstammt; mit Ziegen, Schweinen und Schaafen. Ihr Schweinfleisch ist vortreflich, eben so auch das Fleisch von den jungen Böcken: ihr Schöpsenfleisch aber giebt eine elende trockne Speise. Man findet hier Papageyen, Ringel-Tauben, und anderes wildes und zahmes Geflügel in großen Haufen, auch alle Arten von europäischen Federvieh, und Fische in Ueberfluß.

§. 6.

§. 6. Die Zahl der Einwohner soll sich nicht über 10000 belaufen. Aber diese Insel könnte eine der blühendsten von allen spanischen Colonien werden, wenn sie nicht so sehr den Unfällen von grosser Dürre und heftigen Sturmwinden, und dem Einfall der Seeräuber, die alle Seehäfen öfters zerstöhret haben, ausgesezt wäre. Die vornehmsten Exporten von hier sind: Zucker, Ingwer, Häute, Baumwollen-Garn, rohe Baumwolle, Cassia, Mastix ꝛc. Sie haben auch eine beträchtliche Menge Salz, und gewinnen etwas hübsches bey ihren Orangen, Limonien, und eingemachten Früchten (*sweet meats*). Die Einwohner haben viele gute Schiffe, mit denen sie nach verschiedenen Theilen von Amerika handeln.

Die Stadt Porto Rico liegt auf der Nordseite der Insel, auf einer Halb-Insel, die durch einen schmalen Strich Landes (*causeway*) mit dem festen Lande zusammen hängt, unter dem 18° 20′ N. Breite und 65° 35′ W. Länge. Sie ist gut gebauet, volkreich, und der Siz des Gouverneurs und eines Bischofs. Zur Haupt-Kirche gehört ein Kloster. Aber wegen des heissen Clima's können keine Glasfenster gebraucht werden, und die groben Linnenvorhänge und hölzernen Jalousien verstellen die Gebäude. Die Stadt wird durch eine Citadelle und ein Castell vertheidigt, und ist der Mittelpunct des Schleich-Handels, den die Engelländer und Franzosen, der Strenge der Gesezе, und der außerordentlichen Vorsicht ihn zu verhüten, ohngeachtet, mit den spanischen Unterthanen treiben. Daher ist die Stadt groß, und besser bewohnt, als die mehrsten spanischen Städte in Amerika.

Als die Insel von den Spaniern weggenommen ward, soll sich die Zahl der Ureinwohner auf 600,000 Menschen belaufen haben, die ein braves und tapferes Volk waren. Die Spanier aber waren ihnen in der Kriegskunst überlegen, unterwarfen sie sich mit vieler Mühe, und haben sie nachher allmählich gänzlich ausgerottet. Nach der Zeit fand sich kein Gold mehr auf der Insel, obgleich die Eingebohrnen dessen sehr viel gehabt hatten, und deswegen ermordet wurden, damit es die Spanier alle bekommen möchten.

Im J. 1595 verbrannte Sir Franz Drake die Schiffe in dem Hafen von Porto Rico; und 3 Jahre hernach ward die Stadt durch den Grafen von Cumberland weggenommen, der auf eigene Kosten eine Flotte ausrüstete, auf der zwey Regimenter von der Königinn Elisabeth Truppen waren. Er eroberte die Stadt mit vieler Mühe, und wollte sie behalten. Da aber 400 seiner Leute in einem Monate, am Blutflusse starben: so verließ er sie, zerstörte die Festungswerke, und nahm 80 Stück grobes Geschüz, und eine grosse Menge Silber mit. Im J. 1615 ward die Stadt von den Holländern eingenommen und geplündert; sie konnten aber das Castel nicht erobern, das nun in einem bessern Zustande als je zuvor und auch als die andern Forts, ist.

# Capitel 3.

## Von den Inseln Trinidad und Margaretha.

Ihre Lage, Grösse, und Producte. Anmerkungen über die Staatskunst der Spanier, in Hinsicht auf ihre westindischen Inseln, und das feste Land.

§. 7. Noch sind viele andere kleinere Inseln, die den Spaniern in diesem Meere zugehören, besonders Trinidad oder Trinidada. Diese liegt unter 10° 38′ N. Breite, und 60° 17′ Westl. Länge, und macht die eine Seite der Strassen von Jaria, oder Bocca de Drago, und Neu Andalusien in Terra Firma, aus. Sie ist ohngefehr 62 Meilen lang und 45 breit. Der Boden ist fruchtbar, und trägt Zucker, feinen Taback, Indisch Korn, eine Menge Früchte, und einige Baumwollen-Bäume. Sir Walter Raleigh nahm die Insel 1595, und die Franzosen 1676 ein, welche leztere sie plünderten, und von den Einwohnern Geld erpreßten.

Etwa 5° *W*wärts von Trinidad liegt Margaretha, nahe an der nördlichen Küste von Neu Andalusien, wovon es durch eine 24 Meilen breite Straße getrennt ist. Diese Insel ist 15 Seemeilen lang, und 6 breit, und giebt, weil sie beständig grünend ist, einen sehr angenehmen Prospect. Sie ist sehr fruchtbar, hat Weiden, Maiz, und Früchte in Ueberfluß, auch viele kleine Waldungen. Sonst beschäftigten sich hier eine große Menge Boote, mit Perlen fischen; diese Fischerey hat aber sehr abgenommen, wo nicht gar aufgehört.

Bey dieser leztern Insel sind noch viele andere kleine unbeträchtliche Eilande, wenigstens für die Spanier unbeträchtlich, die den Anbau der grössern, und wichtigeren nie einer geringen Aufmerksamkeit gewürdiget haben scheinen. Auch finden wir nichts von ihnen aufgezeichnet, das die Aufmerksamkeit der Leser verdiente. Wir wollen also dieses Capitel, und dieses ganze erste Buch von dem spanischen Westindien, mit einigen Bemerkungen über das Betragen der Spanier, in Ansehung ihrer Colonien auf selbigem, schliessen.

Indem die Spanier durch eine Reihe von den unmenschlichsten und unpolitischsten Grausamkeiten, die Eingebohrnen von Cuba, Hispaniola, und Porto Rico, vertilgt haben, so haben sie verhältnißmäßig eben so viele Wüsteneyen gemacht, und sich selbst um tausend Vortheile gebracht, die sie bey einem billigen Handel mit den Eingebohrnen hätten genießen können. Den Handel zwischen der Insel und dem spanischen festen Lande treibt die Barleventa Flotte, die aus 6 grossen starken Schiffen besteht, die jährlich die Reise nach Cuba, Hispaniola, Porto Rico und der Küste von Terra Firma thun, nicht bloß um mit ihnen zu handeln, sondern auch um die See von Seeräubern, und Schleichhändlern zu reinigen. Und dann und wann kommt ein Registern Schiff aus Spanien nach einer von den Inseln. Bisher scheinen die Spanier deren Besiz, mehr in der Absicht behauptet zu haben, andern Nationen, die in diesen Meeren zu mächtig werden möchten, zuvorzukommen, als daß

sie

sie wirklichen Vortheil von ihnen zu erhalten, erwartet hätten. Denn das ist gewiß, daß, wenn irgend eine andere Nation zum Besiz aller dieser Inseln gelangen sollte, der Handel auf dem festen Lande in America, und vielleicht das feste Land selbst, gänzlich in ihre Gewalt kommen würde. Doch haben die Spanier ohnlängst einige Schritte zur Verbesserung der Colonie in Porto Rico gethan; und fangen jezt an, den amerikanischen Handel auch andern Städten in Spanien, außer Cadiz, zu eröffnen. Sie haben einen Unterschied in den Zollabgaben zwischen ihren eignen und den ausländischen Manufacturen gemacht, und thun über das wahre Interesse ihres Landes die Augen auf.

Bisher, sagt ein sinnreicher Schriftsteller, eilte der Reichthum, der beständig aus Amerika nach Spanien floß, gleich einem reissenden Strom durch das Königreich hin, und weit entfernt, das Land zu bereichern, riß er vielmehr alle Reichthümer, die er auf seinem Wege fand, mit sich fort. Kein Land in Europa hat so ungeheure Schäze erhalten, als Spanien; und in keinem Lande in Europa sieht man so wenig Geld: denn seitdem die Indier in die Hände der Spanier gefallen, sind die Angelegenheiten der Monarchie beständig den Krebsgang gegangen. Ihre Kolonien in Amerika wurden dem Geiste, und den Grundsäzen, die damals in ihrem Reiche in Europa herrschten, gemäß eingerichtet. Da waren keine andre Mittel, ihre Eroberungen zu behaupten, als die Vertilgung des Volks;

da war kein Entwurf zur Aufnahme des Handels, kein Versuch zur Abschaffung der Misbräuche, die nach Masgabe des Unheils, welches sie ihnen zugezogen hatten, ehrwürdig wurden. In der Regierung war Tyranney, in der Religion Aberglaube, und in der Handlung Monopolien.

Als die Spanier fanden, daß zu ihrem Ehrgeiz, der ohne Gränzen war, nun noch ein Schaz kam, der unerschöpflich war: so schien ihnen nichts zu groß, das sie nicht wagen dürften. Bald unternahmen sie tausend Projecte auf einmal: viele davon waren vortreflich in der Theorie, mußten aber durch verschiedene Werkzeuge in verschiedenen Welttheilen, und alle mit unsäglichem Blut- und Geld-Verlust, ausgeführt werden. Die Kriege, die das Resultat dieser Entwürfe waren, und die Indier, die solche aushalten sollten, waren eine unaufhörliche Entkräftung, die ihr Volk aufrieb und bey den Ueberbliebnen alle Industrie zerstörte. Die Schäze, die ihnen jährlich aus der neuen Welt zuflossen, waren sie überall in der alten Welt schuldig; denn ihren übrigen Einkünften hatten sie etwas beyzusezen vergessen, was an sich selbst eine große Revenüe, und die große Stüze aller andern Revenüen ist, — Oekonomie. Vielmehr verschlang Unordnung in ihren Finanzen zu Hause, und auswärts fressender Wucher, alle ihre Schäze, dieweil sie die Gelegenheiten, solche zu erwerben, verwehrten. Mit den besten Projetteur-Köpfen in Europa, wurden sie allenthalben hinter-

vergangen; mit tapfern und gut disciplinirten Truppen, wurden sie fast überall geschlagen; bey den größten Schätzen litten sie Noth; und ihre Armeen waren schlecht versorgt, und schlecht bezahlt. Ihre Freunde mergelten sie durch Handel, und ihre Feinde durch Plündern aus. Aus den Ruinen ihrer Reiche sahen sie neue Staaten entstehn, und aus den Trümmern ihrer Flotte hoben sich neue Seemächte empor. Kurz, sie reizten, beunruhigten, und bereicherten ganz Europa, und unterliessen es endlich bloß aus Mangel an Kräften. Sie waren unthätig, aber nicht ruhig; sie waren so sehr durch ihre Trägheit während dieser Eingezogenheit entkräftet, als sie vorher durch ihre unüberlegte Thätigkeit wach gewesen waren. Gegenwärtig scheinen die politischen Absichten Spaniens in Absicht auf Amerika, dahin zu gehen, Süd-Amerika, und vorzüglich die Schiffarth in den Süd-Seen, so viel möglich, für sich selbst zu behalten, den Schleichhandel mit Macht zu zerstöhren, und die Ausfuhr ihrer eignen Manufacturen aufzumuntern.

# II. Buch.

# Spanisches Nordamerika,

## oder von Neumexico, Californien und Mexico.

---

## Capitel 4.

### Von den Spanischen Herrschaften auf dem festen Lande in Amerika überhaupt.

Ihre Lage, Größe, Climate, und Producte. Staatskunst der Spanier in Ansehung der Bevölkerung. Wie Spanien über dem Gewinne Goldes und Silbers verarmen können.

### §. 1.

Jezt kommen wir zum festen Lande vom spanischen Amerika, das erstaunlich groß ist, vom 34° Nördl. bis 53° Südlicher Breite geht, und sich vom Cap Sebastian, der nördlichsten Spize Californiens, bis zur Magellanischen Strasse, 6 bis 7000 Meilen weit erstreckt. Die ganze Küste an der einen Seite ist ganz spanisch, an der andern Seite aber ist Brasilien, und eine verhältnißmäßig nur unbeträchtliche Französische und Holländische Niederlassung. Einen grossen Theil dieses Landes besizen wirklich noch die Eingebohrnen, und einige Gegenden liegen wüste; aber Spanien eignet sich doch die Herrschaft über das

das Ganze zu, ob gleich nur ein sehr kleiner Theil desselben wirklich von den Spaniern bebauet wird.

Das Clima muß in einem so grossen Lande nach der Breite und andern Umständen verschieden seyn: und so ist die gemeine Meynung, daß die spanisch-amerikanischen Besizungen ungesund wären, wie viele andere allgemeine Säze, zugleich wahr und falsch. Die Kolonien innerhalb oder nahe bey den Wendekreisen, sind an vielen Stellen äusserst heiß, da indeß andere merklich kalt sind; einige, die ein überaus heisses Clima haben, sind gesund und angenehm, da indeß andere eine beynahe verpestete Luft haben. Verschiedene Provinzen in Neuspanien und Peru sind fast mit allen Vortheilen gesegnet; und kein Land hat reizendere Gegenden, als man in Neumexico im Norden, in Buenos Ayres in Süden, und einigen andern Ländern zu beyden Seiten der Linie in den gemässigten Erdgürteln, antrifft. Wo aber das Land nie aufgeräumt worden ist, wo der Boden morastig und sumpfig ist, wo periodisch grosse Ueberschwemmungen von Regen geschehen: da muß nun freylich das Clima ungesund seyn; und alles dieses findet in einigen Spanischen Besizungen in Amerika statt.

Der Boden ist nicht weniger als das Clima verschieden. Einige Länder haben die schönsten Ebenen, Viehweiden, Felder und Wiesen, die durch schöne Ströhme gewässert, und durch kleine Waldungen beschattet werden, und wo Hügel und Thäler abwechseln. Andere hingegen stellen

dem

dem Auge schreckliche Wüsten, schauervolle Felsen, und erstaunlich hohe Berge, ungeheure Wälder, und die fürchterlichsten Auftritte der wilden, rohen, und unverbesserten Natur, vor. Verschiedene spanische Pflanzungen sind überaus reich und fruchtbar, haben Ueberfluß an Korn, die schönsten Viehweiden, Bäume, die Früchte und Schatten geben, und zur Zierde dienen, wohlriechende Sträucher, Arzneygewächse, Hölzer und Wurzeln mit Blumen, die die Sinne kizeln; kurz, fast alles, was Natur oder Kunst in irgend einem Theile der Erde, hervorbringt, findet man hier in der größten Vollkommenheit wild wachsend, oder durch Kunst erzogen. Im Inneren der Erde hat man unermeßliche Schäze von Gold und Silber entdeckt. Dieser beträchtliche Erdstrich giebt auch Smaragde, Perlen, kostbare Specereyen, Farbehölzer, Taback, Ingwer, Caffee, Baumwolle, und süsse Früchte: und zur Bequemlichkeit der Schiffahrt sind hier die vortrefflichsten Flüsse.

§. 2. Wirft man aber einen Blick auf das Land, mit Rücksicht auf die Bewohner desselben: so siehet man die Ursache ein, warum diese Kolonien den Spaniern so wenig Nuzen verschafft haben. Die unpolitische Austreibung der Mohren, gab diesem Reiche einen unersezlichen Stoß; und die Besezung von Amerika vergrösserte dies Uebel. Und obgleich Spanien durch die anhaltende Auswanderung ihres Volks, sowohl nach dem festen Lande von Amerika, als den Westindischen Inseln, beynahe entvölkert war: so war

doch

doch die Anzahl der neuen Ankömmlinge dem Vorhaben, die Pflanzungen volkreich und blühend zu machen, bey weitem nicht angemessen; besonders da die Grausamkeit der ersten Eroberer fast alle Eingebohrnen vertilgt hatte. Als man zuerst Amerika bezwungen hatte, hielt man es für nothwendig, eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen in diesem Lande anzusezen, die den Eingebohrnen Unterricht in der christlichen Religion geben sollten; diese haben sich seit der Zeit in einem solchen Grade vermehrt, daß sie die nachtheilichsten Folgen auf die Bevölkerung gehabt haben. Jede Provinz ist voll von Mönchs- und Nonnenklöstern, und Leuten, die durch den Aberglauben zum ehelosen Leben verdammt, und durch die Tyranney der Kirche verurtheilt sind, sich des Genusses der allernatürlichsten Leidenschaft zu enthalten. Der Geist des Geizes und der Unterdrückung, der bey allen Kronbedienten herrscht, die gemeiniglich aus vornehmen aber hungernden Familien gewählt werden, schadet dem Staate empfindlich, indem er seine Einkünfte vermindert, die Industrie niederschlägt, und allen Patriotism unterdrückt. Was aber noch ungleich wichtiger ist: so ist der Durst nach Gold und Silber, den die Spanier gezeigt haben, den Kolonien eben so nachtheilig, als dem Mutterlande gewesen. Dieser Golddurst hat nicht allein solche Producte und Manufacturen gehindert, die an sich einträglicher als die reichsten Gold- und Silberminen gewesen seyn würden, sondern er hat auch den Leuten so niedrige und schmuzige Grund-

säze eingeflößt, die offenbar die unglücklichsten Folgen nach sich gezogen haben.

Der mit Recht berühmte Baron von Montesquieu macht in seinem unvergleichlichen Werke über den Geist der Geseze die Anmerkung, daß seit der Zeit die Spanier Gold und Silber in Amerika entdeckt hatten, Spanien unaufhörlich immer mehr gesunken sey, und fügt hinzu:

„Gold und Silber sind entweder ein erdichteter, oder ein vorstellender Reichthum. Die vorstellenden Zeichen des Reichthums sind äusserst dauerhaft, und in sich selbst, ihrer Natur nach, nur einer sehr geringen Abnahme unterworfen. Je mehr sie aber vermehrt werden; desto mehr verlieren sie am Werth, weil der Dinge, die sie vorstellen, weniger sind.

„Nach der Eroberung von Peru und Mexico gaben die Spanier ihre natürlichen Reichthümer auf, um blos vorstellenden nachzujagen, die sich täglich verschlechterten. Gold und Silber war in Europa ausserordentlich selten; Spanien ward plözlich Herr über eine ungeheure Menge dieser Metalle, und faßte seitdem Hoffnungen, die es nie vorher gewagt hatte. So groß auch der Reichthum war, den sie in den eroberten Ländern bereits vorfanden; so war er dennoch dem nicht gleich, der noch in ihren Bergwerken stack. Die Indier verheelten einen Theil; und dieses Volk, das keinen andern Gebrauch von Gold und Silber machte, als um den Tempeln ihrer Götter, und Pallästen ihrer Könige Pracht zu verschaffen, suchte dasselbe nicht mit dem

dem Geize auf, wie das unsrige. Kurz, sie kannten nicht das Geheimniß, aus allen Minen Metalle zu gewinnen, sondern nur aus denen, wo man die Scheidung durch Feuer machen konnte.

„Es dauerte nicht lange, so ward die Münze in Europa verdoppelt. Dies erhellte aus dem Preise der Waaren, der bey allen verdoppelt ward.

„Die Spanier wühlten in die Minen, höhlten Berge aus, und erfanden Maschinen, das Wasser herauszuziehn, das Erz zu brechen, und es zu scheiden: und da sie mit dem Leben der Indier spielten, so zwangen sie diese, umsonst zu arbeiten. Wie das Gold nachher in Europa verdoppelt wurde: so nahm der Vortheil der Spanier in eben dem Grade ab; noch jährlich bekamen sie eine gleiche Menge Metall, aber dieses war nun nur halb so viel noch werth.

„In noch einmal so viel Zeit verdoppelte sich das Geld noch einmal; und der Gewinn verminderte sich wieder um die Hälfte.

„Er verminderte sich noch um mehr als die Hälfte, und dies gieng so zu:

„Das Gold aus den Minen zu gewinnen, es gehörig zuzubereiten, und nach Europa zu verfahren, mußte nothwendig einige Unkosten verursachen; ich will annehmen wie 1: 64. War die Münze einmal verdoppelt, und folglich um die Hälfte weniger werth: so verhielten sich die Unkosten wie 2: 64. So brachten also die Galionen, worauf man die nämliche Quantität Goldes nach

Spa-

Spanien führte, eine Sache hin, die nun wirklich um die Hälfte weniger werth war, ob gleich die Unkosten für selbige um die Hälfte höher stiegen.

„Fahren wir so im Verdoppeln fort: so finden wir in dieser Progression die Ursache der Ohnmacht des spanischen Reichthums.“ — So weit Montesquieu.

## Capitel 5.

### Von Neumexico.

Lage, Grösse, Clima, Flüsse, Gestalt des Landes, und Producte. Von der Regierung, und den Einwohnern des Landes.

Unsere Nachricht von der Provinz Neumexico wird nicht sehr umständlich seyn können, weil die Gränzen derselben auf keine Art bestimmt sind, und der bey weitem größte Theil noch in den Händen der Eingebohrnen ist, die so glücklich sind, das unschätzbarste Gut, ihre Freyheit, noch geniessen zu können. Man vermuthet nur, daß diese Provinz zwischen 28° — 38° N. Breite liege. Im *N.* wird sie durch sehr hohe Berge, und durch ein ganz unbekanntes Land, wohin Europäer nie gekommen sind, begränzt. In *O.* gränzt sie an Louisiana, in *W.* an die Californische See, und den Fluß Colorado; in *S.* aber an die eigentliche Provinz Mexico.

Dies Land hat ein sehr angenehmes Clima, weil es mitten in der gemässigten Zone liegt.

Im

Im Sommer ist es sehr warm, und im Winter streng kalt; doch ist jener weder erstickend oder ungesund, noch dieser übermässig kalt oder mit unangenehmen Regenfluthen vergesellschaftet, sondern die Luft ist rein und gesund. Ein solches Clima ist in jeder Jahrszeit erwünscht, und für Europäische Constitutionen überaus zuträglich.

Das Land ist mit grössern und kleinern Flüssen schön durchzogen, obgleich wenige von ihnen recht groß oder schiffbar sind. Blos der Rio *Solado*, und Rio *del Norte* verdienen, bemerkt zu werden. Lezterer fließt durch das ganze Land der Länge nach, biegt sich dann ostwärts, läuft durch die Provinz Neu Leon, und ergießt sich in den Mexicanischen Busen. Hier sind auch viele kleinere Flüsse, die sich in die Mexicanische See ergießen; und an deren Küste sind einige Meerbusen, kleine Hafen (*portes*) und Buchten, die leicht zu vortrefflichen Häfen umgeschaffen werden könnten, wenn die Spanier nur etwas von dem thätigen und Handelsgeiste hätten, der andere Europäische Seemächte belebt.

Anhöhen und fruchtbare Ebenen wechseln hier auf eine angenehme Art mit einander ab. Sie sind mit Bäumen bedeckt, wovon einige Bauholz, andere aber verschiedene Früchte geben. Hier sollen auch Gold und Silber, Türkisse, Smaragde, und andere kostbare Steine seyn. Hier sind alle Arten von wildem und zahmen Vieh, besonders Kühe; und überaus viele Arten von Geflügel: und die Flüsse sind voll von den schmackhaftesten Fischen. Kurz, es soll eines der angenehm-

nehmsten, reichsten und gesegnetesten Länder in Amerika, oder in der ganzen Welt seyn.

Einige Geographen theilen Neumexico in 15, viele Spanische Schriftsteller aber in 18 Provinzen, wovon sie die Namen angeben.

Santa Fe, die Hauptstadt, ist eine artige, wohlgebauete Stadt, nahe an der Quelle des Rio del *Norte*, unter 36° 40′ Nördl. Breite, und 101° 15′ Westl. Länge von London. Sie ist regelmässig gebaut, ist der Siz eines Bischofs, der von dem in Mexico Suffragan ist, und des Gouverneurs des Landes, der seine Stelle fünf Jahre bekleidet. Lezterer sollte beständig 600 Reuter halten; aber selten wird, wie unser Schriftsteller sagt, die Hälfte wirklich gehalten, sondern ihren Sold steckt der Statthalter ein. Dies allein schon macht ein beträchtliches Gehalt aus; denn zum jährlichen Unterhalt eines jeden Soldaten werden 450 Stück von Achten bewilligt.

Die Eingebohrnen sind leutselig, großmüthig und friedfertig; aber auch wegen ihrer Geschicklichkeit, mit Bogen und Pfeilen umzugehn, überaus fürchterlich. Sie sind in besserm Vertheidigungszustande, als alle andere Bewohner der neuen Welt. Die Spanier fanden bey ihrer ersten Ankunft in diesem Lande die Eingebohrnen gut gekleidet, ihre Ländereyen gut bearbeitet, ihre Dörfer sauber, und ihre Städte von Stein gebaut, wobey sie einige Kenntniß von Baukunst verriethen, die sich freylich nicht auf die Regeln dieser Kunst, sondern auf eine natürliche Empfindung von Schicklichkeit, gründete. Ihre Heerden Vieh waren zahlreich, und sie schienen sehr

ver-

vergnügt zu leben. Man erzählt, sie wären so fertig im Schiessen, daß sie in einer beträchtlichen Weite ein Korn aus einer reifen Indischen Aehre mit dem Pfeil treffen, ohne sie zu zerbrechen. Vom Mauleſel-Fleisch waren sie so grosse Liebhaber, daß sie oft die Mauleſel der spanischen Reisenden wegnahmen, und ihre Kisten mit Silber auf der Landstrasse ließen, weil sie dies Metall wenig achten. Sie beteten Sonne und Mond an, verriethen aber eine gröſſere Neigung, die christliche Religion anzunehmen, als alle andere amerikanische Nationen. Nichts mißfiel ihnen an dieser Religion, als nur, daß sie fürchteten, sie möchte sie um ihre Freyheit bringen, für die sie äusserst eingenommen sind. Ihre Fürsten waren wenig mehr als die Anführer ihrer Armee: sie wurden frey vom Volke wegen ihrer Weisheit oder Tapferkeit erwählt.

Die Spanischen Schriftsteller sagen, in Neumexico wohnten sehr vielerley und verschiedene Nationen, die in gar keiner Verbindung unter einander stünden. Die vornehmsten aber sind die Apachen, deren verschiedene Stämme sich durch ihre Stärke und Wohnsize unterschieden. Sie sind ein braves, kriegerisches, entschlossenes Volk, für die Freyheit äusserst eingenommen, und Erbfeinde der Tyranney und Unterdrückung; dies haben die Spanier, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu ihrem grossen Schaden erfahren, als diese Apachen die Waffen ergriffen, und das durch Spanier angebauete Land verheerten. Sie wurden zulezt mehr besänftigt als bezwun-

zwungen; und sind von der Zeit Bundesgenossen, nicht aber Unterthanen der Spanier geblieben. Dies ist alles, was wir vom jezigen Zustande von Neumexico, glaubwürdigen Schriftstellern zufolge, sagen können. Die Spanier sind in ihren Nachrichten von diesem Lande sehr sparsam gewesen; dies rührt wahrscheinlich entweder von ihrer Trägheit, oder von ihrer Vorsicht her. Vermuthlich aber haben sie hier doch nur wenig Städte, und blos ein für die Größe des Landes nur unansehnlicher Strich ist von ihnen angebaut.

## Capitel 6.

## Von Californien.

Lage, Grösse, Clima, Beschaffenheit des Landes, Pflanzen und Thiere. Von den Sitten und Gebräuchen der Eingebohrnen.

§. 1. California, der nördlichste Theil der Spanischen Besazungen auf dem festen Lande in Amerika, gegen das stille Meer hin, ward von Sir Franz Drake, der es im Namen der Königinn Elisabeth in Besiz nahm, Neu Albion genannt. Einige Schriftsteller nennen es auch *Islas Carabiras*. Man hielt diese Provinz lange für eine Insel, bis man nun gefunden hat, daß sie eine Halbinsel im stillen Meere sey, die von der nördlichen Küste von Amerika ihren Anfang nimmt, und vom Cap Sebastian, unter 43° 30′ Nördl. Breite, nach *SO.* läuft, wo sie durch St. Lucar unter 22° 38′ Nördl. Breite begränzt wird: so daß also die ganze Halbinsel 800 Meilen lang ist.

ist. Von Mexico trennt sie Ein Meerbusen, in welchem viele Inseln sind. Die Breite der Halbinsel ist sehr ungleich, und beträgt nach Norden hin, nahe an 200 Meilen; gegen das südliche Ende aber nimmt sie ab, und beträgt kaum über 50 Meilen.

Ob sie gleich größtentheils in der gemässigten Zone liegt: so ist es doch an der Küste im Sommer sehr heiß, tiefer im Lande aber gemässigter. Im Winter ist es sehr kalt, aber gesund.

Jedoch in einem so grossen Lande müssen Boden und Clima sehr verschieden seyn: folglich trifft man häufig in Californien nicht allein die schönsten Fluren, sondern auch die unbewohnbarsten Wüsteneyen auf der Welt an. Die *W*wärts vom Flusse Colorado gelegene Länder sind eben und fruchtbar, und es wechseln hier romantische Wälder, kühle erfrischende Quellen, und Bäche, und bezaubernde Wiesen und Weiden mit einander ab. Ueberhaupt genommen, scheint zwar Californien mehr rauh, felsicht, und wenig versprechend zu seyn: aber bey gehöriger Cultur bringt es zuverlässig alles, was zur Erhaltung des Lebens nöthig ist, hervor.

Californien hat eine beträchtliche Menge Bauholz, das zum Schiffsbau tüchtig ist; und unter den Sträuchern wächst eine Art, Pitahaya genannt, die Californien eigen seyn soll: ihre Zweige sind niedlich ausgehöhlt, und schiessen vertical vom Stamme in die Höhe, so daß sie einen sehr schönen Gipfel bilden. Die Staude trägt keine Blätter, und die Frucht wächst ohne

Schat-

Schatten oder Bedeckung an den Aesten. Sie ist einer Pferdekastanie ähnlich, enthält aber ein Fleisch, das mit dem bey den Feigen Aehnlichkeit hat. Bey einigen ist es weiß, bey andern gelb, zuweilen roth, allemal aber überaus angenehm, da es sehr süß, und mit einer angenehmen Säure gemischt ist. Diese Halbinsel hat auch die mehrsten andern Früchte, die man im übrigen Amerika findet, und etwas ganz ausserordentliches ist es, daß man hier eine Art Manna findet, die, wie man glaubt, mit dem Thau fällt, und auf den Blättern der Bäume sich verdicket. Pater Pinola sagt, sie sey eben so weiß und eben so süß, wie geläuterter Zucker. Die Kräuterkenner stimmen nun darinn überein, daß diese Manna ein Saft ist, der aus dem Baume schwizt; obgleich die Eingebohrnen fest darauf bestehn, daß sie vom Himmel herunter falle.

§. 2. Californien hat eben so auch alle Arten von Hausthieren, die man gemeiniglich in Spanien und Mexico gebraucht, nämlich: Pferde, Esel, Ochsen, Schaafe, Schweine, Ziegen, und alle andere vierfüssige Thiere, die man hieher gebracht hat, kommen sehr gut fort in diesem Lande, und vermehren sich. Unter den einheimische Thieren ist eines, das man Taye nennt, von der Grösse einer jungen Kuh, der es an Gestalt vorzüglich ähnlich ist, der Kopf aber gleicht dem Kopfe eines Hirsches (*deer*), und die dicken und gekrümmten Hörner den Hörnern eines Widders. Dies Thier hat grosse, runde,

gespal-

gespaltene Hufen, und eine gefleckte Haut, aber dünnere Haare und einen spizern Schwanz, als der Hirsch. Das Fleisch wird sehr geschäzt.

P. Torquemado beschreibt ein Thier, das einige Aehnlichkeit mit einem Auerochsen (*bufalo*), die Grösse eines Stiers, und beynahe die Gestalt eines Hirsches hat; die Hufe sind gespalten wie beym Ochsen, der Hals ist lang; am Vorkopf stehn Hörner, die wie beym Hirsche Enden treiben, und das Haar ist $\frac{1}{4}$ Yärd lang. Der Schwanz ist 1 Yärd lang, und $\frac{1}{2}$ breit.

Was das Federvieh anbelangt, so sollen ausser den Vögeln, die auch in andern Gegenden von Amerika sind, manche diesem Lande eigen seyn: wir haben aber von keinem Beschreibungen, da die Naturgeschichte von Californien noch in ihrer Kindheit ist. Man zeigt blos an, daß die Küsten mit Pfauen, Trappen, Gänsen, Kranichen, Geyern, Holzgänsen (*gulls*), die grösser als die gemeinen sind, mit Wasserraben, Möven, Wachteln, Nachtigallen, Lerchen, Hänflingen, und den mehresten Vögeln, die man in andern Welttheilen findet, in Ueberfluß versehen sey.

Es schwärmen hier, wie in den mehrsten andern warmen Ländern, auch Insecten herum; sie sind hier aber weder so zahlreich noch beschwerlich, weil der Boden und das Clima trocken sind.

Schildkröten werden in der größten Menge an der Küste gefangen, und Fische finden sich in dem Californischen Busen, und dem stillen

Meer

Meer in ganz unglaublicher Menge und Verschiedenheit. Sehr leicht fängt man hier Lachse, Meerbütten, Barben, glatte Rochen (*skate*), Mackrelen, Sardellen (*pilchard*), Rochen, (*thornbach*), Boniten, Zungen, (*soles*), und alle andere Fischarten; auch Perlenmuscheln, schöne eßbare Austern, Hummers, und verschiedene andere Schaalfische. An der Küste des stillen Meers findet man einen kleinen Schaalfisch, der vielleicht der schönste in der Welt ist. Sein Glanz übertrifft den Glanz der schönsten Perle, und er wirft seine Strahlen durch einen durchscheinenden Firniß einer schönen lebhaften blauen Farbe.

§. 3. Californien wird von verschiedenen indischen Völkern bewohnt, die überhaupt artig, höflich, tapfer, munter und stark sind, und dabey gesund, aber sehr schwarz aussehen. Die Farbe, womit sie sich beschmieren, und die Löcher, die sie sich in die Ohren und Nasen machen, machen bey einem Europäer einen ihnen nicht vortheilhaften Eindruck, ob es gleich von ihnen selbst als eine grosse Schönheit angesehn wird. Sie sagen, ihre Vorfahren wären aus dem Norden gekommen, welches sich auch aus ihrer Lage schliessen läßt: denn Californien ist von der See rings herum eingeschlossen, ausser an der Nordseite, wo es mit dem festen Lande zusammen hängt. Sie gedenken auch noch besonders der Ursache, die sie hieher zu kommen veranlaßte: es sey nämlich bey einem Gastmahle, wobey die Häupter aller Nationen gegenwärtig waren, ein

Zank

Zank entstanden; dieser Zank habe eine blutige Schlacht veranlaßt, nach welcher die geschlagene Parthey nach Süden geflohen, um sich in einem entfernten Lande niederzulassen, wo sie wenigstens der Knechtschaft und Unterdrückung entgehen konnten. Von einer Theilung des Landes in Privat-Eigenthum haben sie keinen Begriff. Bey der ersten Ankunft der Missionarien waren sie in Stämme vertheilt, die kein Oberhaupt erkannten, das etwa zu Tribut, Huldigungsleistung, oder äusserlichen Ehrenbezeigungen ein Recht gehabt hätte. Jeder Vater war der Fürst seiner Familie, die Gewalt der Väter über ihre Kinder aber hörte auf, so bald leztere im Stande waren, sich selbst zu versorgen. Doch waren bey jedem Stamm zwo oder mehrere Personen, die die Befehle zur Einsammlung dessen, was die Erde hervorbrachte, gaben, den Fischfang anordneten, und im Falle eines Bruches mit einem benachbarten Stamme die Truppen anführten. Diese Würde erhielten sie nicht durch Blut, Abkunft, oder Seniorat; sondern man übertrug dem bravsten, erfahrensten und beredtesten das Commando. Doch war sein Ansehen durch die, die sich keiner Regierung unterwarfen, eingeschränkt. Dieser nur für gewisse Fälle bestimmte Führer begleitete sie, wenn sie in die Wälder oder an die Küsten giengen, um Nahrungsmittel zu holen; er schickte Bothschaften an die benachbarten Nationen, und empfieng sie von ihnen; er gab zuerst Nachricht von einer bevorstehenden Gefahr; er ermunterte seinen Stamm,

Beleidigungen zu rächen; ordnete die wirkliche Ausübung der Rache an, und führte das Volk in ihren Kriegen an. In allem übrigen war jeder sein eigner Herr.

§. 4. Ihre Häuser sind elende Hütten, die sie nahe an kleinen Ströhmen, Brunnen oder Teichen, die im Lande sind, aufbauen. Da sie oft, aus Mangel an Nahrung, weiter ziehn müssen: so können sie um so leichter ihren Siz verändern, weil sie in wenig Stunden eine kleine Wohnung aufbauen, die zu allen ihren Bedürfnissen hinreichend ist. Im strengsten Winter pflegen sie gewöhnlich in unterirdischen Höhlen zu wohnen.

Ihre Kleidung besteht aus einem Gürtel, mit einem Tuch um die Mitte ihres Leibes, und einigen Haarschmuck, als Schnuren Perlen, die an der Küste im Ueberfluß sind. In ihre Locken stecken sie hin und wieder schöne Federn. Einige tragen um die Stirne Bänder von schönem Nezwerk. Ihre Arme sind gleichfalls häufig mit Nezwerk oder Perlenschnuren, in Gestalt der Armbänder geziert. Die nördlichen Indier tragen ihr Haar kurz, und statt der Perlenschnuren, zieren sie ihren Kopf mit einer glänzenden Art von Binde (*tiara*) von Perlenmutter, die sie mit einem Feuersteine von der Schaale los machen, und von beyden Seiten sehr hübsch poliren. Ob gleich viele Weiber nackend, wie die Männer, gehn: so wird doch der Wohlstand, der zur Sicherheit der Tugend so unentbehrlich ist, genau beobachtet. Sie tragen gemeiniglich einen Weiber-

berrock (*petticoat*) von Palmblättern, und verbergen sorgfältig die Theile, die ihnen der Wohlstand zu verbergen gebietet. Die Liebe zum Puz herrscht mehr unter den Weibern, als den Männern.

Ungemein artig sind ihre Fischerneze, die sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, von verschiednen Farben, und unbeschreiblicher Verschiedenheit von Gewebe und Arbeit machen. P. Toraval sagt, er könne versichern, daß von allen Nezen, die er in Europa und Mexico gesehen, keines diesen gleich zu schäzen sey, weder in der Mischung der Farben, noch in der Stärke und Arbeit, worinn sie eine grosse Menge von Figuren vorstellen. Die Männer weben die Neze, und die Weiber spinnen, und bereiten die Materialien von Pflanzen, und einer groben Art Garn von Palmen zu. Einige von ihnen zieren Kopf und Hals mit diesen Nezen. Auch zur Aufbewahrung der Früchte, und anderer Producte aus dem Pflanzenreiche, braucht man diese Neze, so gut wie zum Fischfang.

Sie haben ein grosses Erndtefest, wo sie sich dann ganz dem Wohlleben, dem Tanze, und der Freude überlassen: ganze Nächte werden alsdann im Vergnügen hingebracht. Sie sollen auch eine Art von Komödie spielen, und zu Gaukeleyen sehr geschickt seyn. Man erhebt besonders ihre Tänze, und sie sollen von verschiedener Art seyn; sie tanzen mit Leichtigkeit und Grace, und stellen die verschiedenen Bewegungen im Kriege, beym Fischen, Jagen, Heyrathen, und

andern

andern bey ihnen am meisten wichtigen Handlungen, durch Geberden und Minen, ohne dabey zu reden, vor.

Die Jesuiten haben eine Beschreibung von diesem Lande geliefert, aber so viele abgeschmackte und lächerliche Dinge hineingebracht, daß es fast unmöglich ist, in dem was sie von der Religion und den Gebräuchen dieses Volks erzählen, das Wahre vom Erdichteten zu unterscheiden.

Nach allem, was von diesem weitem Lande gesagt ist, kann man schwerlich im eigentlichen Verstande sagen, daß es Spanien unterwürfig sey. Die Jesuiter-Missionarien haben zwar wirklich versucht, die römische Religion da auszubreiten, und verschiedene von ihnen haben sich im Lande niedergelassen: aber gegenwärtig ist erst eine kleine Stadt, nahe beym Cap St. Lucar, der einzige Ort, von dem man eigentlich sagen kann, daß er den Spaniern gehöre: und dieser wird blos zu einem Erfrischungsort für die Manillischen Schiffe, und zur Hauptniederlage der Missionarien, gebraucht.

## Capitel 7.

## Von Mexico oder Neuspanien.

### Erster Abschnitt.

Lage, Grösse, Clima, Boden, und Mineralien, besonders Gold und Silber. Pflanzen, grössere Thiere, Vögel, Insecten und Fische.

§. 1. Mexico oder Neuspanien, die erste wichtige Eroberung der Spanier auf dem festen Lande

Lande in Amerika, erstreckt sich von 7° 30′ bis 30° 40′ Nördl. Breite, und hat zu Gränzen: in *SO.* die Landenge von Darien, und in *NW.* Neumexico, in *O.* den Mexicaische Meerbusen, und in *S.* das stille Meer, oder die Südsee. Dies Land dehnt sich über 2000 Meilen längs dem stillen Meere in die Länge, und die Küste am Atlantischen Meere ist nicht weniger als 1600 Meilen lang. Die Breite aber ist sehr ungleich; denn nach *NW.* nimmt man sie zwischen 6 und 700 Meilen an, da sie hingegen in *SO.* nicht viel über 60 Meilen betragen kann.

Weil der größte Theil von Mexico in der heissen Zone liegt: so ist die Luft äusserst heiß. Die Hize wird aber in den heissesten Monaten durch erfrischende Plazregen und Land- und Seewinde, die wechselsweise wehen, gemäßigt. In einigen Gegenden machen die aus den vielen Seen und Flüssen aufsteigenden Dünste die Luft kühl, gelinde und angenehm. Die größte Hize ist in den Monaten Februar, März und April, da die Sonne selten von Wolken bedeckt wird; und dann trocknen die Wasser so weg, daß es an vielen Orten sehr beschwerlich ist, Wasser zu bekommen. Gegen Ende des Aprils tritt die Regenzeit ein, und dauert bis zum September: vor ihr gehen immer Donner und Bliz her, die bis zum Jun. immer stärker werden, worauf alsdenn solche Regengüsse erfolgen, als wenn eine zwote Sündfluth kommen wollte.

An der östlichen Küste, wo das Land niedrig, sumpfig, und in der Regenzeit beständig über-

schwemmt ist, ist es äusserst ungesund. Die Küste ist nichts weniger als angenehm; denn sie ist mit größtentheils undurchdringlichen Gehölzen von Mangobäumen beläſtigt, die einen nackten, unangenehmen Anblick geben, und sich eine beträchtliche Weite in das Wasser erstrecken. Tiefer hinein aber bekommt das Land eine angenehmere Aussicht, und eine gemäßigtere Luft. Hier wachsen die diesem Klima eigene Früchte im größten Ueberflusse, das Land hat angenehme Abwechslungen, und der Boden ist ungemein fruchtbar. An der Wlichen Seite ist das Land nicht so niedrig, als an der östlichen, ist von weit besserer Art, und hat eine Menge Pflanzungen.

§. 2. Die Spanier haben vermuthlich mit Fleiß die östliche Küste in ihrem gegenwärtigen rohen und wüsten Zustande gelassen, weil sie eine rauhe und ungesunde Gränze für einen sicherern Schuz wider eine europäische Armee hatten, als Festungswerke und Armeen, die mit ungeheuren Kosten nur erhalten werden müssen. Oder sie sichern sich auf die Art gegen die Inländer, die ihr Clima weibisch und kleinmüthig macht, und die die Staatskunst in diesem Zustande erhält. Wirklich ist es beynahe unmöglich, an der Küste irgend eine beträchtliche Niederlassung anzulegen, die den Unternehmungen einer europäischen Macht gewachsen wäre; ohne daß man nicht mit den größten Beschwerlichkeiten zu kämpfen haben sollte: und gegen einen schleunigen Anfall ist die Natur des Landes selbst eine sichere Schuzwehr. Es giebt überhaupt wenig Länder, die unter dem

näm-

nämlichen Himmelsstriche sich mehrerer Wohlthaten der Natur und Lebensbedürfnisse zu erfreuen hätten; doch hat es, wie alle in dem Wendekreise liegende Länder, mehr Früchte als Getreide.

Die mehrsten Nachrichten von Neuspanien versichern, daß sich Gold- und Silberbergwerke in den meisten Provinzen dieses Landes fänden. Man giebt nicht weniger als 1000 verschiedene Silberminen an; Gold aber werde nur in der Provinz Veragua und Neugranada gefunden: leztere liegt zwar eigentlich in Terra firma, wird aber doch als eine Provinz von Mexico angesehn, weil beyde unter Einem Vicekönige stehen. Gold findet man entweder als Körner in dem Bette fliessender Ströme, oder in Bergwerken. Acosta versichert, er habe Körner von reinem Golde zu 2 Pfund schwer gesehn; gewöhnlich aber sind sie nicht über $\frac{1}{20}$ dieses Gewichts schwer. Das Gold in den Minen läuft in Adern durch eine harte Steinart; und es kostet sehr viele Arbeit und Geld, es heraus zu bringen, um so mehr, da es gewöhnlich mit Silber oder Kupfer verbunden ist. Beyde, so wohl Gold- als Silberminen findet man gewöhnlich in unfruchtbaren Felsen, Bergen, und andern zur Viehweide und zum Ackerbau gänzlich untauglichen Oertern; gleich als wenn die Natur es weislich so eingerichtet hätte, daß ein fruchtbarer, und zur Hervorbringung dessen, was zum Unterhalt des menschlichen Lebens dient, tauglicher Boden nicht durch das Aufsuchen dieser Metalle, die dem Menschen öfters zum Nachtheil gereichen,

reichen, verderbt werden sollte. Einige dieser Minen laufen erstaunlich tief, vorzüglich die von *Pachuca*, die über 300 Ellen tief ist, und in welcher beständig über 1000 Negern arbeiten. Aus dem Bergwerke *Trinidada* hat der königliche Schaz, innerhalb zehn Jahren, nach Abzug aller Unkosten, 40 Millionen Stücke von Achten gewonnen.

Jeder, der eine Gold- oder Silbermine entdeckt, hat die Freyheit, darinn zu arbeiten, wenn er nur dem Könige seinen Antheil entrichtet, und sich innerhalb 60 Yards um den Plaz hält, wo er zu graben angefangen hat. Ausserhalb dieses Raums kann ein anderer eine Mine öffnen; doch muß er einen Zwischenraum von 5 Ellen gleichsam zur Gränzscheidung liegen lassen. Alles Gold und Silber, es mag gediegen, oder in Körnern gefunden seyn, muß in die königliche Schazkammer gebracht werden, und in diese sollen, obgleich grosse Summen untergeschlagen werden, jährlich nicht weniger, als zwo Millionen Mark Silber, jede acht Unzen schwer, eingehen. Hievon werden 700,000 Mark zu ganzen, halben, und viertel Stücken von Achten, ganzen und halben Realen vermünzt; (ein halber Real ist etwa drey Pfenn. Sterl.)

§. 3. Der schon oft angeführte Verfasser des vortrefflichen *Account of the European Settlements in America*, macht hierüber folgende Anmerkungen:

„Man hat von der Menge Goldes und Silbers, die die Mexicaischen Minen liefern, ein gros-

grosses Aufheben gemacht, und dies mit Recht; denn Mexico, nebst den andern Spanischen Kolonien in Amerika, versieht gleichsam die ganze Welt mit Silber, und liefert sehr viel von allem Golde, was die ganze Welt hervorbringt. Ein neuerer sehr einsichtsvoller Sammler von Reisebeschreibungen sagt, die Einkünfte von Mexico könnten wohl nicht weniger als 24 Millionen unsers Geldes betragen. Diese Rechnung gründet er auf die Zehenden der Bischöffe, die zweifelsohne nicht zu hoch angegeben sind, und doch auf $1\frac{1}{2}$ Million. Pf. Sterl. steigen; diese schäzt er für $\frac{1}{4}$ aller Einkünfte der Geistlichkeit, und die Einkünfte der ganzen Geistlichkeit auf $\frac{1}{4}$ aller Einkünfte des Königs: auf die Art kämen 24 Millionen englisches Geld heraus. Er berechnet den Reichthum der Provinz noch auf eine andre Art; nämlich nach dem Fünften, der dem Könige von allem aus den Bergwerken gewonnenen Gold und Silber bezahlt wird. Dieser belief sich, wie er sagt, im J. 1730 auf 1 Million Mark Silber, jede Mark zu 8 Unzen: nun die Unze Silber zu 5 Schilling gerechnet, gewönnen also die Einwohner aus ihren Minen 10 Millionen am Gelde. Ich seze zwar kein Mistrauen in die Aufrichtigkeit und Einsichten dieses Schriftstellers; ich muß aber doch glauben, daß er in den Nachrichten, auf die er seine Rechnung gründet, nicht recht müsse unterrichtet gewesen seyn. Zöge Neuspanien allein aus seinen Gold- und Silberminen jährlich 10 Millionen: so müßte Peru, das auch seit der Abnahme der Minen

zu Podosi, doch nie für weniger reich an Silber, als Mexico gehalten worden, eben so hoch geschäzt, und folglich noch 10 Millionen jährlich zu den vorigen gerechnet werden. Neumexico hat ebenfalls viele sehr reiche Silberminen, aber um es nicht zu übertreiben, wollen wir für diese Provinz nur 2 Millionen annehmen, welches, wenn wir die grossen Einkünfte Neuspaniens zugeben, gewiß nicht zu viel ist. Auch Chili hat wirklich keine unbeträchtlichen Silberminen; aber seine Goldminen sind bey weitem die reichsten in der Welt. Vergleichet man nun den Reichthum dieser Provinz mit den andern: so kann er nicht weniger als 2 Millionen betragen, wenn wir das, was auch Terra firma liefert, noch hinzurechnen. Also würde alles Gold und Silber, was in den Spanischen Kolonien hervorkommt, jährlich auf nicht weniger als 24 Millionen geschäzt werden können." — So weit dieser Verfasser.

Mexico hat auch Jaspis-, Porphyr-, und schöne Marmorbrüche, ingleichen Perlen, Smaragde und Türkisse.

§. 4. Kein Land hat wohl einen grössern Ueberfluß an Korn, kostbaren Früchten, Wurzeln und Pflanzen von allerley Art, wovon viele diesem Lande, oder wenigstens doch Amerika, eigen sind. Die Waldungen auf den Spizen und Abhängen der Berge bestehn aus schönen Gehölzen, oder anmuthigen Hainen von grossen Bäumen unterschiedener Art, die nicht durch kleines Gesträuche beschwerlich gemacht werden, so daß

ein

ein Reisender sie ganz bequem zu Pferde passiren kann. Unter die besondern Arten von Hölzern in diesem Lande gehören das Ceder-, Brasilien- (*bloodwood*), und Mahoholz, woraus die Einwohner Seile und Tauwerk machen; *lightwood*, und andere Bäume: zu den Fruchttragenden Bäumen und Stauden gehören: die Cabbage (*Palma altissima* L.), Cacao oder Chocolatenuß, die Vanille, Plantanen, 'Capadillo, *Avogato pear* (Laurus L.), der Duttenbaum (*Mammea* americana L.), *Mammee-sapota* (*Achras*, sapota Linn.), indische Feige (*prickly pear*, *Cactus* opuntia Linn.), *bibby*, Tamarinden, und der Hülsenbaum (*locust-tree*, *Hymenaea* Courbaril L.); die Kalabasse (*Crescentia* L.) Kürbisse von ungeheurer Grösse, Weinstöcke und viele andre. Hiezu kann man noch rechnen: die Sinesische Grenadillo, eine kriechende Pflanze, und die *mayhey*, die den Eingebohrnen Garn zu Leinen und Strickwerk, und einen Balsam und Saft giebt, der nach der Gährung so angenehm und stark als Wein ist.

Die Bäume sind das ganze Jahr hindurch grün, oder in Blüthe, oder tragen Früchte, und jeder Monat stellt dem Auge eine Mischung von Frühling, Sommer und Herbste dar.

Ausser dem Mais oder Indischen Korne, das in Mexico einheimisch ist, haben die Spanier hier auch Weizen, Gersten, Erbsen, Bohnen, und anderes Korn angebauet, welches, nebst andern Wurzeln und Pflanzen, jezt in allen Provinzen wächst. Reis findet man in Menge, der

wegen

wegen der lang anhaltenden nassen Witterung vortrefflich gedeihet.

Zu den wichtigsten Producten Neuspaniens gehören folgende Arzneywaaren: *Copal*, *Anime*, *Takamahacha*, *Caranna*, flüssiges Ambra, Ambraöl, Balsam von Peru, den man in Mexico sowohl als in dem Lande findet, von dem er seinen Namen hat, Guajak, *Mechoacanna*-Wurzel, China-Wurzel, und Sarsaparilla; die alle in unsern Apotheken bekannt, und in vielen Krankheiten heilsam sind. Die übrigen Producte Neuspaniens bestehn in Baumwolle, Zucker, Cochenille, Chocolate, Federn, Honig, Balsamen, Färbehölzern, Salz, Talg, Häuten, Taback, Amber, Ingwer, Perlen, kostbaren Steinen, Gold und Silber.

Es wächst eine beträchtliche Menge Zucker in diesem Lande, so daß hier mehr Zuckermühlen, als in irgend einem andern Theile des spanischen Amerika gefunden werden: aller Zucker aber wird im Lande selbst verbraucht, vorzüglich in den Klöstern, zur Chocolate und allerley eingemachten Sachen. Man treibt auch einen grossen inländischen Handel mit Baumwollenen Manufacturwaaren. Hier findet man den besten Indigo von der Welt; und diesen Handel, wie auch den mit der Cochenille, treiben einzig und allein die Kaufleute von Mexico und Carthagena, die beydes nach Europa verfahren. Die Provinzen Guaxaca und Guatimala sind diejenigen in Neuspanien, die die meiste und schönste Seide ziehn, aber sie wird hier blos zum Nähewerk ver-

verarbeitet. Baumwolle ist hier auch sehr gut und in Ueberfluß: man verarbeitet sie häufig, und weil sie eine leichte, dem Clima sehr angemessene Tracht giebt, und alle andere Kleider unmässig theuer sind, so wird sie vom gemeinen Volke gewöhnlich getragen; und blos Leute von Stande tragen die wollene und linnene europäische Zeuge zum Staat.

Das Hornvieh ist hier unzählig; vieles läuft wild herum, und mit ihren Talg und Häuten wird ein sehr beträchtlicher Handel getrieben. Auch die Schaafe in Mexico sind zahlreich. Doch scheint die Wolle keinen beträchtlichen Handlungsartikel auszumachen: und sie ist wahrscheinlich nicht besonders gut, da sie selten in den Gegenden innerhalb der Wendekreise sehr brauchbar, sondern grob, kurz und haaricht ist; die einzige in Peru ausgenommen, wo ein von dem in allen andern Ländern verschiedenes Clima ist. Schweine sind gleichfalls zahlreich, und ihr Speck wird im ganzen Lande gesucht, wo man es als Butter gebraucht.

§. 5. Ausser den schon angeführten Thieren, die dies Land mit dem unsrigen gemein hat, finden sich hier noch viele Arten von roth und andern Wildpret, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Füchse, Ottern, wilde Kazen, Polkazen (*polecats*), Stachelschweine, Jakalls, Meerkazen, *pecaree*, *warree*, *guano* (lacerta), das Faulthier (*sloth*), Armadillo, *racoon* und *ounce*.

Der *Pecaree* ist ein kleines, schwarzes Thier mit kurzen Füssen, das einige Aehnlichkeit mit einem

einem Schweine hat. Diese Thiere gehn in grossen Heerden, und was das merkwürdigste an ihnen ist, so soll ihr Nabel auf dem Rücken wachsen, und, wenn er nicht sogleich, da der Pecaree getödtet ist, abgeschnitten wird, soll er augenblicklich das ganze Fleisch verderben, das sonst eine sehr güte Speise ist.

Der *Warree* ist kleiner als der Pecaree, dem er mehrentheils ähnlich ist, doch ist der Nabel an der gewöhnlichen Stelle. Die Haut ist dick und mit Haaren bedeckt, so daß sie wie ein dicker Pelz läßt. Beyde, der Pecaree und der Warree sind so wild und grausam, daß sie Menschen und Thiere anfallen. Die Indier jagen sie mit ihren grossen Hunden nieder, und erschiessen oder tödten sie dann mit Speeren.

Die *Guano* ist wie eine Eidexe gestaltet, im Leibe eines Mannes-Schenkels dick, gegen die Spize des Schwanzes aber, der sehr klein ist, wird sie immer dünner. Sie haben 4 kurze Füsse mit Klauen, und sind verschiedentlich gefärbt, dunkel- oder hellbraun, dunkel- oder hellgrün, gelb, oder auch sprenklicht. Sie leben im Wasser und auf dem Lande, und ihr Fleisch und Eyer geben eine gute Nahrung.

Das Faulthier (*Sloth*) hat die Grösse eines grossen Wachtelhundes (*Spaniel*), einen runden Kopf, kleine Augen, und sehr scharfe Zähne und Klauen, es lebt von den Blättern der Bäume, die es gewöhnlich zum Ausgehen bringt, weil es an den Bäumen, die es besucht, kein einziges Blatt übrig läßt. Es braucht so

viele

viele Tage von einem Baum herunter, und den andern hinaufzusteigen, daß wenn es gleich fett war, als es herunter kam, es mager wird, ehe es bis auf die Spize des nächsten Baums kommt. Es hat seinen Namen von der Langsamkeit (*Slowneſs*) seiner Bewegung erhalten; denn es soll einige Minuten Zeit gebrauchen, bis es 3 Zoll mit einem Fuß fortrückt. Auch Schläge machen seine Schritte nicht geschwinder, denn es scheint gegen Streiche unempfindlich zu seyn, und kann weder erschreckt noch gereizt werden.

Hier ist ein Thier das man *Quaſh* nennt; es ist dicker als eine Kaze, der Kopf ist dem Kopf eines Fuchses ähnlich, mit kurzen Ohren und einer langen Nase; die Füsse sind kurz, und es läuft gleich Kazen an Bäumen hinauf; der Leib ist mit feinem gelben Haare bedeckt, und das Fleisch giebt eine sehr gute Nahrung. Ganz jung kann man sie zahm machen, und dann sind sie so kurzweilig, als Meerkazen.

Die Meerkazen von Campeachy sind sehr heßlich, viel grösser als ein Haase, ued haben Schwänze, die $2\frac{1}{2}$ Fuß lang sind; der Leib und der obre Theil des Schwanzes sind mit groben, langen, schwarzen Haaren bedeckt. Sie halten sich in Gesellschaft zu 20 bis 30 zusammen, schweifen in den Wäldern umher, laufen von einem Baum zum andern, und wenn sie einem einzigen Menschen begegnen, so ist dieser in Gefahr, von ihnen in Stücken zerrissen zu werden: wenigstens klappern sie, und erregen ein schreckliches Getöse; einige werfen was sie kriegen nach ihm,

ihm, da indeß andere ihren Urin und ihre Unreinigkeiten über ihn schütten. Sie hängen sich mit den Schwänzen an die Aeste, und scheinen ihm zu drohen, wo er nur durchgeht. Sind aber nur 2 oder 3 Leute beysammen, so laufen sie davon.

§. 6. Von Geflügel findet man in Mexico zahme Hüner, welsche Hüner, Tauben, Papageyen, (*porrats*, *parakeets* und *macaws*,) *Quams*, *Curasoes*, *Cockricow*, *bill-brids*, Brummvögel, schwarze Drosseln (*black brids*,) Adler, Geyer, Pelicane, Wasserraben, Fledermäuse, und eine Menge andere.

Der *Macaw* (Psittacus *Macao* L.) ist an Gestalt dem Papagey sehr ähnlich, aber zweymal so groß. Die Federn am Leibe haben allerhand glänzende und lebhafte Farben, und sind vorzüglich roth, blau und grün. Er hat einen büschelichten mit 2 oder 3 lang hervorstehenden Federn versehenen, rothen oder blauen Schwanz; die Schwingfedern sind bey einigen roth, bey anderen blau; und der Schnabel ist gelb. Sie machen des Morgens ein grosses Geschrey, das einer heischeren Menschenstimme gleich kommt. Sie äffen nicht bloß die Stimme der Indier nach, sondern auch ihre Art zu singen, so wie auch das Geräusch fast aller Vögel und anderer Thiere; und können zum sprechen abgerichtet werden. Die Eingebohrnen machen sie zahm; und wenn sie an ihre Häuser gewöhnt sind, so lassen sie sie am Tage in die Wälder unter die wilden fliegen, woher sie am Abend nach ihrem Hause

oder nach ihrer Pflanzung zurückkehren. Es ist eine grosse Menge von diesen Vögeln in Mexico, und sie sind nicht blos überaus schön und unterhaltend, sondern ihr Fleisch ist schmackhaft, ob es gleich schwarz und ziemlich zähe ist.

Der *Quam* ist ein wilder Landvogel von der Grösse einer türkischen Henne, der er auch am Schnabel gleicht. Die Federn sind dunkel, der Schwanz kurz, und dunkler als die übrigen Federn. Er lebt von Beeren und andern Früchten, und sein Fleisch giebt eine sehr gute Speise.

Der Curassao ist grösser als der Quam, sonst aber fast eben so gestaltet; der Hahn hat einen schwarzen oder gelben Federbusch auf dem Kopfe, und rothes schlaffes Fleisch am Nacken, wie der türkische Hahn; die Henne hat keines von beyden. Sie haben eine grobe Stimme, die den Einwohnern melodisch klingt. Ihr Fleisch ist ziemlich gut, aber die Knochen sind so schädlich, daß die Einwohner sie verbrennen, und sie nicht einmal die Hunde fressen lassen.

Die Cockrikoes sehen der Farbe nach wie Rebhüner aus, sind aber etwas kleiner und ihre Füsse länger. Sie halten sich gerne in kleinen Buchten und wasserreichen Gegenden auf. Merkwürdig ist, daß sie sich des Morgens und Abends einander rufen; auch schäzt man sie wegen ihres delicaten Fleisches.

Fasanen sind hier 2 Arten: die eine ist dunkelfärbig, und hat schwarze Flügel und einen schwarzen Schwanz, diese nennt man *grisones*; die

die andere ist grösser und wird Königs-Phasan genannt, weil er einen Busch auf dem Kopf wie eine Krone hat. Die Fledermäuse dieses Landes sind so gros wie Tauben.

§. 7. In allen heissen Ländern findet man giftige und schädliche Gewürme und Insecten in Menge, Schlangen, Scorpionen, Scolopendern (*centipedes*), Spinnen, Kröten, Ameisen, und Muskiten.

Unter den vielen Schlangenarten ist eine gelbe, die so dick als der dünnere Theil eines Manns-Schenkels, und 6 bis 7 Fuß lang ist. Es ist ein träges Thier, das sich wenig Mühe um seine Nahrung giebt, sondern sich verborgen hält, und Eidexen, Guanos und andere vorbeypassirende kleine Thiere überrascht. Hier ist auch eine grüne Schlange, so dick etwa als ein dünnes Rohr, und 4 bis 5 Fuß lang. Sie liegt zwischen Gebüschen und Bäumen, die voll Blätter sind, und hascht gewöhnlich kleine Vögel. Es hält sich hier auch eine dunkelfärbige 2 Fuß lange Schlange auf, die in die Häuser kommt, Mäuse und anderes Ungeziefer tödtet, und so unschädlich ist, daß es niemanden einfällt, sie umzubringen. Noch sind viele andere Schlangen hier, vorzüglich die Klapperschlange, (von der siehe oben.)

Die Heuschrecken (*locust*) verheeren alle Gegenden, in die sie kommen. Man sieht sie vorzüglich in heissen Ländern, wo sie zuweilen in solchen dicken Schwärmen anziehen, daß sie die Sonne verdecken, und den hellsten Tag verdunkeln.

keln. Sie sind den gewöhnlichen Heuschrecken (*grasshopper*) gleich, aber grösser, und haben Flügel. Als Gage in Mexico war, fiele in solcher Schwarm auf die Gegend, wo er sich aufhielt, ließ sich auf die Bäume und das noch stehende Korn nieder, und verzehrte in einer Nacht sowohl die Früchte und Blätter der Bäume, als das Korn auf allen Feldern, wo sie hin kamen. Die Landstrassen waren von ihnen bedeckt; auch die Zucker- und Indigo-Pflanzungen blieben nicht von ihnen verschont. Bey Annäherung dieses geflügelten Heers werden alle Leute mit Trompeten, kupfernen Pfannen, Kesseln, und allem was nur ein Geräusche zu erregen im Stande ist, aufs Feld hinaus commandirt, um sie wegzuscheuchen.

An den Küsten und Ufern der Flüsse fängt man Alligatoren, verschiedene Schildkröten-Arten, Austern und Muscheln von ungeheurer Grösse, Hummern, Krebse, und Krabben. Unter andern Fischen findet sich auch hier der *parocoad*, der etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß lang ist, und einen Menschen im Wasser angreifen soll. Es ist ein guter wohlschmeckender Fisch; man hat aber bemerkt, daß einige eine ungesunde Nahrung geben.

Der Horn-Fisch (*gar-Fish*, *Esox* L.) ist dem vorigen gleich, doch kleiner und hat einen langen, scharfen Knochen auf der Nase, wie ein Schwerdfisch; nur ist der Knochen beym Schwerdfische platt, und wie eine Säge gezackt, dagegen er beym Hornfische einem Speer ähnlich, rund,

rund, glatt, vorne scharf, und 1 Fuß lang ist. Diese Fische schwimmen sehr geschwinde, springen oft aus dem Wasser, und schäumen gleichsam 20 bis 30 Ellen über die Oberfläche hin, feuchten dann ihre Floßfedern an, und springen wieder vorwärts, und schiessen mit solcher Gewalt, daß sie ihren langen Speer durch ein Canoe, oder in ein grosses Schiff stossen, wenn sie selbigem begegnen. Man hält sie für wohlschmeckend und für gesund.

Barben (*old wife*, *Labrus* L.) (*mullets*) und *Snooks* sind hier in Menge, auch spanische Makrellen, die den europäischen gleich, doch eine Elle lang, und 9 bis 10 Zoll dick sind. Auch findet man hier den Hornfisch, *cavally*, den *turpom*, und verschiedene andere Fischarten. In den Seen und Flüssen sind Hechte und Karpfen, die eine vortrefliche Speise geben.

## Zweyter Abschnitt.

Von den drey Audienzen von Mexico, und was bey jeder merkwürdig ist. Beschreibung der Städte und des Handels von Guadalajara, Mexico, Acapulco, Los Angelos, La Vera Cruz, und Guatimala.

§. 1. Um einen deutlichern Begriff von diesem grossen Lande zu geben, muß man es nach seinen drey grossen Eintheilungen, die man Audienzen nennt, beschreiben; nach der von Guadalajara, dem eigentlichen Mexico und Guatimala, die sämmtlich unter Einem Vice Könige ste-

stehen, und wieder in verschiedene Provinzen abgetheilt sind.

Guadalajara, auch Galicia genannt, gränzt in *N.* an Neu-Mexico, in *O.* und *S.* an die Audienz von Mexico, und in *W.* an die Südsee und den Meerbusen von Californien; und begreift einen Raum von 800 Meilen in die Länge und etwa 500 in die Breite. Es wird in 7 Provinzen abgetheilt; und da hier die gemäßigtesten Gegenden des ganzen Reichs sind: so ist dies Land überhaupt angenehm und gesund. Diese Provinzen sind Guadalajara selbst, Zacatecas, Neu-Biscayen, Cinaloa, Culiacan, Chametlan, und Xalisco.

Die Hauptstadt heißt

Guadalajara, ist der Siz der Königlichen Gerichtshöfe und eines Bischofs, und hat eine angenehme Lage an dem nördlichen Ufer des Flusses *Bareinja*. Sie hat eine Dom- und viele andere Kirchen, auch einige Mönchs- und Nonnenklöster.

Diese Audienz ist wegen ihrer reichen Silberminen und ihrer Fruchtbarkeit berühmt. In jeder Provinz sind mehrere Städte; und die Stadt Cinaloa ist wegen der vielen schönen Wasserfälle, die von Bergen herunter stürzen, mahlerisch schön. In dieser Audienz ist auch der See *Chapala*, der 40 Seemeilen im Umfange haben soll.

Die Audienz von Mexico ist bey weiten die wichtigste aller spanischen Besizungen Nordwärts vom Aequator. Ihre Gränzen sind: in *O.* der Mexicanische Meerbusen; in *SO* die Au-

dienz Guatimala, in *SW.* die Südsee, und in *NW.* die Audienz Guadalajara. Sie ist etwa 600 Meilen lang, und an einigen Stellen beynahe eben so breit; doch beträgt die Breite an einer Stelle, von einer See zur andern, queer durch die Provinz Guaxaca, nur ohngefähr 60 Meilen.

Diese Audienz übertrift an reichen Producten, Gold, Silber und Edelgesteinen, das ganze übrige Reich bey weitem; so wie sie auch in ihren geräumigen grossen Thälern, der Fruchtbarkeit des urbaren Landes, der Viehweyde, und der Mannigfaltigkeit der Früchte, vor allen den Vorzug hat. Die grossen Seen, Flüsse, und Seehäfen, die hier in Menge sind, verschaffen den Einwohnern nicht allein einen Ueberfluß an vortreflichen Fischen, sondern auch grosse Vortheile in auswärtigen sowohl als einheimischen Handel. Sie wird in 9 Provinzen eingetheilt, nämlich in das eigentliche Mexico, Mechoacan, Panuco, Tlascala, Guaxaca, Tabasco, Iucatan, Chiapa, und Soconusco.

§. 2. In der eigentlichen Provinz Mexico, die die übrigen am Grösse weit übertrift, ist die Hauptstadt gleiches Namens,

Mexico. Diese liegt im Mexicanischen See, an der Ostseite eines Thals, am Fusse einer Reihe von Hügeln, unter 20° N. Breite, und 101° 10′ W. Länge, etwa 170 Meilen *W*wärts vom Mexicanischen Meerbusen, und 190 Meilen *N*wärts von Acapulco. Sie ist die Hauptstadt des Königreichs, der Siz des Vicekönigs, der ersten Audienz oder Gerichtskammer, und eines Erzbischofs. Man hält sie

für

für die am regelmäßigsten gebauete Stadt in der ganzen Welt. Sie ist ein vollkommenes Viereck, dessen jede Seite eine halbe Seemeile lang ist, folglich das ganze etwa 2 See- oder 6 englische Meilen im Umfange hat. Mitten in der Stadt ist ein grosser Marktplaz: von diesem laufen die Strassen in geraden Linien, theils nach *O.* und *W.* theils nach *N.* und *S.* aus, und kreuzen sich einander unter rechten Winkeln, so daß man die Länge und Breite der Stadt nach dem Winkel einer jeder Strasse bestimmen kann. Die Stadt hat fünf Eingänge, aber weder Thore noch Wälle, noch grobes Geschüz. Die Häuser sind sehr dauerhaft von Ziegeln und andern Steinen gebauet, aber nicht sehr hoch, weil sie Erdbeben unterworfen sind: ein grosser Theil der Stadt steht auch auf einem Moraste, daher einige Häuser sinken. Was aber noch schlimmer ist: so ist die Stadt den Ueberschwemmungen der von den Gebirgen in den See herabfliessenden Ströme ausgesezt, so daß sie öfters in Gefahr ist, gänzlich überschwemmt zu werden: und wirklich sind viele Häuser und Einwohner durch die Fluthen weggeschwemmt worden, ob sie gleich ungeheure Kosten anwenden, das Wasser durch Canäle, Deiche, und Schleusen abzuhalten. Man hat daher schon oft darüber gestritten, ob man nicht diese Stadt ganz verlassen, und eine andre auf einem bessern Boden anlegen soll. Alle Gebäude sind einander gleich, und die öffentlichen sind prächtig. Hier sind 29 Kathedral- und andere Kirchen, und 22 Mönchs- und Nonnenklöster; von deren Reichthümern kann man nach den Einkünften der grossen Dom-Kirche urtheilen, die sich jährlich beynahe auf 80,000 Pf. Sterling belaufen, wovon der Erzbischof 15000 Pf. zieht, die ungeheuren Summen seiner zufälligen Einkünfte ungerechnet. Der Dom ist ein prächtiges Gebäude in Gestalt eines Kreuzes, das mit den dazu gehörigen Klöstern und Wohnhäusern der Geistlichkeit einen beträchtlichem Theil der Stadt einnimmt. Man baute 60 Jahre daran,

und

und er kostete 2 Millionen Stück von Achten. Die Mahlereyen, Verguldungen, und Bildhauer-Arbeit sind ungemein schön, und an jeder Seite sind eine Menge schöne Altäre und Capellen. Der Hochaltar, der mitten in Chor steht, kostete 50,000 Sterling von Achten. Das Bild der Jungfrau Maria ist von massiven Silber, mit Rubinen und Perlen geschmückt, die 30,000 Sterling von Achten werth sind: jährlich wird solches einmal in Procession herumgetragen, wo alsdann eine Anzahl Mädgens Loose zu einem Heyrathsgut von 300 Sterling von Achten, ziehen. Der Kelch, der gewöhnlich gebraucht wird, ist 11000 Sterl. werth, ist von Gold, von getriebner Arbeit, und mit Rubinen besezt. Die Hostie bringt man hier den Kranken nicht zu Fuß, wie in andern Ländern, sondern in einer Kutsche, die von vier der schönsten Maulesel, so gut man sie nur aus Europa haben kann, gezogen wird.

Das grosse Viereck oder der Markt in der Mitte der Stadt ist überaus prächtig, und hat an der einen Seite breite offene Pläze (*piazas*) wo die reichsten Kramläden in der Welt sind: an der andern Seite liegt der herrliche Pallast des Vicekönigs, dessen vornehmste Seite nach dem Markte hin steht, und der dem Pallast zu Neapel nichts nachgiebt.

Der Pallast des Marquis *de Valle*, wie er genannt wird, ist eins der schönsten Stücke der Baukunst, die man nur irgendwo findet. Er ist an der nämlichen Stelle hingebauet, wo ehemals der Pallast des *Motezuma* stand, und nimmt auch fast den nämlichen Raum ein.

Ausser den Kirchen und Clöstern findet man hier auch einige reich begabte Hospitäler, unter andern eines vor junge verwaisete Mädchens, die hier recht gut unterhalten werden, so lange sie unverheyrathet leben, und 500 Sterl. von Achten erhalten, wenn sie heyrathen. Ein anders Hospital für venerische Kranke hat 36000 St. von Achten jährlicher Einkünfte;

künfte; und ein drittes Hospital ist für Kranke Priester.

Die verschiedenen Handlungsarten haben ihre eigenen Strassen. Eine sehr geräumige, die von dem Markte anfängt, ist für die Goldschmiede, deren Läden mit solchen Geräthschaften und Kostbarkeiten von Gold, Silber und Juweelen angefüllt sind, als in keiner andern Stadt in der Welt; vorzüglich mit goldenem Geschirr in ganzen Aufsätzen und Gedecken, und mit einer überaus grossen Menge von Rubinen, Smaragden und Perlen. Die St. Augustins-Strasse, in der die Seidenhändler ihre reichen Seidenwaaren zum Verkaufe aufstellen, hat ein sehr schönes Ansehn. Die Tacuba-Strasse, da die Handwerker wohnen, die in Kupfer, Stahl und Eisen arbeiten, ist sehr lang und geräumig. Die Adler-Strasse aber, worinn der grosse und kleine Adel, und die Rechtsgelehrten wohnen, soll an Pracht alle andere grosse übertreffen.

Die Stadt bekommt ihr frisches Wasser von einem 3 Meilen entfernten Hügel, zu dem eine gewölbte Wasserleitung von der Stadt hin gehet.

Hier ist ein angenehmer Park, der gut bepflanzt, und mit Springbrunnen und andern Wasserwerken versehn ist. Hier finden sich Standespersonen beyderley Geschlechts und der muntere Theil der Stadt alle Abend, einige in Kutschen, andere zu Pferde, ein; und hier suchen sich die jungen Herren dem Frauenzimmer durch Proben ihrer Geschäftigkeit und durch ihre Geschicklichkeit im Reiten, zu empfehlen. Einige hundert Kutschen sind beständig hier, mit zahlreichen Gefolgen schwarzer Sclaven. Die Neger-Mädgens, die bey den Kutschen der Damen hergehn, sollen goldene Armbänder, Halsbänder von Perlen, und in den Ohren Juweelen, die schwarzen Lakaien aber Spizen und gestickte Sachen, tragen.

Obgleich diese Stadt kein Seehafen, noch durch irgend einen schifbaren Fluß mit der See verbunden ist:

ist: so hat sie doch einen erstaunlich großen Handel, und ist sogar der Mittelpunct des ganzen Handels, der zwischen Amerika und Spanien auf der einen, und zwischen Amerika und Ostindien auf der andern Seite, getrieben wird. Denn hier wohnen die vornehmsten Kaufleute, hier wird der größte Theil ihrer Geschäfte betrieben, und die Waaren, die von Acapulco nach la Vera Cruz, oder von la Vera Cruz nach Acapulco zum Gebrauch der Philippinen, und größtentheils auch für Peru und Lima gehen, werden alle durch diese Stadt gebracht, und beschäftigen beym Transport eine unglaubliche Menge Pferde und Maulesel. Hieher wird alles Gold und Silber in die Münze gebracht; hier wird dem Könige der Fünfte entrichtet; und hier wird die unsägliche Menge von Geräthe und Kostbarkeiten von Silber vergrbeitet, die jährlich nach Europa verfahren werden.

Eine der vorzüglichsten Belustigungen der Einwohner besteht darinn, daß sie in Booten auf dem See fischen; sie nehmen dazu Wein und kalte Küche mit, und tractiren damit auf dem Wasser. Dieser See, an dessen Westlicher Seite Mexico liegt, ist 15 Meilen lang von *N* nach *S*, seine Breite aber ist sehr ungleich; wo er am breitsten ist, da ist er etwas über 12 Meilen breit, sein nördliches Ende aber ist kaum so breit. An diesem See stossen nach *N* drey andere, die mit ihm durch Canäle in Verbindung stehen; und an der *S* Seite sind zween andere Seen, die von dem grossen durch ein schmales Stück Landes geschieden sind.

Die Gegend um Mexico ist überaus angenehm wegen der vielen Palläste, Landgüter, Klöster und Dörfer auf den Inseln in den Seen, oder an den Ufern der vielen Seen im Angesichte der Stadt, wohin die Einwohner in kleinen Fahrzeugen gehen, wenn sie sich dem Geräusch der Stadt entziehn wollen.

Die Zahl des Volks in der Stadt läßt sich nicht genau angeben; sie ist aber ganz gewiß sehr beträchtlich

lich und wird von vielen auf 70 bis 80,000 geschäzt. Das gemeine Volk besteht aus Schwarzen und Mulatten, weil eine grosse Menge schwarzer Sclaven hieher gebracht worden sind, die ihre Freyheit erhielten, und sich mit den Eingebohrnen verheyrathet haben: deren Nachkommen haben sich beträchlich vermehrt. Hier ist also eine wunderbare Vermischung von spanischem und indischem Blute. Die reinen Spanier, und die, so von beyden Seiten von spanischen Eltern abstammen, machen eine sehr kleine Anzahl sowohl hier, als in andern Städten von Mexico, aus.

§. 3. Der nächste Hafen bey dieser Stadt ist:

Acapulco, der auch in der eigentlichen Provinz Mexico liegt, und ein sehr berühmter Hafen an der Südsee ist, unter 17° N. Breite, und 102° Westl. Länge, 200 Meilen heraufwärts von der Hauptstadt. Er ist einer der tiefsten, sichersten, und bequemsten Hafen in der Südsee, und gewiß beynahe der einzige gute an der Westküste von Neu-Spanien. Ein Castel, das mäßig fest ist, commandirt den Eingang des Hafens; die Stadt selbst aber ist schlecht gebaut, und hat ein elendes Ansehn; außer in der Zeit der Messe, wo sie eine ganze andere Figur bekommt, und einer der größten Märkte in der Welt wird. Gegen den December kommt hier die grosse Gallione, die die ganze Communication zwischen Amerika und den Philippinen ausmacht, nach einer 5 monatlichen Reise, mit den reichsten Waaren des Orients beladen an; nämlich mit Muscat-Nüssen, Muscat-Blüthen, Würz-Nelken, Pfeffer, Zimmet, Porzellan, Japanische Waaren, Cattunen (*callicoes*) schlichten und gemahlten, feiner indischen Leinwand (*chints*), Seide, Nesseltuch von allen Arten, kostbaren Steinen, und Specereyen. Zu eben der Zeit kommt auch das jährliche Schiff von Lima an, dessen Ladung an Silber man auf nicht weniger als 2 Millionen Stücke von Achten schäzt, ohne dem

Queck-

Queckſilber, Cacao, den Specereyen, und andern theuren Waaren, die gegen Oſt-Indiſche Waaren vertauſcht werden. Bey eben derſelben Gelegenheit treffen auch viele andre Schiffe von verſchiedenen Gegenden von Chili und Peru ein; und außer dem Handel mit den Philippiniſchen Gütern, ſezen ſie auch die vielen Sachen um, die dieſe Länder gegen einander zu vertauſchen haben, und kaufen zugleich alle Arten europäiſcher Waaren ein. Die Meſſe dauert zuweilen 30 Tage. Die Waaren werden nicht eher verkauft, als bis die Gallion ſich zur Abreiſe nach den Philippinen anſchickt; ſie nimmt vorzüglich Silber, und nur wenige europäiſche und americaniſche Waaren, zurück.

Wenn dieſe Meſſe vorbey iſt, ſo iſt die Stadt wie wüſte, doch bleibt ſie das ganze Jahr hindurch der beträchtlichſte Hafen in Mexico, von dar alles, was ſie nicht ſelbſt verbrauchen, zu Lande nach la Vera Cruz verführt wird, von dannen es nach Terra Firma, nach den Inſeln, und ein kleiner Theil ſelbſt nach Spanien, geht.

§. 4. In der Provinz *Tlaſcala* oder *Los Angelos*, die die von Indiern am beſten bevölkerte Provinz in ganz Mexico ſeyn ſoll, liegt die Stadt:

Puebla de los Angelos, oder die Engels-Stadt, in einem artigen Thale an den Ufern des Fluſſes *Zacatula*, unter 19° N. Breite, 25 Seemeilen oſtwärts von Mexico. Die Häuſer ſind meiſt von Stein, und in der Mitte der Stadt iſt, wie in andern ſpaniſchen Städten, ein ſchöner Marktplatz, von dem die Hauptſtraſſen in graden Linien auslaufen, und von andern unter rechten Winkeln durchſchnitten werden. An der einen Seite des Vierecks iſt die Kathedral-Kirche, mit einer prächtigen Fronte; an den drey übrigen Seiten ſind artige einförmige *piazas*, unter denen die Läden der vornehmſten

Kauf-

Kaufleute sind. Es sind hier viele schöne und prächtige Pfarr- und Klosterkirchen, und einige reiche Mönchs- und Nonnenklöster. Die Stadt ist der Siz eines Bischofs, der unter dem Erzbischoffe von Mexico steht. Von den Einkünften des Bischofs und des Kapitels kann man einigermaßen auf den Reichthum der Einwohner schliessen; ersterer hat 80,000, und die Domherrn und Diener der Kirche haben 200,000 Stück von Achten jährlich. Das Volk in dieser Stadt ist überaus wohlhabend; doch können die Layen in diesem Welttheile den Geistlichen weder an Vermögen noch an Gewalt gleich kommen.

In der Provinz Tlascala liegt auch die Stadt

La Vera Cruz, am Mexicanischen Meerbusen, unter 19° 10′ Nördl. Breite, etwa 200 Meilen SOstwärts von Mexico. Sie liegt auf einer unfruchtbaren sandigen Ebene, ist aber wegen ihres vortrefflichen Hafens, der von der Natur durch die Felsen befestigt ist, beträchtlich; doch ist die Stadt auf der einen Seite beständigen Wolken von Triebsande, an der andern den faulen Ausdünstungen der Sümpfe und Moräste ausgesezt, die die Luft mit den schädlichsten Dünsten anfüllen. Die Stadt liegt von O. nach W., hat aber nur eine halbe Seemeile im Umkreis. Die Wälle leisten wenig Nuzen, da der Sand an vielen Orten mit der Oberfläche derselben parallel liegt; das Castel aber und die Forts sind so angelegt, daß sie die Schiffe im Hafen decken können. Die Stadt ist sehr arm, die mehrsten Häuser sind blos mit Stroh gedeckte Hütten, welche Fischer bewohnen; die Spanische Garnison aber besteht aus 60 Reutern und 2 Compagnien zu Fuß. Aus diesem Hafen wird aller Reichthum von Mexico in die alte Welt hinüber gebracht; und aus demselben bekommt die neue Welt die unzähligen Waaren des Luxus und der Noth, die die alte Welt für jene liefert.

fert. Die jährliche Flotte von Cadiz, *la Flota* genannt, langt zu Ausgang des Novembers hier an; und dann stürmen unsäglich viele Menschen von allen Gegenden nach la Vera Cruz, und halten sich in kleinen Hütten und Gezelten so lange auf, als die Flotte hier verweilt. Ihre theuerste Waaren legen sie indeß in ausdrücklich dazu erbauete Waarenlager nieder. Die Flotte bleibt den ganzen Winter hier; wenn sie abgeht, so ziehen auch alle Leute von Vermögen ihrer Gesundheit wegen, von hier ab.

Diese Flotte, die nur von Cadiz ausläuft, besteht aus ohngefähr 14 oder 15 grossen Kauffarthey-Schiffen von 400 bis 1000 Tonnen, unter der Begleitung von 3 oder 4 Kriegsschiffen. Sie sind fast mit allen Arten von Gütern beladen, die Europa zur Ausfuhr hervorbringt; mit allen Arten von Linnen, wollenen Zeugen, Seide, Sammet, Spizen, Messern, Glas, Taschenuhren, Uhren, Queckſilber, verarbeiteten Eisen, Pferdegeschirr, Schuhen, Strümpfen, Büchern, Gemählden, Ammunition, Wein und Früchten: so daß alle handelnde Länder Europens vielen Antheil an der Ladung dieser Flotte haben. Spanien verfährt wenig mehr als Wein und Früchte: und dies, nebst der Fracht, den Commissionen an die Kaufleute und den Abgaben an den König, sind beynahe alles, was das Königreich bey seinem Handel mit Indien gewinnt. Die Waarenlager zu la Vera Cruz sind beständig mit europäischen Waaren angefüllt, und diesem Handel kann man beynahe den ganzen Handel des übrigen Spanischen Amerika's gleich schäzen, ob er sich gleich nur auf die Zeit einschränkt, da die Flotte hier ist.

§. 5. Die Provinz Tabasco stößt im *N.* an die Campesse-Bay. Hier wächst das Campecheholz (*logwood, Haematoxylum* Campechianum L.) vorzüglich. Das Land nahe an der Küste ist überhaupt so flach und niedrig, daß es hier

hier jedes Jahr 9 Monate lang regnet, und daß nach Dampier, das Land 6 bis 7 Monate unter Wasser bleibt: während welcher Zeit die Farbholzfäller beständig bey ihrer Arbeit bis ans Knie im Moraſt und Waſſer ſtehen, und kaum eine trockene Stelle finden können, um ihre Hütten da aufzubauen. An der Küſte ſind beynahe undurchdringliche Dickichte von Eibiſch (*mangroves*, *Hibiſcus* L.) und Bambus: tiefer im Land aber ſind ſchöne Savannah's und ſich angenehm erhebende Hügel, worauf allerley Fruchtbäume wachſen. Die Ufer des Fluſſes Tabaſco beſchatten groſſe Bäume, vorzüglich Kohlbäume, die 100 Fuß hoch ſind.

Die Provinz Jucatan, eine Halbinſel, liegt im Mexicaniſchen Meerbuſen, zwiſchen der Campeſſe- und Honduras-Bay, iſt größtentheils ein niedriges, flaches Land, das kaum einige Hügel, als nur etwa an der Weſtſeite hat. Es iſt nicht ſtark bewohnt; denn die Luft iſt unmäßig heiß, und die Gegenden an der Küſte ſtehen oft unter Waſſer. Ihre vornehmſten Producte ſind Campecheholz, Baumwolle und Salz. Die einzige Spaniſche Stadt auf dieſer langen Küſte iſt

Campeachy, die an der Weſtſeite der Halbinſel nach der See zu liegt, und ein ſchönes Anſehn hat, weil ſie von Steinen gebauet, und mit einem guten Wall umgeben iſt. Sie hat auch eine ſtarke Citadelle, die auf der einen Seite viel grobes Geſchüz zur Vertheidigung hat.

§. 6. Die Audienz Guatimala iſt ein ſehr ſchönes Land, das einer groſſen Cultur fähig wäre. Ihre Gränzen ſind, in *NW.* Mexico, in

*NO.*

*NO.* die Nordsee, in *SO.* die Provinz Darien oder Terra firma, und in *SW.* die Südsee: sie hat also die allervortheilhafteste Lage zur Handlung. Von *NW.* nach *SO.* ist sie etwa 1000 Meilen lang, aber an keinem Ort halb so breit, ja an einigen Stellen nur 100 Meilen breit. Sie wird in folgende 6 Provinzen eingetheilt: Guatimala, Vera Paz, Honduras, Nicaragua, Costa Rica, und Veragua. (Die beyden leztern Provinzen rechnet doch der gelehrte Don Antonio de Ulloa zu Terra firma.)

Diese Provinz ist gebirgigt, voller feuerspeyender Berge, die manchmal fürchterliche Ausbrüche gehabt haben, und den Erdbeben unterworfen. Aber dabey hat sie auch reiche und fruchtbare Thäler, wo Korn wächst, und Viehweiden, die unzählige Heerden Vieh erhalten; auch hat sie viele Färbematerialien, einige Silberminen und Zuckerpflanzungen. Auch werden grosse Quantitäten Bienenwachs von hier ausgeführt.

St. Jago de Guatimala, vormals die Hauptstadt der ganzen Audienz, und eine der schönsten Städte in Neuspanien, ward 1751 durch ein fürchterliches Erdbeben, und einen benachbarten Volkan zerstört. Nie sah man einen schreckenvollern Auftritt: den Tag zuvor hörte man ein schreckliches Getöse eines Volkans, der sich in einem Berge bey der Stadt befand; hierauf erfolgte in der Nacht ein heftiger Ausbruch, als wenn der Berg (sagt unser Schriftsteller,) alle seine Eingeweide ausschütten wollte. Dieser Berge hatte zwo Spizen: aus der einen ergossen sich Feuer- und aus der andern Wasserströme, welche leztere alles, Häuser und Einwohner, vor

sich

sich herschwemmten. Den Schrecken dieses Auftritts vermehrte noch eines der erschrecklichsten Erdbeben, die je in der Welt gewesen sind; und 120,000 Spanier und Eingebohrne verlohren dabey ihr Leben.

Neu-Guatimala, die jezige Hauptstadt der Audienz und Provinz, die Residenz des Präsidenten und der Königl. Gerichtshöfe, der Siz eines Bischofs und einer Universität, und der Mittelpunct des Handels in diesen Gegenden, liegt in einer schönen Ebene, ziemlich weit von dem fatalen Volkan ab: jedoch kann keine Vorsicht diese Stadt wider die diesem Lande so schrecklichen und häufigen Erdbeben sichern. Dem ohngeachtet ist sie gut gebaut und bewohnt, die Dom- und Pfarrkirchen sind überaus reich, und es sind hier auch zwey schöne Mönchsklöster, ein Nonnenkloster und ein Hospital. Die Einwohner treiben einen grossen Handel, nicht allein mit allen Mexicanischen Provinzen, sondern auch mit Peru.

## Dritter Abschnitt.

### Von den verschiedenen Volks-Arten unter den heutigen Mexicanern; und den Sitten, Gebräuchen und der Regierung der Spanier und Kreolen.

§. 1. Mexico wird jezt von einem gemischten Volk, von eingebohrnen Indiern, Spaniern und Negern bewohnt, deren Nachkommen man durch verschiedne Namen unterscheidet. Die reinen Nachkommen der Spanier heissen Kreolen oder Creoli; die Nachkommen der Spanier und eingebohrnen Indier heissen Mestizes; die Kinder dieser Mestizes heissen Mestiches; die Kinder der leztern aus der Vermischung mit Spaniern heissen *Tenceroons dez Indies*, und diese ihre Nachkommen, die mit den reinen Spaniern

niern gleiche Freyheiten und Vortheile genieſſen, heiſſen *Quarteroons dez Indies*. Die Kinder eines Europäers und einer Negreſſe heiſſen Mulatten; auſſerdem giebt es noch eine gemiſchte Art Menſchen von Negern und Indiern, die man gemeiniglich für die niedrigſte Claſſe des Volks hält.

Die Weiſſen ſind entweder gebohrne Spanier, oder Creolen. Die gebohrnen Spanier haben mehrentheils Bedienungen, oder treiben Handel, und haben den nämlichen Character und Sitten, wie die Spanier in Europa: eben die Ernſthaftigkeit in ihrem äuſſern Betragen, und eben den natürlichen Scharfſinn, aber eine weit gröſſere Doſin von Stolz und Einbildung: denn ſie halten es hier für eine groſſe Ehre, in Alt-Spanien gebohren zu ſeyn, und ſie werden von den Creolen deswegen ſehr beneidet und gehaßt. Leztere beſizen wenig von der Standhaftigkeit und Gedult, die die gebohrnen Spanier auszeichnet. Sie haben kein Herz, ſind ſchwach und weibiſch: ſie leben in einer entkräftenden Hize, mit Reichthum überladen, und bringen ihre ganze Zeit mit Faullenzen und unthätigen Vergnügungen zu. Sie haben gar nichts männliches und kühnes, wodurch ſie im thätigen Leben einige Figur machen könnten; und ſehr wenige finden Geſchmack an dem Vergnügen gelehrter Einſamkeit. Sie ſind verſchwendriſch, ohne Mannichfaltigkeit und Eleganz; ſie lieben den äuſſern Prunk, ſind mäſſig in Eſſen und Trinken, und machen, blos ihrer Leibesbeſchaf-

fen-

senheit und Trägheit wegen, Liebeshändel und Intriguen zu ihrer einzigen Beschäftigung, die sie in altspanischem Geschmacke ausführen, indem sie ausschweifende Dinge sagen und thun, und schlechte Musik, noch schlechtere Dichtkunst, und doch unmäßige Kosten haben. Die Damen sind ihrer Keuschheit oder häuslichen Tugenden wegen eben nicht sehr berühmt; sie wenden vielmehr alles ihr Genie und alle ihre Fähigkeiten dazu an, die Fesseln zu zerreissen, in denen sie gehalten werden.

§. 2. Die besten Schriftsteller versichern einstimmig, daß die Priester, Mönche und Nonnen von allen Orden, gegen $\frac{1}{5}$tel aller weissen Einwohner ausmachen. Aber die Clerisey ist hier überhaupt zu unwissend, als daß sie durch Predigen unterrichten, und in ihren Sitten zu lüderlich, als daß sie durch Beyspiel bessern könnte: also gewinnt das Volk wenig bey ihrer Menge, wenig bey Reichthum, und ihrer Macht. Viele von ihnen sollen bloße Avanturiers aus Alt-Spanien seyn, die, ohne die mindeste Rücksicht auf ihren Stand, oder auf ihr Gelübde, alle ihre Bemühungen dahin richten, durch Misbrauchung der Unwissenheit und äusserster Leichtgläubigkeit des Volkes fein geschwind ein grosses Glück zu machen. Auf blos mechanische Andachtsübungen wird zu stark gehalten, der moralischen Pflichten aber nur selten gedacht. Man prägt recht eifrig eine unmässige Verehrung der Heiligen ein, dies ist auch der Hauptgegenstand aller ihrer Predigten: und diese sollen mehr eine dum-

me Bewunderung der Wunderwerke dieser Heiligen, als eine Nachahmung ihres heiligen Lebens bewirken. Doch sind immer einige unter der Geistlichkeit, die die Pflichten ihres Amts erfüllen, und sich durch Gelehrsamkeit, und reinen Wandel unterscheiden; aber freylich sind deren nur sehr wenige.

Was die Layen anbetrifft, so soll kein bigotteres und lüderlicheres Volk in der Welt seyn, als hier. Eine Schenkung an die Kirche hebt den Haß und die Strafen der größten Vergehungen auf. Die vornehmste Art, wie sie in der Religion unterrichtet werden, besteht in theatralischen Vorstellungen in den Kirchen. Es ist kaum ein Stück des Evangelii, aus dem man nicht ein Schauspiel macht, und Leute abrichtet, solches zu spielen; einer stellt unsern Heiland, ein anderer den Pilatus, ein dritter den Herodes vor u. s. w. So wie ihre Kirchen ausnehmend schön sind: so ist es auch ihre sowohl Vocal- als Instrumental-Musik. Die Geistlichen suchen die besten Stimmen zusammen, und lehren sie, nicht nur Choräle, sondern allerley lustige Lieder singen. Und in ihren Klöstern werden Maskeraden, Tänze, und allerley Lustbarkeiten gehalten, die das Volk gerne hat: doch hat das Volk auch seine bestimmte Zeit zur Buße und Casteyung, vorzüglich in der Fastenzeit, wo sie nicht allein ein strenges Fasten beobachten, sondern sich auch bey ihren Processionen unbarmherzig geisseln. So leben sie in der Charwoche: und bey Erdbeben, Hungersnoth, oder andern allgemeinen Landesplagen,

plagen, suchen sie durch solche Züchtigungen den Zorn des Himmels zu besänftigen.

Die Civil-Regierung wird von Gerichtshöfen verwaltet, die man Audienzen nennt; sie bestehn aus einer gewissen Anzahl Richter, die in verschiedene Kammern eingetheilt sind, und die mehr Aehnlichkeit mit den französischen Parlamentern, als mit unsern Gerichtshöfen, haben. Der Vicekönig selbst präsidirt in der obersten Kammer, wenn er es für gut findet. Seine Stelle ist eine der ansehnlichsten, die der König von Spanien vergeben kann: und sein Gouvernement ist vielleicht das reichste, das irgend einem Unterthan in der Welt anvertraut wird. Alle Stellen werden hier blos mit gebohrnen Spaniern besezt, und nur auf eine gewisse Zeit, die nie über 3 Jahre dauern darf. Eifersucht und Geiz haben hier sowohl, als in allem übrigen, was Indien angeht, auf alle öffentliche Einrichtungen Einfluß: und bey jedem Bedienten, vom vornehmsten an bis zum geringsten herab, findet sich der Geiz, den ein neuer und einträglicher Posten rege macht. Gierig nach Raub, weil seine Zeit kurz ist, drückt jeder das Volk, und betrügt seinen Herrn: ihm folgt ein anderer, mit eben den Gesinnungen, und keiner denkt daran, in seinem Amte etwas nüzliches zu thun, weil er weiß, daß sein Nachfolger jede Einrichtung, die nicht seinem Eigennuze gemäß ist, wieder umstossen wird.

Es werden einige Truppen in Mexico gehalten, und zu ihrer und der Festungswerke Unter-

haltung wird jährlich ein beträchtliches hergegeben: dennoch sind der Soldaten nur wenige, sie sind übel gekleidet, werden schlecht bezahlt, und sind noch schlechter disciplinirt. So geht die militarische Einrichtung mit der bürgerlichen und geistlichen einen Gang; und das Ganze giebt eine regelmässige Scene von Rauberey, Stolz, Uebermuth und Unterdrückung.

## Vierter Abschnitt.

Von den eigentlichen Mexicanern, ihrer Gestalt, Kleidung, Sitten und Gebräuchen, Häusern, Nahrung und Feyerlichkeiten. Insbesondere von denjenigen Mexicanern, die von den Spaniern getrennt, und noch frey sind.

§. 1. Die ursprünglichen Mexicaner sind, wie die übrigen Amerikaner, meist lang, großgliederich, gut proportionirt, und schön, munter, behende, und besonders leicht zu Fuß. Ihr Gesicht ist stark olivenfarbig, sie haben grosse, lebhafte, funkelnde Augen, ein rundes Gesicht, und mehrentheils angenehme Gesichtszüge. Sie tragen ihr Haar los herum flatternd oder kurz abgeschnitten, oder geflochten, und um den Kopf gewunden. Einige Nationen innerhalb der Gränzen dieses grossen Landes sind im Aeusseren und in den Sitten aller übrigen sehr verschieden. Einige halten platte Nasen für die größte Zierde, und machen daher frühzeitig die Nasen ihrer Kinder platt, um ihnen diese Schönheit im Gesichte zu verschaffen; andere hingegen geben ihren dünnen zarten Hirnschaalen, durch Drücken, eine kegel-

kegelförmige oder pyramidenähnliche Figur. Viele Mexicaner verunstalten sich durchs Bemahlen oder vielmehr durchs Beschmieren, und bilden auf ihren Leibern die Figuren von allerhand Vögeln und Thieren ab; oder mahlen sich im Kriege das Gesicht roth, um sich ein fürchterliches und blutiges Ansehn zu verschaffen. Sie besalben sich auch den Leib mit Oel oder Fett, um nicht von Muskiten gebissen zu werden, um die Haut wider die unmäßige Sonnenhize zu sichern, und um die Gelenke geschmeidig und biegsam zu machen.

Dieses Volk trägt meist Kleider, nur auf eine, von der Spanischen ganz verschiedne Art. In der Provinz Veragua aber soll eine Nation seyn, wo die Männer nichts als das Zeugungsglied bedecken: die Geringern wickeln es in ein Blatt ein, die Vornehmern aber tragen es in einer goldenen oder silbernen mit Juwelen besezten Capsel von kegelförmiger Gestalt, und lassen den Hodensack ganz unbedeckt darunter hängen. So unwahrscheinlich diese Sitte auch zu seyn scheinet; so erzählen sie doch verschiedene Schriftsteller: aber wie weit man ihnen hierinnen trauen dürfe, wollen wir nicht bestimmen. Doch sagt man auch, daß eben dies Volk an Festtägen oder bey andern Feyerlichkeiten ein weisses oder schwarzes baumwollenes Gewand, das dem Ueberrocke eines Ackermannes gleich ist, haben, das ihnen bis an die Fersen herunter hängt; und wenn ihnen ein Europäer ein Hemd oder andres Kleidungs-

dungsstück giebt: so ziehen sie es sogleich an, und halten sich dann selbst für sehr artig.

Die Indier sind mehrentheils sehr grosse Liebhaber von Ohrgehängen, Arm- und Halsbändern. Die Männer haben ein dünnes Gold- oder Silberblech über die Oberlippe hängen, das eine Eyförmige Figur hat, in Gestalt eines halben Mondes: die Spizen desselben kneipen die mittlere Scheidewand der Nase gelinde, und sind daran befestigt: in der Mitte ist es wie eine Guinee dick, und wird gegen die Enden allmählig dünner. Die Weiber tragen statt des Bleches, einen Ring durch die Scheidewand der Nase, der selbige durch sein Gewicht zuweilen bis zum Munde herunter zieht. Diese sonderbare Arten von Puz haben sie von verschiedener Grösse; die grösseren legen sie weg bey ihren Zusammenkünften, die kleinern aber hindern sie beym Essen nicht.

Die Vornehmen unter ihnen tragen gleichfalls zwey goldne Bleche, in Gestalt eines Herzens einer Spanne lang, in jedem Ohr, woran sie es durch einen goldnen Ring befestigen; welches ihnen die Ohren zu einer unmäßigen Grösse verzerret. Sie tragen auch eine Art von Krone, oder eine Binde von Gold oder Silber 8 bis 10 Zoll breit, und oben ausgezackt um den Kopf; andere haben blos eine Binde von Rohr, die roth gefärbt, und rund herum mit schönen Federn ausgeschmückt ist, und aufrecht steht. Endlich tragen die meisten Indier Schnüre von Knöpfen, Zähnen, Schaalen und anderem Spielwerk, die vom Halse auf die Brust herunter hängen.

Die

Die Indier, die in den Spanischen Städten wohnen, tragen eine kurze Weste, weite Hosen, und einen kurzen Mantel von allerhand Farben, und gehen also Spanisch, aber dabey gehen sie barfuß, und nur wenige tragen Schuhe. Die Weiber tragen ein kurzes Röckgen (*jacket*) von Baumwolle oder Leinen, über dieses einen weiten grössern Rock (*robe*), oder noch ein enges Röckgen (*retticoat*), und zuweilen beydes zugleich. Uebrigens kleiden sie sich so verschieden, welches theils von der Mode, theils von ihren Einfällen abhängt, daß wir uns nicht weiter damit einlassen können.

§. 2. Die Mexicaner scheinen, in Ansehung ihres Genies, Temperaments, und ihrer Gebräuche, seit ihrer Unterjochung durch die Spanier sehr stark ausgeartet zu seyn. Sonst waren sie sinnreich, umgänglich, gesittet und edelmüthig, ausser daß sie Menschen opferten; jezt aber sollen die, die unter den Spaniern wohnen, feig, verrätherisch, und dumm seyn. Die Häuser, Bilder, Mahlereyen und das Schnizwerk, die baumwollenen Tücher, die verarbeiteten und zu schönen Gemählden gemachten Federn, und viele andere Stücke der Kunst, verrathen das Genie der alten Mexicaner; und der Verlust aller dieser Dinge ist ein Beweis von der Abnahme dieses Genies. Die Ursache hievon aber läßt sich leicht angeben. Ihre Tempel und Bilder, an die sie alle Macht der Kunst verschwendet hatten, wurden zerstört, sie selbst wurden in eine Art von Knechtschaft gestürzt, und gezwungen, in den

Berg-

Bergwerken zu arbeiten, um den Geiz ihrer neuen Herren zu befriedigen, also ist es kein Wunder, daß sie allen Muth verlohren haben, Talente auszubilden, die ihr Elend nur mehr vergrössern, und ihnen statt Belohnungen, Schläge zuziehen würden. Ueberdem machte die Einführung der europäischen Künste und Manufacturen und der mechanischen Werkzeuge, daß die Indier ihre schlechteren verachteten, und ihren Gebrauch bald völlig vergaßen, ohne daß sie bey ihren sclavischen und niedrigen Arbeiten, auf die sie eingeschränkt waren, sich einige Geschicklichkeit in den übrigen feineren Arbeiten zu erwerben, fähig gewesen wären. Warum sollte auch ein Indier sich Mühe geben, Talente zu bekommen, da seine Knechtschaft hiedurch ihm nur beschwerlicher werden würde? oder warum sollte er sich angelegen seyn lassen, Schäze zu sammlen, von denen er weiß, daß ihm solche sein despotischer Herr nach Gefallen rauben kann?

§. 3. Diejenigen Indier, die in den Gebirgen und andern Gegenden ihre Freyheit noch erhalten haben, sind noch ein gutes, edelmüthiges und leutseliges Volk, noch gänzlich unbefleckt von den schmuzigen Lastern, und den verdorbnen Sitten der Bewohner der Spanischen grössern und kleinern Städte. Sie bringen ihre Zeit mit Jagen, Fischen, und dem Feldbau hin, bauen nur wenig Land, und säen und pflanzen nur so viel, als gerade die Natur erfodert, und opfern gar nichts den Lüsten, die sich nur auf Schwelgerey gründen.

Die

Die Weiber verrichten das Pflanzen, wenn zuvor die Männer das Erdreich zubereitet haben. Erstere besorgen auch das ganze Hauswesen, spinnen, weben, und machen baumwollene und leinene Kleider für sich und ihre Männer. Sie sind gehorsam und voll Ehrfurcht gegen ihre Männer, die ihnen dagegen eine gegenseitige Neigung bezeigen. Dies Gemählde geben uns wenigstens französische und englische Reisende von ihnen: aber die Spanier, vielleicht um ihr eigenes Verfahren zu bemänteln, reden weniger vortheilhaft von ihnen.

Diese Indier leben in Hütten, die mit Stroh gedeckt sind, und beobachten wenig Regelmässigkeit in ihren Städten. Ihre Häuser stehen weder nahe an einander, noch in einer Reihe, sondern sind hin und wieder zerstreut; doch haben sie ein gemeinschaftliches Wachthaus oder Fort, das auf einer Höhe liegt, wohin sie sich bey der Annäherung eines Feindes, oder zur Versammlung der Nation, begeben. Sie legen nie einen tiefen Grund, sondern richten kleine Pfosten, die 7 bis 8 Fuß hoch sind, 2 bis 3 Fuß von einander auf, füllen die Zwischenräume aus, und überwerfen sie mit Leimen. Sie machen das Dach wie bey einer gemeinen Scheure, und bedecken es mit Palmblättern. Ein Gebäude ist 24 Fuß lang und 12 Fuß breit; in der Mitte ist der Heerd, und über demselben machen sie ein Loch, das den Rauch durchziehn läßt. Sie brauchen blos den untern Theil des Hauses, worinn sie keine Abtheilungen machen, so daß

das

das ganze Haus nur Eine Stube ausmacht. Statt der Betten haben sie Hängematten, die an den stärksten Balken hängen; und hölzerne Blöcke sind ihre einzige Stühle und Tische. Ihr Hausgeräthe besteht aus irdenen Gefässen, und Kalabassen von ungeheurer Grösse, worinn sie ihre Getränke aufbewahren, und ihre Waffen, Bogen, Pfeile, Lanzen, Wurfspiesse, Köcher, und ihre Instrumente, hängen rings herum in der Hütte zur Zierde.

Ihr Wachthaus ist etwa 30 Fuß lang und 25 Fuß breit, die Wände 9 oder 10 Fuß hoch, und die Spize des Daches 20 Fuß hoch. Das Dach ist mit Palmblättern gedeckt; an den Seiten sind enge Schießlöcher, wodurch sie einen Feind mit Pfeilen zurückhalten können. Es steht, wie schon gemeldet worden, auf einer Anhöhe: in einer beträchtlichen Entfernung rings umher räumen sie alles Holz und Gebüsche weg, damit der Feind keinen Schuz wider ihre Pfeile habe, und sich nirgends verdeckt halten könne. Sie haben starke Thüren, um den Eingang zu verhindern; die Spanier brannten diese aber leicht nieder, indem sie brennende Pfeile in die Palmblätter schossen, mit denen das Dach gedeckt ist.

§. 4. Wir kommen auf die Nahrungsmittel, Arbeiten, Feyerlichkeiten und Lustbarkeiten dieser annoch freyen Indier. Ihre vornehmste Nahrung besteht entweder aus indischem Korn, das geröstet, gemahlen, und zu dünnen Kuchen verbacken wird: oder in Früchten, Wurzeln, wilden

wilden Schweinen, Hirschen u. s. w.; und zuweilen aus Fischen. Sie gehn oft in Gesellschaft auf 8 oder 14 Tage aus auf die Jagd; ein jeder nimmt seinen Bogen, Pfeile, Lanze, Axt nebst einem langen Messer. Jeder nimmt auch einen oder zween Hunde mit, um sie zum Jagen zu gebrauchen. Es gehn auch einige Weiber mit, die ihre Lebensmittel, geröstete Plantanen, Yams, Potatoes, Körbe voll gerösteten indischen Korns, und einiges Geschirr, tragen. Sie jagen vorzüglich die *Pecaree* und *Warree*, eine Art wilder Schweine, die oben beschrieben worden. Sie nehmen auch verschiedenes Geflügel mit. Sie übernachten an dem Orte, wo sie bey Sonnenuntergang hinkommen; doch bleiben sie gerne in der Nähe eines Flusses. Ihre Hängematten hängen sie zwischen Bäume auf, und ihre ganze Decke besteht in Plantanenblättern. Den andern Morgen fangen sie mit Aufgang der Sonne wieder an zu jagen. Ihr eben gedachtes Wild ist nicht leicht zu Fuß, und geht gewöhnlich Heerdenweise zu 2 bis 300; zuweilen aber jagen sie einen ganzen Tag, ohne auf eines zu stossen. Wenn das Thier durch das Hezen ermüdet, oder wenn es verwundet ist; so widersezt es sich den Hunden, bis der Herr kommt, und es erschießt: dieser stößt dann seine Lanze in das Thier, um das Blut heraus zu lassen, weidet es aus, und schneidet es in zwey Stücke, und trägt sie mit einem Stocke queer über den Schultern nach dem Orte hin, wo das Weib wartet. Hier schneidet er den Kopf ab, und dann theilen sie es in vier Stücke, und ziehen

hen die Haut ab. Was sie davon aufbehalten wollen, das rösten sie auf einem hölzernen Roste, worunter sie Feuer von Holzkohlen machen: dieses Feuer unterhalten sie, bis der Braten so trocken als ein Span ist, und diese Stücken können sie lange aufbewahren. Wenn sie sehr viel Wild bekommen haben: so helfen die Männer es den Weibern nach Hause schleppen. Und wenn ihr Mundvorrath ganz auf ist: so gehn sie wieder aus, um neuen herbey zu schaffen.

All ihr Fleisch, sowohl gedörrtes als frisch geschlachtetes, schneiden sie in kleine Stücken, werfen sie in eine Art von Töpfen, und thun einige Wurzeln, grüne Plantanen, oder andere Früchte, und sehr viel Pfeffer zu, kochen es zusammen in Wasser 7 bis 8 Stunden, ohne es sieden zu lassen: so wird alles zusammen eine Art von Brey. Dies giessen sie dann in eine irdene Schaale oder Kalabasse, und sezen es auf einen hölzernen Kloz, der ihnen als Tisch dient, sezen sich um diesen herum auf kleinere Blöcke, und haben alle auf der Erde zur Seite eine Flasche mit Wasser stehen, worein sie während dem Essen oft ihre Finger tauchen. Selten halten sie mehr als einmal des Tags eine solche Mahlzeit, bey der sie sich niedersezen; sonst aber essen sie Plantanen und andere Früchte roh oder geröstet den ganzen Tag.

Es giebt fast keine Sorte von Fleisch, Fischen oder Geflügel, was nicht die Mexicaner gekocht oder über Kohlen gebraten essen sollten. Messer, Gabeln und Löffel sieht man bey ihnen nicht,

nicht, sondern sie stecken alles mit den Fingern in den Mund, und nagen das gebratene Fleisch mit den Zähnen von den Knochen ab. Die Indier aber, die unter den Spaniern leben, essen auch wie diese, und essen alles sehr mit Pfeffer gewürzt. Chocolate dient, in allen Provinzen von Mexico zum Essen und Trinken, sowohl bey den freyen als den sogenannten gesitteten Indiern, wenn sie ihn erhalten können; sie wird aber von den Spaniern selbst so stark gebraucht, und in solcher Menge nach Europa verfahren, daß sie bey den freyen Indiern sehr selten ist.

Sie haben eine grosse Menge von Getränken: das allergewöhnlichste ist Wasser, das man über indisches Kornmehl gießt, und sogleich trinkt; dies erhält sie allein auf ihren Reisen, wenn sie kein anderes Nahrungsmittel haben können. Von einem Getränke, das sie *Mislaw* nennen, giebt es zwo Arten: die eine wird aus frisch gepflückten Plantanen zubereitet, die andere aus getrockneten; erstere rösten sie, ziehen die Rinde ab, und mengen sie in ein Gefäß mit Wasser, bis sie aufgelöst sind, und trinken denn diese Mixtur. Die andere Art wird aus Plantanenkuchen, die bey gelindem Feuer getrocknet sind, gemacht; diese nehmen sie mit auf die Reisen, und trinken sie in Wasser aufgelöst. Da die Ananas eine ihrer besten Früchte ist: so lieben sie einen Aufguß auf diese sehr; sie machen sogar Aufgüsse auf fast alle Arten von Früchten, und thun zu selbigen bey ihren Gastmahlen Honig hinzu. Wein bringt doch dies Land nicht hervor, denn die Trauben

wollen

wollen in der Regenzeit nicht gut reisen, und in den andern Jahrszeiten macht die Hize den Saft sauer; aus der Ursache findet man fast in keinem Lande innerhalb der Wendekreise guten Wein.

§. 5. Die Indier unternehmen fast keine Sache von Wichtigkeit ohne ein Gastmahl. Wenn sie mit den Spaniern oder einer Indischen Nation einen Krieg anfangen wollen: so werden ihre Anführer zu einer Berathschlagung geladen, die dann reichlich essen und trinken, ehe sie ihre Berathschlagungen anfangen. Vor einer grossen Jagd, die gemeiniglich einige Wochen dauert, geht ein gutes Trinkfest vorher. Bey Hochzeiten und andern freudigen Gelegenheiten haben sie ein Fest, wo sie 2 bis 3 Tage unaufhörlich trinken, bis alles Getränke verzehrt ist, und weil sie beym Trinken sehr zänkisch sind; so verwahrt der Herr des Hauses, wenn sie trunken werden, immer ihre Waffen, ohne welche sie nie bis zur nächsten Thüre gehen. Sie werden gewöhnlich so betrunken, daß sie auf keinem Bein stehn können; dann schlafen sie, bis sie wieder nüchtern sind, und gehen alsdann zu Hause.

Die Männer trinken bey der Mahlzeit sich einander zu, niemals aber den Weibern, die beständig bey ihren Männern stehn, ihnen aufwarten, so lange sie essen und trinken, und ihnen das Getränke reichen: auch zu Hause ißt das Weib nicht eher, als bis der Mann gegessen hat. Die Weiber aber bewirthen sich unter einander selbst, wobey sie so lustig als die Männer werden, und es mit einem

einem Räuschgen so genau nicht nehmen. Doch halten sie sich so lange nüchtern, bis ihre Männer zurück kommen; und sobald sie merken, daß solche betrunken sind, so nehmen sie sie auf, und werfen sie in die Hängematten. Beyde Geschlechter rauchen auch gerne Taback.

Ihre vornehmste Arbeit, oder vielmehr ihre ganze Beschäfftigung, ist, wie schon gemeldet worden, fischen, jagen und schiessen: auf die Art ernähren sie ihre Familie. Ein jeder zieht seinen Sohn hiezu auf, und sie sind in diesen Beschäfftigungen schon als Kinder so geschickt, daß ein Knabe von 8 Jahren, ein Rohr in einer Entfernung von 20 Yärds, mit einem Pfeile, den er von seinem Bogen abschießt, soll von einander spalten, und einem Vogel im Fluge treffen können. Doch die geschicktesten von allen mexicanischen Indiern sind die Mosqueto Indier, die in der Provinz Honduras wohnen. Sie sind lang, gut gebaut, stark, behende, haben ein langes Gesicht und ernsthaftes Ansehn, sind abgehärtet, und tragen dünnes schwarzes Haar. Dies Volk bewohnt die Seeküste und die Ufer der Flüsse, und ist gleichsam dazu gebohren, die Lanze, Harpunen und Wurfspieße zu gebrauchen. Sie gehn von Jugend auf mit dem Bogen um, und wissen einen auf sie geworfenen Pfeil mit einem Rohr, das nicht dicker als ein Feuerrohr ist, sehr geschickt auszupariren. Ihre vornehmste Beschäfftigung besteht darinnen, daß sie Seethiere, besonders Manati und Schildkröten tödten. Wenn englische Seeräuber an der mexicanischen

nischen Küsten kreuzen: so haben sie gewöhnlich einen oder zween von diesen Mosqueto's bey sich, die diese Thiere fangen: und diese fangen so viel, als auf Einem Schiffe 100 Mann brauchen. Durch ihre Dienste bey den Engelländern lernen sie den Gebrauch des Feuergewehrs, und werden auch sehr gute Schüzen. Sie sind auch im Treffen sehr brav, und fliehen nie, wenn sie nur von ihrer Parthey gehörig unterstüzt werden.

Um zu den Indiern überhaupt zurück zu kommen, so haben diese ihre eigene Tänze und Musik, falls man hölzerne Trommeln, und eine Art von Pfeifen, aus spanischem Rohr oder Schilfrohr, die dem europäischen Ohr sehr beschwerlich werden, so nennen darf. Sie lieben alles, was nur ein Geräusch macht, der Schall mag auch noch so unangenehm seyn; und wenn sie tanzen, so singen sie etwas einem melodischen Gesange ähnliches: aber eigentliche Lieder oder Balladen scheinen sie nicht zu haben. Sie tanzen 30 bis 40 Personen in einem Kreise, strecken die Hände aus, und legen sie sich wechselsweise auf die Schultern, stampfen mit den Füssen, springen, und machen die possirlichsten Figuren einige Stunden zusammen, bis sie herzlich müde sind. Zuweilen begeben sich eine oder zwo Personen von der Gesellschaft aus dem Kreis, um die übrigen durch Proben ihrer Geschwindigkeit und Geschicklichkeit zu unterhalten: sie werfen ihre Lanzen in die Höhe, fangen sie wieder, beugen sich zurück, und springen dann sehr flink wieder vorwärts.

Foldout

Foldout

# III. Buch.

# Spanisches Südamerika.

## Capitel 8.

### Von Terra-Firma oder Neukastilien.

### Erster Abschnitt.

Lage, Grösse und Eintheilung von Terra-Firma. Lage, Grösse, Flüsse, Gestalt des Landes und Clima von dem eigentlichen Terra-Firma. Von den Städten Porto-Bello und Panama. Perlenfischerey bey der leztern Stadt. Schottische Kolonie an der Küste von Darien.

§. 1.

Die Provinz Terra-Firma oder Neukastilien ist ein sehr grosses Land. Ihre Gränzen sind: in *N.* und *O.* die Nordsee, in *S.* ein Theil von Guiana, und dem Amazonen-Lande; und in *W.* die Südsee, wo sie auch der Isthmus von Darien von Mexico trennt. Ihre größte Länge von der Südsee bis zur Mündung des Oroonoko-Flusses beträgt auf 1300 Meilen, und die größte Breite ohngefähr 750 Meilen, an andern Stellen aber zwängt sie der Oroonoko-Fluß mehr ein, so daß sie kaum halb so breit, und bey der Mündung des Flusses nicht über 180 Meilen breit ist. Es erstreckt sich dies Land vom

Aequa-

Aequator bis zum 12° 30′ Nördl. Breite, und vom 62° bis 83′ Westl. Länge.

Terra Firma wird in folgende Districte oder Gouvernementer abgetheilt: den Isthmus von Darien oder das eigentliche Terra-Firma, Carthagena; Santa Martha; Rio de la Hacha; Venezuela; Neu-Granada; Neu-Andalusien; und die Provinz Popayan.

Das nördlichste aller dieser Länder ist das zwischen den Darienschen und Mexicanischen Meerbusen, längs der Küste der Süd- und Nord-See; man unterscheidet es auch durch den Namen des Isthmus von Darien, und bey einigen Schriftstellern heißt es der Isthmus von Panama. Es scheidet Nord- und Süd-Amerika, und erstreckt sich zwischen dem 8° und 10° N. Breite, und 78°-87° Westl. Länge, in Gestalt eines halben Mondes rund um die Bay von Panama herum, und ist etwa 300 Meilen lang und 60 Meilen breit von der Nordsee bis zum stillen Meere. Seine Gränzen sind: in *O* der Fluß und Meerbusen von Darien, der es von Carthagena trennt; in *S* die Provinz Popayan nnd das Stille Meer oder die Südsee; und im *W* das nämliche Meer und Veragua.

Die Oberfläche des Landes ist sich fast überall gleich; und hat abwechselnde Hügel und Thäler von verschiedner Höhe, Tiefe, und Grösse. In die Thäler ergiessen sich Flüsse, Bäche, und immerfliessende Quellen, wovon einige in die Nordsee, und andere in die Südsee fallen.

Die

Die mehrsten entspringen aus einer Reihe von Hügeln, die höher als die übrigen sind, und längs der Landenge mit der Küste parallel und meistens nahe an der Nordsee, hinlaufen, von der sie selten über 10 bis 15 Meilen ab sind. An der Nordseite dieser Berg-Kette, die eine Fortsezung der Anden ist, sind ganz und gar keine Hügel, auch nicht einmal kleine Abhänge. Dieser Theil des Landes ist allenthalben so mit Gehölze bedeckt, daß es gleichsam Ein fortgesezter Wald ist: auch läuft die Reihe von Hügeln nicht ununterbrochen fort, sondern sie sind von einander getrennt, und haben folglich große Thäler, die sie von einander scheiden, und ihre Länge vergrössern, wovon einige so tief sind, daß Flüsse dadurch laufen.

§. 2. Einige von den Flüssen, die dieses Land bewässern, sind sehr groß, aber nur wenige schiffbar. An der nördlichen Küste sind sie mehrentheils klein: denn da sie meist von der Berg-Kette, die nahe an der Küste liegt, entspringen; so haben sie nur einen kurzen Lauf. Der Fluß Darien, von dem die Landenge ihren Namen haben soll, ist wirklich ein sehr grosser Fluß; seine Tiefe hat aber nicht das gehörige Verhältniß zur Breite an der Mündung. Auch der Fluß Chagre ist sehr beträchtlich: denn ob er gleich von der nämlichen Berg-Kette entspringt; so nimmt er doch einen langen krummen Lauf von dem S und Östlichen Theile des Isthmus. Auch der Fluß Conception ist beträchtlich. Alle diese drey Flüsse fallen in die Nordsee. In die Süd-

see ergiessen sich die Flüsse Santa Maria, Congo, und Cheapo.

Im Chagre-Fluß erzeugt sich eine grosse Menge Alligatorn; und alle nah gelegene Gehölze und Waldungen sind voll von wilden Thieren, vorzüglich verschiedenen Arten Meerkazen von allerhand Farbe, schwarzen, braunen und röthlichten; auch von allerhand Grösse, einige sind eine Elle, andere eine halbe Elle, andere kaum 1 Fuß lang. Das Fleisch von allen diesen Arten lieben die Negern sehr, vorzüglich das von den rothen. Doch sagt der gelehrte Don Antonio Ulloa, so schmackhaft auch ihr Fleisch sey mag, so muß einem doch ihr blosses Ansehn allen Appetit benehmen: denn wenn die Thiere getödtet, und, um die Haare wegzukriegen, gebrühet worden sind, wenn die Hize die Haut zusammen gezogen hat, und ihr Gesicht völlig rein und weiß ist: so sehen sie natürlich wie ein 2 oder 3 jähriges Kind aus, wenn es schreit. Aber die Noth um Lebensmittel in vielen Gegenden von Amerika macht, daß ihr Fleisch sehr geschäzt wird; und nicht allein die Negern, sondern auch die Creolen, und selbst die Europäer, machen sich kein Gewissen daraus, es zu essen.

Nichts kann die vortrefliche Aussicht, die dieses Land darbietet, übertreffen. Die fruchtbarste Einbildungskraft eines Malers kann nie die Pracht der Landschaften erreichen, die hier die Natur gemalet hat. Die Wälder, die die Ebenen beschatten, und sich bis an die Flüsse ausbreiten, die verschiedenen Größen der Bäume,

die

die die Hügel bedecken; das Gewebe ihrer Blätter; die Gestalt ihrer Früchte, und ihre mannichfaltigen Farben, geben den reizendsten Anblick, den die unendliche Verschiedenheit von Geschöpfen, die sich darinn aufhalten, noch sehr erhöht. Die vielen Arten Meerkazen springen Truppweise von einem Baume zum andern, und hängen an deren Zweigen herunter; in andern Gegenden hängen sich, um durch einen Fluß zu schwimmen, 6, 8, oder mehrere dieser Thiere nebst den Weibgen, die ihre Jungen auf den Schultern tragen, an einander, nehmen sonderbare Stellungen an, und machen tausend Grimassen: wer das nie selbst gesehn hat, kann es kaum glauben. Aber noch weit mehr Bewunderung muß die Betrachtung der Vögel dieses Landes erregen. Diese scheinen, bey ihrer grossen Menge, an den Ufern dieser Flüsse gebohren zu seyn, und sind wegen der Verschiedenheit und Schönheit ihres Gefieders dem Auge überaus angenehm. Es giebt hier verschiedene Arten Papageyen (*parrots* und *parroqueets*,) Wasserraben, Tulcan, Gallinazo, wilde und Königs-Fasanen, Turteltauben, Reiger, und viele andere Vögel.

§. 3. Das Wetter ist hier mehrentheils so, wie in andern Gegenden im heissen Erdgürtel, doch hat es fast noch mehr Neigung zur Nässe. Das Regenwetter nimmt im April oder May seinen Anfang, und hält den Jun. Jul. und August sehr heftig an: zu der Zeit ist es sehr heiß, wenn die Sonne einmal durch die Wolken bricht; und die Hize würde brennend seyn, wenn

nicht

nicht kühle Seeluft dieselbe mäßigte. Gegen den September werden die Regengüsse gelinder; aber erst etwa im November, December, oder im Anfang des Januars hören sie ganz auf, so daß die Regenzeit $\frac{2}{3}$ des ganzen Jahrs dauert. Im Anfange kommt nur Ein Regenguß des Tags, so wie unsere schnellen Regen Schauer in April: mit der Zeit fällt schon alle Stunden ein solcher Regen; der oft von heftigen Donner und Bliz begleitet wird, wobey die Luft häufig einen schwachen schwefelartigen Geruch hat, wenn sie in den Waldungen eingesperrt ist. Auf dies veränderliche Wetter folgt dann auf einen Monat oder 6 Wochen ein viele Tage und Nächte in einem anhaltender Regen, ohne Donner und Bliz, der aber, weil er so lang anhält, ungemein heftig ist. Doch treten, selbst in der nässesten Jahrszeit, mit unter einige helle Tage, blos mit Wirbelwinden oder Donnerwettern, ein; und dies dauret manchmal eine ganze Woche durch. Diese Wetter-Schauer erregen gewöhnlich einen merklichen Wind vermittelst der Wolken, die die Atmosphäre drücken, welcher Wind die Hize mässigt, und sehr erfrischt, aber auch die Bäume in den Wäldern erschüttert, daß von ihrem Laube die Tropfen herabfallen, welches Träufeln so stark als der Regen selbst ist. Wenn der Regen vorbey ist: so hört man das Quacken der Frösche und Kröten und das Sumsen der Muskiten, die vorzüglich die niedrigen feuchten Gegenden nahe an den Flüssen beläftigen. Die Fluthen, die bey dieser Regenzeit entstanden sind,

reissen

reissen oft Bäume nieder, so daß diese oft die Flüsse aufhalten, bis sie durch eine andere Fluth wieder weggeräumt werden.

Im Innern des Landes ist der Boden überhaupt sehr gut, und besteht größtentheils aus einer schwarzen fruchtbaren moderigten Erde. Die Hügel sind allenthalben bis an die Spize fruchtbar, doch fruchtbarer nahe an der Erde; und selbst die Spizen der grossen Berg-Reihe bringen häufig fruchtbare Bäume hervor. Es scheint wirklich, daß in diesem Boden alle Pflanzen, die diesem Clima eigen sind, wachsen können. Aber die Bäume auf der Spize und den Seiten der Gebirge im Innern des Landes sind von denen an der Küste sehr verschieden. Die Gehölze auf den Gebirgen machen einen grossen Wald von Zimmerholz, oder lustige Haine von mehreren Arten Bäumen aus: alle sind sehr hoch, und mit wenigem oder gar keinem kleinen Holze vermischt, und stehen so weit auseinander, daß ein Pferd eine grosse Strecke zwischen selbige in Galopp durchlaufen, und ihnen leicht ausweichen kann: ihre Gipfel sind meist sehr groß und ausgebreitet, und wahrscheinlich verhindert ihr Schatten, und das Abträufeln des Regens, daß auf dem fruchtbaren Boden zwischen ihnen sonst nichts wächst; denn auf dem freyen Felde oder wo der Boden gebaut ist, wachsen kleinere Pflanzen in Menge. An der Seeküste hingegen, wo der Boden oft sumpfigt ist, und oft überschwemmt wird, vorzüglich nahe an den Mündungen der Flüsse, sind die Bäume nicht schlank,

sondern büschigt, und bestehn aus Eibisch (*mangroves*, Hibiscus L.) Brombeersträucher Bambus u. s. w., die aber keinen Wald ausmachen, sondern in ein fortlaufendes Dickigt wachsen.

Die Bäume, die auf dem Isthmus wachsen, sind fast die nämlichen, die in Mexico sind, welches auch von den Thieren gilt.

§. 4. Die vornehmsten Städte dieser Provinz sind Porto Bello und Panama.

Die Stadt St. Philipp de Porto Bello liegt unter 9° 34′ 35″ N. Breite, und 82° 5′ Westl. Länge von Londen; an dem Abhange eines Berges, der den ganzen Hafen umgiebt. Die mehrsten Häuser sind von Holz gebaut; bey einigen ist das erste Stockwerk von Steinen, und der übrige Theil von Holz. Die Anzahl aller Häuser beläuft sich nur auf etwa 130. Die mehrsten sind doch groß und geräumig. Die Stadt hat eine Hauptstraße längs dem Strande; andere kleinere durchkreuzen diese, und laufen vom Abhange des Berges bis an die Küste. Es sind auch einige kleinere engere Gäßgen, die mit der Hauptstrasse einerley Richtung haben, wo es der Boden zuläßt. Hier sind auch zwey grosse Marktpläze: einer dem Zollhause gegen über, das von Stein ist, neben dem Kay, der andere aber der grossen Kirche gegen über, die gleichfalls von Steinen gebaut, groß und artig ausgeziert ist. Ausser dieser Kirche giebt es noch zwo andere, wovon die eine *Nuestra Signora de la Merced* heißt, die auch ein Kloster vom nämlichen Orden hat, die doch beyde, sowohl diese Kirche als das Closter, elend und baufällig sind; die andere St. Juan de Dios, ein kleines Gebäude, in eben so schlechten Umständen, wie jene.

Im

Im östlichen Theile der Stadt ist ein Quartier, Guinea genannt, wo die Negern beyderley Geschlechts, sie mögen Sclaven oder freye seyn, ihre Wohnungen haben. Dies Revier ist weit volkreicher zu der Zeit, da die Gallionen hier sind. Die Mulatten und andere arme Familien begeben sich auch entweder nach Guinea, oder in die nahe dabey erbaueten Hütten, oder in die, so bey der Gelegenheit aufgeführt werden. Auch eine grosse Anzahl Künstler von Panama, die Haufenweise nach Porto Bello ziehen, um da zu arbeiten, wohnen in diesem Theil der Stadt, weil es wohlfeil ist. Nach der See zu ist zwischen der Stadt und dem Castel Gloria eine weite Gegend, wo Baracken errichtet sind, die voll von Schiffsvolk sind, das hier Confituren und andere Eßwaaren, die aus Spanien kommen, feil hat. Nach geendigter Messe aber gehn die Schiffe in See, alle diese Gebäude werden niedergerissen, und in der Stadt herrscht die vorige Stille wieder.

Der Name dieses Hafens Porto Bello, oder der schöne Hafen, zeigt an, daß er für alle Schiffe bequem ist: und obgleich der Eingang sehr breit ist, so wird er doch vom Fort St. Philipp hinreichend beschüzt. An der Südseite des Hafens, dem Anker-Plaze gegen über, liegt ein grosses Castel, *Sant-Jago de la Gloria*, an dessen Ost-Seite in einer Entfernung von 200 Ellen die Stadt ihren Anfang nimmt: doch läuft vor selbiger eine kleine Landspize bis in den Hafen hinein, worauf das kleine Fort St. Jerom stehet. Alles dieses ward im J. 1739 vom Admiral Vernon durch nur 6 Schiffe, die er commandirte, geschleift. Unter den Bergen, die den ganzen Hafen einschliessen, ist einer, am äußersten Ende des Hafens, wegen seiner vorzüglichern Höhe merkwürdig. Seine Spize ist beständig mit so dicken und dunkeln Wolken bedeckt, als man in dieser Atmosphäre selten sieht: werden diese dicker, und schwärzer, und senken sich tiefer, als sie gewöhnlich stehen, so ist dieß ein sicheres Zeiches eines Ungewitters; so wie hingegen

gegen ihre Klarheit und Erhebung gewiß eintretendes helles Wetter verkündigt. Und diese Veränderungen erfolgen sehr oft und plözlich.

Die Stadt steht unter der Gerichtsbarkeit eines Statthalters, der den Titel als Generallieutenant hat: er ist gewöhnlich eine Militairperson, und unter ihm stehen die Commendanten der Festungen, die den Hafen commandiren. Dies macht sein ganzes Gebiete aus: denn das benachbarte Land ist voller Gebirge, die mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind.

Das Clima in Porto Bello ist über die Massen unangenehm. Die Hize ist äusserst heftig, und wird noch durch die Lage der Stadt vermehrt, die mit hohen Bergen so umgeben ist, daß kein Zwischenraum da ist, der kühlende Winde in die Stadt liesse. Die Bäume stehen auf diesen Bergen so dichte, daß sie die Sonnenstrahlen auffangen, und sie folglich hindern, die Erde unter ihren Zweigen auszutrocknen; dadurch entstehn dann häufige Ausdünstungen der Erde, die sich in grosse Wolken sammlen, und in starken Regengüssen, auf die Erde fallen. Diese sind kaum vorüber, so bricht die Sonne wieder hervor, und scheint in ihrem vorigen Glanze; kaum aber hat sie die Oberfläche des Bodens, der nicht von Bäumen beschattet wird, trocken gemacht, so wird sie wieder von Wolken verdeckt, und es erfolgen neue Regengüsse. Diese Regenfluthen, die wegen ihrer Geschwindigkeit und Heftigkeit eine zwote Sündfluth zu drohen scheinen, werden mit so heftigen Donnern und Blizen begleitet, daß auch der entschlossenste Ausländer erschrickt: und dies schreckenvolle Getöse wird um so viel fürchterlicher durch den Wiederschall in den Höhlen der Gebirge, und durch das Geheule und Geschrey der in den Wäldern sich aufhaltenden Meerkazen. Aber, was noch weit schlimmer ist: so ist die Luft so ungesund, daß die Gallionen und andere europäische Schiffe, die sich hier einige Zeit aufhalten, selten absegeln, ohne die Hälfte

te oder wenigstens ein Drittel ihrer Mannschaft begraben zu haben. Daher nennt man es das Grab der Spanier. Man versichert in der Stadt allgemein, daß Thiere, die aus andern Himmelsstrichen nach Porto Bello gebracht werden, sogleich aufhören sich fortzupflanzen; so daß Hüner, die von Panama oder Carthagena hieher kommen, unmittelbar nach ihrer Ankunft keine Eyer mehr legen. Das Hornvieh, das man von Panama hieher bringt, verliert, wenn es eine kurze Zeit hier gewesen, das Fleisch so sehr, daß man es nicht mehr essen kann, ob es gleich Ueberfluß an Weide hat; und, daß Pferde und Esel hier niemals werfen, ist ganz gewiß.

Die Zahl der Einwohner ist wegen des schlechten Clima's sehr unbeträchtlich. Der größte Theil besteht aus Negern und Mulatten, und es sind kaum 30 Familien Weise: denn es hält sich keiner zu Porto Bello auf, als den ein Amt dazu zwingt: wie der Gouverneur, die Commendanten der Fort's, die Civilbedienten der Krone, und die Officiers und Soldaten der Garnison.

Lebensmittel sind selten, folglich theuer; vorzüglich alsdann, wenn sich die Gallionen hier aufhalten, und während der Messe, wo dann Zufuhr aus Carthagena und Panama geschehn muß. Von ersterem Orte wird Mais, Reis, Cassave-Brod, Schweine, Federvieh und Wurzeln, herbey geführt; von lezterem Hornvieh. Das einzige, was hier in Ueberfluß ist, sind Fische, die von verschiedener Art, und sehr gut sind. Die umliegenden Gegenden bringen viel Zuckerrohr hervor, und sie machen Zucker, Molasses und Rum.

Die Schlangen sind hier überaus zahlreich, und die Kröten gar unzählich; leztere halten sich hier nicht blos in feuchten sumpfigten Gegenden wie in andern Ländern, sondern selbst auf den Strassen, den Höfen bey den Häusern, und überhaupt an allen offenen Plätzen, auf. Wenn es in der Nacht geregnet

net hat: so sind des Morgens alle Strassen und Märkte damit bedeckt; so daß man keinen Schritt thun kann, ohne auf sie zu treten, wofür man zuweilen empfindlich gebissen wird; denn man fühlt, da sie groß sind, ihre Zähne stark genug, ohne einmal an ihr Gift zu gedenken. Sie sind, im Durchschnitt grrechnet, etwa 6 Zoll lang. Nichts abscheulicheres läßt sich denken, als ihr Quacken bey Nacht an allen Orten der Stadt, im Gehölze und in den Hölen der Berge.

Da die Waldungen fast nahe an die Häuser stossen: so kommen in der Nacht oft Tyger in die Strassen, und rauben Federvieh, Hunde, und andere Hausthiere, ja zuweilen auch Kinder. Ausserdem, daß man ihnen gewöhnlich Schlingen legt, sind auch die Negern und Mulatten, die in den Wäldern Holz fällen, sehr geschickt, mit ihnen anzubinden; ja einige suchen sie sogar in ihren Hölen auf. Ihre Waffen sind eine zwo oder drey Ellen lange Lanze, die aus starkem Holz gemacht, und deren Spize in Feuer gehärtet ist, und ein grosser Säbel. So bewaffnet stehen sie, bis der Tiger auf ihren linken Arm, der mit einem kurzen Stück grobes wollenen Zeuges bewickelt ist, und mit dem sie die Lanze halten, losgeht. Zuweilen scheint es, daß der Tyger das Treffen zu vermeiden suche; dann aber reizt ihn sein Gegner durch einen verächtlichen Schlag mit dem Speere: kaum fühlt er diesen, so greift er mit der einen Klaue nach den Spieß, und schlägt mit der andern nach dem Arme, der die Lanze hält; der Neger giebt ihm jezt geschwinde einen Hieb mit dem in der andern Hand verborgen gehaltenen Säbel, und zerschneidet ihm die Kniescheibe, worauf er sich alsbald voll Wuth zurückzieht. Indem er wieder anbinden will, bekommt er einen zweeten solchen Streich, daß er seiner gefährlichsten Waffen beraubt, und ausser Stand gesezt wird, sich zu bewegen. Dann tödtet ihn der Neger nach seiner Bequemlichkeit, zieht die Haut ab, schneidet den Kopf, die Vor-

der-

der- und Hinterfüsse ab, und kehrt mit diesen Siegs-Zeichen in die Stadt zurück.

Diese wegen ihrer ungesunden Luft so wenig bewohnte Stadt Porto-Bello wird bey der Ankunft der Gallionen eine der volkreichsten Städte in Südamerika; denn ihre Lage auf dem Isthmus zwischen der Nord- und Südsee, der gute Hafen, und die kleine Entfernung von Panama, machen diese Stadt vorzüglich zum Sammelplaze des vereinten Commerzes von Spanien und Peru geschickt.

Die Einwohner von Carthagena erhalten die Nachricht, daß die Flotte von Peru und Panama ausgeladen hat, nicht eher, als bis die Gallionen nach Porto Bello seegeln: worauf denn sogleich ein solcher Zusammenfluß von Volk entsteht, daß die Miethe für eine mittelmäßige Stube mit einem Cabinette für die Meßzeit auf tausend Kronen steigt, und man einige grosse Häuser für 4, 5 bis 6000 Kronen für diese Zeit vermiethet.

Kaum haben sich die Schiffe im Hafen vor Anker gelegt, so wird auf dem Markt ein Zelt von den Schiffssegeln aufgeschlagen, um die Schiffsladung in Empfang zu nehmen; und dahin zieht das Volk eines jeden Schiffs die Waaren auf Schleifen. Unterdessen da die Schiffsleute, und die europäischen Kaufleute so beschäfftigt sind, kommen grosse Heerden Maulesel von Panama, jede von ohngefähr 100 Stück an, die mit Kisten voll Gold und Silber für Rechnung der Kaufleute von Peru beladen sind. Einige werden bey der Börse, andre mitten auf dem Markte abgeladen; und der Eilfertigkeit und Verwirrung so vieles Volkes ohngeachtet, hat man noch nie von Diebstahl, Verlust, oder Unordnung gehört. Wer diesen Ort zur einsamen Zeit gesehn hat, da er arm ist, und überall eine anhaltende Stille herrscht, weil alles einen melancholischen Anblick giebt: der muß über die plözliche Veränderung in Erstaunen gerathen, wenn er jezt das Getümmel des Volks, alle Häuser voll Menschen, den Markt und die

Straf-

Strassen mit Waaren und Kisten voll Gold und Silber bedeckt, und den Hafen voll Schiffe und kleiner Fahrzeuge steht. Kurz, diese verlassene Stadt wird die Niederlage aller Reichthümer der alten und neuen Welt.

Wenn die Schiffe ausgeladen haben, und die Kaufleute von Peru, und der Präsident von Panama angekommen sind: so hält man Berathschlagung wegen der Messe, und die Deputirten der verschiedenen Partheyen gehen an Bord des Commodore der Gallionen, wo in Gegenwart des Commodore und des Präsidenten von Panama, des erstern als Patrons der Europäer, und des lezteren als Patrons der Peruaner, der Preis aller Waaren festgesezt wird. Und nachdem alle Präliminarien in drey oder vier Versammlungen ausgemacht sind: so werden die Contracte unterzeichnet und bekannt gemacht, damit sich ein jeder nach selbigem beym Verkauf der Waaren richten könne. Auf diese Art wird allem Betruge vorgebaut. Den Kauf und Verkauf, wie auch den Geldwechsel verrichten Mäckler aus Spanien und Peru. Hierauf fängt jeder an, seine Güter in Ordnung zu bringen: die Spanischen Mäckler bringen ihre Kasten mit Geld zu Schiffe, und die von Peru schicken ihre gekauften Waaren in kleinen Fahrzeuzeugen, die man Chatas und Bongos nennt, auf dem Flusse Chagre weg. Und so endigt sich die Messe von Porto Bello.

Was die Geschichte dieser Stadt anlangt, so giebt es wohl wenig Orte, die mehr Unglück ausgestanden haben. Im J. 1595 ward sie von Sir Franz Drake weggenommen und gebrandschazt, und 1601 durch Capitain Parker überrumpelt; 1699 nahm sie Capitain Morgan, 1678 Capitain Croxon, nnd 1739 Admiral Vernon, ein.

Panama, der wichtigste Ort in der Provinz, liegt auf der Küste der Südsee, unter 8° 57′ 48″ Nördl. Breite. Wegen der Länge giebt es Varianten; kein Astronom war seit langer Zeit fähig, sie

aus

aus Beobachtungen, die auf der Stelle gemacht waren, zu bestimmen; so daß es lange ungewiß war, ob die Stadt östlich oder westlich von Porto Bello läge. Endlich hat Don Antonio Ulloa mit vieler Genauigkeit den Streit entschieden, und erwiesen, daß sie 30' westwärts von Porto-Bello liege. Die Häuser sind größtentheils von Steinen, aber nur ein Stockwerk hoch; doch haben sie wegen der Symmetrie der Fenster ein artiges Ansehen. Ausserhalb der Wälle der Stadt, liegt eine offene Vorstadt die größer als die Stadt selbst ist, und Häuser von den nämlichen Materialien, und einerley Bauart hat. Die Verzierungen der Privathäuser sind nett, aber nicht kostbar; und wenn gleich hier keine so unermeßlich reiche Leute, wie in einigen andern amerikanischen Städten gefunden werden; so hat die Stadt doch einige reiche Einwohner, und alle übrigen haben ihr Auskommen.

Diese Stadt hatte im J. 1670 das Unglück, daß sie von John Morgan, einem englischen Buckanier geplündert und verbrannt ward. Dieser hatte vorher Porto Bello und Maracaybo weggenommen, und wie er sich nachher auf die Insel begab, streute er allenthalben aus; daß er auf Panama losgehn wollte; weswegen sich viele Abenteurer zu ihm sammleten. Zuerst seegelte er den Chagre-Fluß hinauf, sezte einige Truppen ans Land, und beschoß aus seinen Schiffen das Castel; als er aber schon sich zurückziehn wollte, weil viele seiner Leute bey dem Fort getödtet oder verwundet waren, so trat zu seinem Glücke ein ausserordentlicher Zufall ein. Ein Indier schoß nämlich seinen Pfeil einem von Morgans Gefährten ins Auge; dieser wie rasend über die Schmerzen, zog den Pfeil mit ausserordentlicher Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes aus der Wunde, umwickelte das eine Ende desselben mit Baumwolle oder Werg, lud ihn in seine schon geladene Muskete, und schoß ihn auf das Fort, wo die Dächer der Häuser von Stroh, und die Wände von Holz waren. Diese

geriethen sogleich von dem auf ein Dach gefallenen Pfeil in Brand; die Belagerten, die mit der Vertheidigung des Castels eifrig beschäfftigt waren, bemerkten dieses nicht gleich anfänglich: bald aber belehrte sie der Rauch und die Flamme, daß das Fort und das Pulvermagazin nächstens auffliegen würden. Dieser unerwartete Zufall verbreitete Schrecken und Verwirrung über sie. Alle Soldaten dachten nur an ihre Rettung, und verliessen die Festungswerke, um einer doppelten Gefahr, entweder zu verbrennen, oder in die Luft gesprengt zu werden, zu entgehn. Nur der Commendant war entschlossen, alles zu thun, was in seinen Kräften war: er vertheidigte noch mit 16 bis 20 Soldaten die Festung, bis auch er umkam. So erhielt Morgan die Festung, die sogleich in die Asche gelegt wurde.

Nachdem er diese Schwierigkeit überwunden hatte: seegelte er mit einem grossen Theil seiner Leute den Fluß in Böten hinauf, und ließ die Schiffe vor Anker liegen, sezte seine Truppen ans Land, und marschirte nach Panama. Auf der Sabana, einer geräumigen Ebene vor der Stadt, hatte er verschiedene Scharmüzel, bey denen er doch immer die Oberhand behielt; so daß er sich der Stadt bemeisterte. Aber er fand sie ganz verlassen, weil die Einwohner, da sie die Niederlage der ihrigen sahen, in die Wälder geflüchtet waren. Nun plünderte er nach Gefallen die Stadt; und nachdem er sich einige Tage hier aufgehalten hatte, versprach er, gegen ein beträchtliches Lösegeld, den Gebäuden keinen Schaden zuzufügen. Allein gleich nachdem die Summe bezahlt war, gerieth die Stadt von ohngefähr in Brand. Dies Unglück machte es nothwendig, daß die Stadt von neuen erbaut wurde; und so erhielt sie ihre gegenwärtige Lage, die $1\frac{1}{2}$ Seemeilen von der vorigen Stelle entfernt, und weit bequemer ist.

In der Stadt ist ein Tribunal oder eine Königliche Audienz, worinn der Gouverneur von Panama

den

den Vorsiz hat, und mit dieser Stelle ist die eines Capitaine-Generals von Terra-Firma verbunden. Die Stadt hat auch einen Inquisitionshof, eine Domkirche und ein Capitel, das aus einem Bischof und einer Anzahl von Domherrn besteht. Die Domkirche und Klöster sind von Steinen, leztere gehören den Dominicanern, Franziscanern, Augustinern, und den Vätern der Barmherzigkeit. Ferner ist hier ein Jesuiter-Collegium, ein Nonnenkloster vom Orden der heiligen Clara, und ein Hospital St. Juan de Dios.

Den Hafen formiren verschiedene Inseln auf der Rhede, wo die Schiffe sehr sicher liegen. Auf dem Grunde des Meers, giebt es eine grosse Menge Perlen; und die Austern, worinn man sie findet, sind überaus delikat. Diese Fischerey ist den Bewohnern aller dieser Inseln überaus einträglich: wir wollen sie bey Gelegenheit des Handels von Panama, besonders beschreiben.

Die Einwohner sind sparsam, unternehmend, hinterlistig, und lassen sich durch nichts aufhalten, wenn sie einen Vortheil erhaschen können. Eben der Eigennuz und die Sparsamkeit herrscht auch unter den Weibern, die, wenn sie ausgehn, die Kleidung der Weiber in Peru zu tragen anfangen, die blos aus einem langen und kurzen Rock (*gowy* und *petticoat*) bestehn, die beynahe denen ähnlich sind, die in Spanien getragen werden: zu Hause aber, bey Besuchen und einigen besondern Ceremonien, macht ihr Hemd die einzige Kleidung nach oben zu aus. Die Ermel sind sehr lang, weit, und am Gelenke der Hand, ganz offen; und diese, und der Busen sind mit sehr feinen Spizen geziert, die den vornehmsten Puz der Damen von Panama ausmachen. Sie tragen Gürtel, und 5 bis 6 Reihen kleiner Kugeln am Halse; einige tragen sie in Gold gefaßt, andere von Korallen mit untermischten kleinen Goldstückchen, und andere weniger kostbar, alle aber von verschiedener Grösse. Ausserdem haben sie eine, zwo oder drey

goldene

goldene Ketten, woran Reliquien hängen. Um die Arme tragen sie Armbänder von Gold und Tombak, auch Schnüre von Perlen, Korallen und gläsernen Knöpfgen. Ihr kurzer Rock reicht von der Mitte des Leibes bis auf die Wade; und von da bis ein wenig über den Knöchel am Fuß, hängt eine breite Borte vom Unterrock herab.

Der Boden des benachbarten Landes ist völlig der Natur überlassen; es ist auch nicht die geringste Spur von einem ehemaligen Anbaue da: daher müssen die Einwohner alles durch Zufuhr von der Küste von Peru oder von entfernten Gegenden ihrer eignen Provinz erhalten: und die Schiffe von Peru sind beständig mit der Ausfuhr der Güter und Lebensmittel aus dem Lande, so wie die Küsten-Barken mit der Zufuhr der Producte der verschiedenen Gegenden, ihres eigenen Landes, beschäfftiget. Daher wird Panama mit dem besten Weizen, Mais, Horn- und Federvieh in Ueberfluß versorgt, und die Einwohner sind nicht so mager und blaß, als die zu Carthagena und Porto Bello.

Was von dem Handel in Porto-Bello, so lange die Gallionen da sind, gesagt ist; eben das kann man sich bey der Gelegenheit in Panama gedenken. Diese Stadt ist die erste, wo die Schäze von Peru ans Land gebracht werden, und gleichsam die Niederlage der Waaren, die den Fluß Chagre hinauf gehen. Dieser Commerz ist den Einwohnern überaus einträglich, sowohl wegen der Miethe für ihre Häuser, als auch wegen der Fracht für ihre Fahrzeuge, und des Miethlohns für ihre Maulesel und Negern. Auch wenn die Flotte nicht da ist, sind doch in der Stadt immer eine Menge Fremde: denn durch sie geht alles, was nach den Peruischen Häfen in die Südsee, und von da zurück nach Spanien geht. Hiezu kommt noch der beständige Handel, den die Schiffe von Peru mit den Waaren treiben, die sie bringen, als verschiedene Arten Mehl, Wein, Branntewein, Zucker, Oliven Oel, Talg, Leder, u. dgl.

Die

Die Schiffe von Guayaquil bringen Cacao und Fieberrinde. Die Küstenbarken, die öftere Reisen von den nahgelegenen Häfen machen, führen der Stadt Schweine, Federvieh, geräuchertes Rindfleisch, Schweine-Speck, Plantanen, Wurzeln und andere Nahrungsmittel zu. Die Theurung der Lebensmittel in der Stadt und ihrem Bezirke, die der Transport aus so entfernten Gegenden verursacht, wird reichlich durch die vielen und köstlichen Perlen ersezt, die in den Austern im Meerbusen der Stadt, vorzüglich in denen, die nahe bey den Inseln del Rey, Tabago, und andern, deren auf 43 sind, und die einen kleinen Archipel ausmachen, gefunden werden. Gegenwärtig sind sie in solcher Menge, daß wenig Leute von Vermögen nahe bey Panama seyn werden, die nicht einen Theil ihrer Sclaven zu dieser Fischerey gebrauchen sollten. Es geht dabey auf folgende Art zu.

Wer Negern hat, sucht solche aus, die sowohl im Schwimmen erfahren sind, als auch eine lange Zeit den Athem anhalten können. Diese schickt man unter dem Befehl eines Aufsehers auf die Inseln, wo Hütten zu ihrer Wohnung und Böte die 8, 10 bis 20 Neger fassen können, sind. In diesen Böten gehn sie an solche Stellen, wo sie wissen, daß Perlen gefunden werden, und wo das Wasser nicht über 12 bis 15 Klaftern tief ist. Hier gehn sie vor Anker: die Negern befestigen sich ein Seil um den Leib, und das andere Ende an die Seite des Bootes, und nehmen ein kleines Gewicht mit, um desto geschwinder zu sinken. So wie sie den Boden des Meeres erreichen, nehmen sie eine Auster auf, und stecken sie unter den linken Arm, eine zwote halten sie in der linken, und eine dritte in der

rechten Hand; mit diesen drey Austern, und oft noch mit einer vierten im Munde, gehn sie wieder in die Höhe um Athem zu holen, und legen sie in einen Sack. Wenn sie ausgeruht, und frische Luft geschöpft haben: so tauchen sie zum zweytenmale unter, und wiederholen dies so oft, bis sie ihr Tagewerk verrichtet haben, oder als es ihre Kräfte erlauben. Jeder Taucher muß seinem Herrn täglich eine gewisse bestimmte Anzahl Perlen liefern. Wenn sie nun die gehörige Anzahl Austern in ihrem Sacke haben; so fangen sie an, die Austern zu öffnen, und zählen die Perlen dem Aufseher zu, bis sie die bestimmte, gehörige Zahl haben. Es ist genug, wenn nur die Perle völlig reif ist; auf die Grösse wird gar nicht gesehen. Alle übrige Perlen, sie seyn auch noch so groß oder schön, sind ein Eigenthum des Negers, woran der Herr nicht den geringsten Anspruch hat: sie können sie verkaufen, wo sie wollen, doch kauft sie gewöhnlich der Herr um einen sehr hohen Preis. Aber jeden Tag können die Negern ihre Zahl nicht voll kriegen, und denn müssen sie die fehlenden von ihren eigenen zulegen.

Ausserdem, daß diese Fischerey sehr ermüdet, weil die Austern so fest an den Felsen hängen, sind die Negern auch nicht geringer Gefahr verschiedener Arten Fische wegen, die sie entweder verschlingen, oder sie durch ihre Schwere auf dem Boden zerschmettern. Diese Gefahr ist bey der Fischerey an der ganzen Küste: aber am häufigsten sind diese Fische, wo es am meisten Perlen giebt. Die Tintoreras und Taburones

die

die ungeheuer groß sind, fressen diese unglückliche Fischer; und die Mantas oder Guills drücken sie zu Tode. Lezterer schlägt seine Floßfedern um einen Menschen oder ein Thier, das er erreichen kann, und tödtet ihn unmittelbar durch diesen Druck. Er ist zwar ungeheuer groß, sonst aber von Gestalt einer Roche ähnlich.

Jeder Neger nimmt ein scharfes Messer mit, um sich wider diese Fische zu vertheidigen: und wenn einer ihn anfallen will, so schlägt er nach ihm, worauf der Fisch ihn sogleich verläßt. Die Aufseher sind gleichfalls sehr aufmerksam auf diese gefräßigen Thiere, und ziehn, wenn sie eins bemerken, das um den Leib des Negers befestigte Seil an, um ihn zu warnen: viele haben sich oft selbst ins Wasser gestürzt, wenn sie den Taucher in Gefahr gesehn haben, und sind, um ihn zu helfen, untergetaucht. Aber nur zu oft können sie mit aller ihrer Geschicklichkeit und Vorsicht nicht verhüten, daß nicht die Taucher verschlungen worden, oder doch einen Fuß oder Arm verlohren. Und alle Vorschläge, die man zur Abwendung dieser traurigen Zufälle gethan, sind bisher vergeblich gewesen.

Die hier gefischten Perlen haben größtentheils ein gutes Wasser, und einige sind wegen ihrer Gestalt und Grösse merkwürdig. Nur wenige werden nach Europa verschickt; der größte Theil kommt nach Lima, wo man sehr begierig nach selbigen ist, weil sie da nicht allein von Leuten vom Stande getragen, sondern auch von da ins Innere von Peru versandt werden.

§. 4. Ehe wir den Isthmus verlassen, müssen wir noch erzählen, daß nahe an der NWlichen Spize des Darjenischen Meerbusens, die Schotten im J. 1699 eine Kolonie anlegten, und eine Festung erbaueten, die sie Neu-Edinburg, das umliegende Land aber Neu-Caledonien, nannten. Verschiedene englische und hamburgische Kaufleute ließen sich sehr tief in dieses Unternehmen ein, und wurden nicht nur durch eine Acte vom schottischen Parlamente, sondern auch durch einen offenen Brief von K. Wilhelm III, unterstüzt. Das Land, was diese Kolonisten in Besiz nahmen, gehörte 8 indischen Fürsten, die damals in einen Krieg mit den Spaniern verwickelt waren, und die Schotten um so lieber aufnahmen, weil sie durch ihre Hülfe ihre Feinde besiegen zu können glaubten.

Eine Zeitlang war die neue Kolonie in einem ausnehmend blühenden Zustande; aber eben dieses Glück erregte bald den Neid der englischen Ostindischen Compagnie, und Beschwerden von Seiten des Madriter Hofes. Jene sah die Anlegung dieser Kolonie als eine Verlezung ihrer Privilegien, und lezterer als einen Bruch der Tractaten zwischen Spanien und Grosbritannien, an. Unglücklicher Weise mengte sich das englische Parlament ins Spiel, und überreichte dem König eine Addresse, um die Aufhebung des der schottischen Kolonie verliehenen Briefs. Die Schotten verfochten zwar ihre Rechte mit allen Gründen der Vernunft und Gerechtigkeit: aber ihre Feinde waren zu mächtig, und zum Unter-

gang

gang dieser werdenden Kolonie wurden alle Maasregeln genommen. Man vermochte die Hamburger ihre Subscriptionen zurück zu nehmen: die Kaufleute in London bedrohete man mit der Ungnade des Ministeriums; und den englischen Kolonien wurden Befehle zugesandt, diesen Kolonisten alle Lebensmittel und Hülfe zu versagen. Kurz, Partheygeist und Privatinteresse waren so mächtig, daß sie die Nation um die Vortheile einer der nüzlichsten Kolonien, die je entworfen worden, brachten. Ihren Nuzen würde man erst bey einem Bruche zwischen Spanien und Engelland völlig eingesehn haben: denn wäre die Kolonie im Besize des Isthmus geblieben, so hätten dann die Spanischen Schäze entweder in Amerika bleiben, oder den Engelländern in die Hände fallen müssen.

## Zweyter Abschnitt.

### Von Carthagena.

Lage, Grösse, Beschaffenheit des Landes, Pflanzen, Thiere und Clima dieses Gouvernements. Krankheiten der Einwohner. Besonders von der Stadt Carthagena, ihrem Handel und ihren Einkünften. Sitten und Gebräuchen der Einwohner.

§. 1. Die Gränzen des Gouvernements Carthagena sind: in *O.* der Santa Martha-Fluß, der es von der Provinz gleichen Namens trennt; in *S.* Popayan; in *W.* der Fluß und Meerbusen Darien; und in *NW.* und *N.* die Nordsee.

Das-

Das Land besteht aus Bergen und Thälern, die mit dicken grössern und kleinern Wäldern bedeckt sind. Man kann nicht ohne Bewunderung das mannichfaltige, beständig daurende Grün der hier wild wachsenden Bäume und Pflanzen ansehen; aber die Eingebohrnen bedienen sich dieser Vortheile wenig. Aus angebohrner Unempfindlichkeit und Trägheit denken sie nicht daran, die Geschenke der Natur zu benuzen, die sie hier verschwendrisch ausgetheilt zu haben scheint.

Wenn gleich Carthagena, seines Bodens wegen, nicht die mannichfaltigen europäischen Pflanzengrten hat: so hat es doch dagegen andere, die nicht zu verachten sind, und von den Einwohnern gerne gegessen werden. An diesen finden zwar die Europäer anfänglich nicht sogleich Geschmack; aber sie gewöhnen sich doch bald an dieselbe, so daß sie die ihrigen vergessen. So will die anhaltende Nässe und Hize dieses Clima's, die Cultur des Weizen, der Gerste und andrer europäischen Kornarten nicht gestatten: aber dagegen gedeihen Mais und Reis so vortrefflich, daß ein Scheffel Mais gewöhnlich 100 Scheffel bringt. Aus diesem Korne macht man Bollo, oder das in diesem Lande gewöhnliche Brod; damit füttert man auch die Schweine, und macht damit das Federvieh fett. Die Art, wie es gebacken wird, ist folgende. Man feuchtet das Korn an, und zermalmet es nachher zwischen zween Steinen, gießt es dann in grosse Zuber (*bins*) voll Wasser, bewegt und gießt es aus einem Gefässe ins andere, um es von den Hülsen zu reinigen, preßt

es

es dann in einen Teig, wickelt diesen in Plantanenblätter, kocht ihn in Wasser, und gebraucht ihn als Brod. Nach 24 Stunden aber wird es schon zähe, und bekommt einen unangenehmen Geschmack. Familien von Stande lassen es mit Milch kneten, und hiedurch wird es weit besser. Von dem feineren Mehl des Maizes machen sie auch verschiedene Arten von Gebackenen, und bereiten daraus allerhand Speisen, die sowohl schmackhaft als gesund sind. Sie haben auch Cassavebrod, das unter den Negern gemein ist.

Weizenbrod ist in der Stadt Carthagena nicht selten: weil aber das Mehl aus Spanien kommt, so ist es für das gemeine Volk zu kostbar, und wird also nur von den in Carthagena wohnenden Europäern, und einigen wenigen Creolen gegessen; und diese leztere gebrauchen es nur bey ihrer Chocolate und eingemachten Sachen. Bey allen andern Mahlzeiten ziehen sie gewöhnlich das Bollo dem Weizenbrode vor.

§. 2. Die in einander greifenden Zweige der Bäume, machen in diesem Lande gleichsam ein Dach, das weder Hize noch Licht durchläßt. Die Bäume sind nicht allein groß und hoch, sondern auch überaus mannichfaltig, und ganz von den europäischen verschieden. Die vornehmsten der Dicke nach sind der Acajou (*Anacardium* L.), die Ceder, der Maria- und der Balsambaum. Aus dem ersten werden die kleinen Fahrzeuge gemacht, die man zur Fischerey und zum Handel auf den Flüssen und an der Küste dieser Provinz

ge-

gebraucht; das Holz ist fest, wohlriechend und schön. Cedern giebt es hier zwo Arten, eine weisse, und eine röthlichte; leztere wird vorzüglich geschäzt. Der Maria- und Balsambaum geben nicht allein gutes Bauholz; sondern aus ihnen träufeln auch die vortreflichen Balsame, Marienöl und Balsam von Tolu genannt, lezterer von einem Flecken, in dessen Nachbarschaft er in der größten Menge, und von besonderer Güte gefunden wird.

Ausser diesen Bäumen findet man hier auch, Tamarinden, Mispel, Sapote (*Achras* L.), Papah (*Carcia* L.) Cassia, Palmen und Manchinelbäume (*Hippomane* mancinella L.). Die Palmbäume erheben ihre buschigten Gipfel über die Zweige der andern, und haben ein grosses Ansehen auf den Gebirgen; sie sind von verschiedner Art, alle aber geben einen guten Palmwein, den man erhält, wenn man ein Loch in den Stamm bohrt, eine Röhre hinein steckt, und ein Gefäß untersezt, den Saft aufzufangen. Guajak- und Ebenholz sind hier sehr gemein, und fast so hart, wie Eisen.

Hier sind auch viele Baumwollen-Bäume, wovon einige angepflanzt und gezogen werden, und diese sind die besten; andere wachsen wild. Die Baumwolle von beyden Arten wird gesponnen, und zu Zeug verarbeitet, das die Negern, und die eingebohrnen Indier tragen.

An den Ufern des Flusses Magdalena wachsen Cacao-Bäume in Ueberfluß. Auch an andern Orten, wo für sie guter Boden ist, gedeyhen

hen sie; aber die in der Gerichtsbarkeit von Carthagena übertreffen alle andere an Grösse sowohl als Güte der Früchte. Die Chocolate, die davon gemacht wird, ist in Spanien wenig bekannt: denn da diese mehr, als die aus andern Ländern, geschäzt wird; so wird sie größtentheils hier im Lande verbraucht, oder in andere Gegenden von Amerika versandt.

Die grosse Menge delikater Früchte, die hier wachsen, beweisen augenscheinlich die Ergiebigkeit des Bodens. Einige dieser Früchte sind denen in Spanien ähnlich, andere aber dem Lande eigen. Zu den ersteren gehören Melonen, Wassermelonen, Weintrauben, Orangen, Mispeln und Datteln. Die Weintrauben sind nicht so gut wie in Spanien; die Mispeln aber weit besser. Bey den übrigen ist wenig Unterschied.

Unter denen, die dem Lande eigen sind, ist unstreitig die Anonas die vorzüglichste. Ihre Schönheit, Geruch und Geschmack haben ihr den Namen der Königinn der Früchte erworben. Vieler anderer Früchte ist schon oben Erwähnung geschehen. Hier sind auch Plantagen von Zuckerrohr.

§. 3. Von den Thieren sind einige zahm, die den Einwohnern sowohl Nuzen als Vergnügen verschaffen; andere wild und so verschieden in Art und Eigenschaften, daß sie jeden zur Bewunderung der grossen Mannichfaltigkeit der Werke des Urhebers der Natur hinreissen. Die vierfüssigen und kriechenden Thiere halten sich in trocknen und öden Gegenden auf, und unterscheiden

sich

sich durch die überaus grosse Verschiedenheit der Flecken ihrer Haut von einander. Das Gefieder des Federviehes aber prangt mit den lebhaftesten und schönsten Farben, und die glänzenden Schuppen einer Classe von kriechenden Thieren halten das wirksamste Gift verborgen. Die zahmen Thiere sind hier blos Hornvieh und Schweine, beyde aber auch in größter Menge. Das Rindfleisch ist nicht ganz schlecht, doch kann man es auch eben nicht sehr schmackhaft nennen; denn die beständige Hize des Clima's macht das Vieh mager, und entzieht ihm das Saftige, das es sonst bekommen würde. Aber das Schweinfleisch ist delikat, und übertrifft alles europäische. Es giebt hier auch wilde Schweine, Hirsche, Kaninchen und Tyger: leztere richten unter dem Vieh nicht nur, sondern auch unter Menschen grosse Niederlagen an, ihr Fell ist sehr schön, und einige sind so groß, als kleine Pferde.

Man findet hier auch Leoparden, Füchse, Armadillo, Eichhörnchen, und viele andere Thiere, vorzüglich eine unzählige Menge Meerkazen, die theils ihrer Grösse, theils ihrer Farben wegen merkwürdig sind. Die Füchse hier, um sich vor den Hunden oder anderen Thieren, die sie verfolgen, zu retten, brauchen die List, daß sie ihren Urin auf den Schwanz lassen, und ihn so auf ihre Feinde sprüzen. Wirklich werden die Hunde durch den heftigen Gestank so verwirrt, daß der Fuchs indessen entwischt. Dieser Gestank ist so stark, daß man ihn $\frac{1}{4}$ Seemeile weit, und sehr oft noch eine halbe Stunde hernach, riecht.

Das

Das Thier, das man hier Fuchs nennt, ist etwas kleiner, als eine grosse Kaze, aber zärtlich gebildet, und hat ein sehr feines Zimmetfarbenes Fell. Der Schwanz ist nicht sehr büschelicht, die Haare aber sind weich, und formiren einen zur obigen Vertheidigungsmethode bestimmten Büschel.

Vögel giebt es in diesem heissen Clima so viele, daß man unmöglich einen vollständigen Begriff von der Schönheit und dem Glanz ihrer Federn geben kann: aber das Geschrey und Schnattern bey einigen unterbricht das Vergnügen, das das Zwischern der andern erregt. Hier bemerkt man ein Beyspiel von der Billigkeit der Natur bey der Austheilung ihrer Wohlthaten, indem die Federn der Vögel, die das unerträglichste Geschrey machen, am schönsten gefärbt sind, und hingegen diejenigen gar nichts besonders im Aeussern haben, die die andern in süssen Tönen weit übertreffen. Dies sieht man besonders deutlich am Guacamayo, dessen schöne und glänzende Farben durchaus kein Mahler nachahmen kann, dessen durchdringenden unangenehmen Schall aber auch nichts gleich kommt.

Der sonderbarste aller Vögel scheint der Tulcan, oder Prediger (*preacher*) zu seyn. Er ist etwa wie eine gemeine Taube groß, hat aber viel dickere Füsse: er hat einen kurzen Schwanz, sein Gefieder ist dunkel gefärbt, und mit gelben, purpurnen, blauen und andern Flecken gesprenkelt, die auf dem dunklen Grunde vortrefflich lassen. Sein Kopf übersteigt alles Verhältniß

zur

zur Grösse seines übrigen Körpers; aber sonst würde er auch nicht einen Schnabel tragen können, der wenigstens 6 bis 7 Zoll, von der Wurzel bis zur Spize lang ist: die untere Kinnlade liegt an der obern, der ganzen Länge nach, fest an, und beyde nehmen unmerklich gegen das Ende ab, wo sie sich schnell umbeugen, und in eine scharfe Spize endigen. Die Zunge hat die Gestalt einer Feder, und ist wie die innere Oberfläche des Mundes, dunkelroth. Der Schnabel ist von allen den hellen Farben bunt, die man auf dem Gefieder anderer Vögel sieht. Bey seinem Ursprunge, und auch auf der runden Oberfläche sieht man gewöhnlich ein helles Gelb, das eine Art von Band, einen halben Zoll breit, bildet; der übrige Theil ist hoch purpur, zween Striche an der Wurzel aber hoch scharlach-roth. Den Namen Prediger hat der Vogel davon erhalten, weil er gewohnt ist, sich auf den Gipfel eines Baumes zu sezen, wenn seine Gefährten schlafen, und ein Geschrey zu machen, das wie übel articulirte Töne klingt, wobey er den Kopf rechts und links bewegt, und die Raubvögel abhalten will, die andern nicht anzufallen. Sie lassen sich leicht so zahm machen, daß sie aus dem Hause gehn, und zurück kehren, wenn sie gerufen werden. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Früchte, die zahmen aber essen auch andere Dinge, und überhaupt alles was man ihnen giebt.

Ein anderer ausserordentlicher Vogel ist der Gallinazo, von der Grösse einer Pfauhenne, nur sein Kopf und Hals sind etwas grösser. Vom

Kropfe

Kropfe bis zur Wurzel des Schnabels hat er statt der Federn eine runzelichte, drüsigte, rauhe Haut, die mit kleinen Warzen und Knötgen bedeckt ist. Seine Federn sind schwarz, und eben die Farbe hat auch die Haut; der Schnabel ist gut proportionirt, stark, und ein wenig gekrümmt. Diese Vögel sind in solcher Menge und so zahm in Carthagena, daß es nicht ungewöhnlich ist, daß man die Dächer der Häuser ganz von ihnen bedeckt sieht. Sie sind überaus nüzlich, weil sie die Stadt von allen Arten von Unrath reinigen; begierig verschlingen sie alle todte Thiere, und noch häßlichere Dinge. Sie haben einen so feinen Geruch, daß sie ein Aas 10 bis 12 Meilen weit riechen, und dann verlassen sie es nicht eher, als bis sie es völlig zum Skelet gemacht haben. Die Menge dieser Vögel in so heissen Climaten ist äusserst wichtig, weil sonst die von der unmässigen Hize erregte Fäulniß die Luft den Menschen unerträglich machen würde. Wenn sie sich erst heben, fliegen sie schwerfällig, bald hernach aber verschwinden sie dem Gesichte. Obgleich ihre Füsse stark und gut proportionirt sind: so hüpfen sie doch ziemlich ungeschickt auf der Erde. Ihre Zehen sind vorne nach innen gebogen, und eine an der inwendigen Seite ein wenig rückwärts, so daß die Füsse beym Hüpfen und Gehen auf obige Art zusammen stossen. Jede Zehe hat dicke, lange Klauen.

Eine andere Art von diesen Vögeln ist etwas grösser, und blos im Lande zu finden. Bey einigen von diesen ist der Kopf und ein Theil des

Halses

Halses roth, bey andern weiß, und bey noch andern sind beyde Farben gemischt. Nicht weit vom Kropfe haben sie einen Kragen von weissen Federn. Sie sind eben so grausam, und fleischfressend wie die vorigen; man nennt sie die Könige der Gallinazo's, wahrscheinlich, weil es ihrer nur sehr wenige giebt; und weil man bemerkt hat, daß, wenn einer von diesen Vögeln sich auf ein Aas sezt, keiner von den andern sich nähert, bis er zuerst die Augen gefressen hat, wobey er gewöhnlich anfängt, und zu einem andern Theile fortgeht, da sie denn alle über den Raub herfallen.

§. 4. Fledermäuse sind im ganzen Lande sehr gemein; allein Carthagena wird von einer so unendlichen Menge heimgesucht, daß, wenn sie nach Sonnenuntergang anfangen zu fliegen, sie im eigentlichen Verstande die Strassen gleichsam als Wolken bedecken. Sie lassen Menschen und Thiere sehr geschickt zur Ader; denn da die Einwohner wegen der unmässigen Hize ihre Kammerfenster offen lassen müssen, so kommen die Fledermäuse durch selbige herein, und stecken, wenn sie einen Menschen mit einem blossen Fusse schlafend finden, mit dessen Lebensgefahr, ihrem Zahn mit der Geschicklichkeit des erfahrensten Wundarztes in eine Ader, und saugen das Blut heraus, bis sie satt sind: dann fliegen sie wieder aus dem Fenster. Die Ursache, warum der Stich nicht bemerkt wird, schreibt man der angenehmen erfrischenden Bewegung der Luft zu, die die Thiere mit ihren Flügeln bewirken, wodurch die

Person

Person in einen tiefern Schlaf verfällt, und also die kleine Wunde nicht fühlen kann. Eben dies begegnet den Pferden, Mauleseln und Eseln; aber Thiere von dicker Haut sind diesen Aderlässen nicht so sehr ausgesezt. Diese Nachricht, die der gelehrte Don Antonio Ulloa ertheilt, bestätigt Mr. Condamine, der noch anmerkt, daß diese Thiere zum Theil ungeheuer groß sind, und daß sie in Borja und an andern Orten alles Hornvieh, das die Missionarien dahin gebracht hatten, gänzlich vertilgt haben.

Die zahlreichen kriechenden Thiere und Insecten sind nicht allein den Einwohnern äusserst beschwerlich, sondern auch sehr gefährlich. Die gemeinsten, und dabey auch giftigsten Schlangen sind: die Korallenschlange, die Klapperschlange, und die Weidenschlange. Erstere ist gemeiniglich 4 bis 5 Fuß lang, und einen Zoll dick, und sieht sehr schön aus, weil ihre Haut mit lebhaftem Karmoisin, grauen und gelben Farben spielt. Der Kopf ist lang und flach, wie bey einer Viper. In jeder Kinnlade steht eine Reihe scharfer Zähne, durch die sie während des Bisses ihr Gift mittheilen. Der Gebissene schwillt so heftig an, daß das Blut durch alle Werkzeuge der Sinne herausströmt, und die Häute der Blutgefässe an den Spizen der Finger zerreissen.

Die Weiden-Schlange ist der Farbe und Gestalt nach, einem Zweige des Weidenbaums ähnlich, und scheint, weil sie oft von den Zweigen dieses Baumes herunterhängt, ein Theil desselben

selben zu seyn, bis man zu nahe hinkömmt, und unglücklicher Weise den Irrthum entdeckt. Ihr Gift ist zwar nicht so wirksam, als das von den andern: aber es ist doch tödtlich, wenn nicht plözlich Mittel dawider angewandt werden.

Asseln (*scolopendra*) sind nicht nur in diesem Lande häufig, sondern auch ungeheuer groß, und um so mehr gefährlich, weil sie in den Häusern auskommen: sie sind gewöhnlich eine, einige auch $1\frac{1}{4}$ Elle, und ohngefähr 5 Zoll breit. Der Rücken und die Seiten sind mit harten Schuppen bedeckt, die dunkel und roth gesprenkelt, und so gelenkig sind, daß sie die Bewegung im geringsten nicht hindern, und dabey doch so stark, daß sie sie wider jeden Schlag sichern, so daß man sie nicht anders tödten kann, als wenn man sie auf den Kopf trifft. Sie sind sehr behende, und ihr Biß wird, wenn nicht schleunig Hülfe geleistet wird, tödtlich.

Scorpionen sind hier nicht weniger häufig, und von verschiedenen Arten, als schwarze, rothe, braune und einige gelbe.

Die Soldatenschnecke, die oben beschrieben worden, ist hier auch gefährlich; denn auf das Angreifen mit ihren zwo Klauen erfolgen eben die Zufälle, wie auf den Stich der Scorpionen.

Man findet hier auch eine unzählbare Menge von Buttervögeln, wo man schwerlich bestimmen kann, welche die schönsten sind, ob sie gleich alle an Gestalt, Farbe und Malerey verschieden sind. So viel Vergnügen aber auch das Ansehn dieser schönen Insecten verschaft: so entspricht es doch

bey

bey weiten den Beschwerden nicht, die man von den so zahlreichen Muskiten ausstehet. Von diesen giebt es vier verschiedene Arten, die gleichsam in grossen Wolken herumschwärmen, und alle äusserst beschwerlich sind.

§. 5. Das Clima in Carthagena ist ausnehmend heiß. Die Zeit vom May bis zu Ende des Novembers nennt man den Winter; in dieser Zeit halten Donner und Sturmwinde beständig an, und der Regen stürzt so heftig aus den Wolken herab, daß die Strassen der Hauptstadt wie Flüsse, und das Land wie ein Ocean aussieht. Bey dieser Gelegenheit füllen die Einwohner ihre Cisternen an; und dies ist das einzige süsse Wasser, das sie haben können. Von der Mitte des Decembers bis zu Ende des Aprils hört der Regen auf, das Wetter wird angenehm, und die Hize durch die *NO* Winde etwas gemildert: diese Zeit ist der Sommer. Ausserdem nennen sie eine andere Jahrszeit den kleinen St. Johannis Sommer, da es um das Fest dieses Heiligen aufhört zu regnen, und kühle Winde wehen, welches einen Monat fortdauert.

Die fast ununterbrochen anhaltende große Hize, wo selbst zwischen Nacht und Tag keine merkliche Veränderung gespürt wird, verursacht eine so unmässige Ausdünstung, daß die bleiche und schwarzgelbe Farbe der Einwohner einen Fremden auf die Gedanken bringen sollte, daß sie eben von einer schweren Krankheit genesen wären. Bey allen ihren Bewegungen bemerkt man etwas träges und schlaffes; dieses hat auch

auf ihre Sprache Einfluß, die sanft und schläfrig ist, und aus meist gebrochenen Worten besteht. Aber bey aller dieser anscheinenden Kränklichkeit und Schwäche, befinden sie sich doch sehr gut. Fremde aus Europa behalten hier gemeiniglich ihren starken Cörper und rothe Gesichtsfarbe etwa drey bis vier Monate, hernach aber kann man sie im Aeusseren nicht mehr von den alten Einwohnern unterscheiden.

Wahrscheinlich ist das sonderbare Clima die Ursache der verschiednen sonderbaren Krankheiten, die hier crassiren: wovon einige blos die neu angekommenen Europäer, andere aber alle Einwohner ohne Unterschied angreifen. Die erste Art rafft viele Menschen weg, und reibt das Schiffsvolk auf den europäischen Schiffen sehr stark auf, dauert aber selten über drey oder vier Tage. Einige ziehn sich dies Uebel durch Erkältung, andere durch schlechte Verdauung zu, die bald das schwarze Brechen erregt, wovon sehr wenige genesen. Einige befällt, wenn das Erbrechen eintritt, eine solche Raserey, daß, wenn man sie nicht anbände, sie sich selbst in Stücken zerreissen, und so in der fürchterlichsten Wuth sterben würden.

In dem ganzen Gouvernement Carthagena sind die Einwohner dem Aussaz sehr unterworfen; und um der Ansteckung mit dieser Krankheit Grenzen zu sezen, ist ausserhalb der Hauptstadt ein Hospital San Lazaro, worinn alle Personen beyderley Geschlechts, die von dieser Krankheit angesteckt sind, ohne Ansehn des Al-

ters

ters oder Standes, eingesperrt, und wenn sie sich weigern, hinein zu gehn, mit Gewalt dahin gebracht werden. Seit der Zeit aber hat sich die Krankheit erst recht ausgebreitet; denn da ihre Einkünfte zu ihrer Erhaltung nicht hinreichen: so erlaubt man denen, die keine andere Unterstüzung haben, in die Stadt betteln zu gehn, und wegen dieses Umgangs mit gesunden Leuten nimmt die Anzahl der Aussäzigen niemals ab. Das Hospital ist wie eine kleine Stadt. Ein jeder, der hieher kommt, wo er seine übrige Lebenszeit zubringt, baut sich eine Hütte, worinn er, wie vorher, in seinen eignen Hause lebt, und gar nicht ausgeht, als blos Allmosen zu sammeln. Der Boden, worauf das Hospital steht, ist mit einem Walle eingefaßt, und hat nur einen Eingang, der überaus sorgfältig bewacht wird. Sie leben bey dieser Krankheit lange; und weil solche den natürlichen Trieb zur Begattung heftig vermehrt; so wird ihnen, um die Unordnungen zu vermeiden, die sonst daraus entstehn würden, und die man ohnmöglich verhindern kann, das Heyrathen verstattet.

Kräze und Flechten findet man eben so häufig bey den Europäern, die sich nicht ans Clima gewöhnt haben, und hebt man diese Uebel nicht im Anfange, so ist es gefährlich, eine Cur zu unternehmen.

Eine noch merkwürdigere, obgleich weniger gemeine Krankheit ist die *Culebrilla*, oder die kleine Schlange: eine Geschwulst, die der Länge

ge nach unter der Oberfläche der Haut von bösen Säften entsteht, und täglich in der Länge zunimmt, bis sie den ganzen kranken Theil, der gemeiniglich ein Arm, oder die Lende, oder ein Fuß ist, überzieht. Die äusseren Zeichen dieser Krankheit sind, eine runde entzündete Geschwulst $\frac{1}{4}$ Zoll dick, die mit Schmerzen vergesellschafftet ist, die doch nicht heftig sind, und mit einer Erstarrung des Gliedes, die oft in ein Absterben desselben übergeht. Die Einwohner halten es wirklich für eine kleine Schlange, und geben sich Mühe, sie wegzuschaffen. Sie untersuchen erst, wo der Kopf der Schlange sey, wie sie es nennen; darauf legen sie ein kleines Eiter machendes Pflaster, und bähen die ganze Geschwulst stark mit Oel. Den folgenden Tag ist die Haut unter dem Pflaster tief gespalten, und durch die Oeffnung sieht man eine Art einer weissen Faser, von der Gestalt eines groben Fadens, den man zum Nehen gebraucht, die sie behutsam an einem seidenen Faden befestigen, und über eine Charte wickeln, die in einen Cylinder aufgerollt ist. Dann wiederholen sie die Bähung mit Oel, und fahren den folgenden Tag fort, um die cylindrische Charte den Theil der Faser zu winden, der jezt sichtbar wird, und so sezen sie die Cur fort, bis der Patient völlig gesund ist. Während der Operation sind sie sehr vorsichtig, die Culebrilla nicht zu zerreissen, weil dann, sagen sie, sich eine Feuchtigkeit durch den ganzen Körper verbreiten und eine grosse Menge solcher kleiner Schlangen erzeugen würde, von der Art wie sie glauben,

ben, daß diese sey, und daß dann die Cur ungemein schwer sey.

§. 6. Die Stadt Carthagena liegt unter 10° 25′ 48″ N. Breite, und 77° 12′ Westl. Länge, 320 Meilen südwärts von Port Royal in Jamaica, auf einer sandigten Ebene, die an der *SW*Seite einen engen Weg nach einer Gegend bildet, die man Tierra Bomba nennt, und so weit entfernt liegt, als Bocca Chica. Die Festungswerke der Stadt und der Vorstädte sind nach der neuern Art angelegt, und mit Schutt von Steinen ausgefüllt. Die Garnison besteht in Friedenszeiten aus 10 Compagnien regulirter Truppen, jede Compagnie aus 77 Mann, die Officiere mit eingerechnet; und aus einigen Compagnien Miliz. Die Stadt und die Vorstädte sind gut angelegt, die Strassen gerade, breit, gleichförmig, und gut gepflastert. Die Häuser sind aus Steinen gebauet, einige wenige von Ziegelsteinen, sie bestehn aber mehrentheils nur aus einem Stockwerk über der Erde; doch sind die Zimmer gut eingerichtet. Alle Häuser haben Erker, und hölzerne Gegitter vor den Fenstern, weil das Holz unter diesem Himmelsstrich dauerhafter als das Eisen ist, welches von der feuchten, scharfen und mit Salpeter geschwängerten Luft leicht angegriffen und zerstöhrt wird. Dieserwegen und der raucherigten Farbe der Wände wegen, macht die Aussenseite der Häuser kein besonderes Ansehen. Hier ist eine Dom-Kirche, eine Kirche der Heiligen Dreyeinigkeit, und eine Kapelle für die, die weit von jenen Kirchen wohnen. Die Orden, die hier Klöster haben, sind der Orden des heil. Franciscus in den Vorstädten, St. Augustin, St. Dominic, la Merced, der Jacobiner, und der Barfüsser (*recollects*) Orden: auch ist hier ein Jesuiter Collegium, und ein Hospital San Juan de Dios. Die Nonnenklöster sind vom Orden der heil. Clara und Teresa. Die Kirchen und Clöster sind ge-

geräumig genug, aber inwendig nicht mit vielen Zierathen versehn.

Carthagena mit seinen Vorstädten gehört zu den Städten der dritten Ordnung in Europa. Es ist gut bevölkert; die mehrsten Einwohner stammen aber von den Indiern ab. Der Gouverneur wohnt in dieser Stadt, es ist hier auch ein Bischof, dessen geistliche Herrschaft sich so weit erstreckt, wie die militärische und bürgerliche Regierung; auch ist hier ein Inquisitions-Gericht. Ausser diesen Tribunalen ist hier noch ein weltlicher Magistrat, der aus Regidoren besteht, aus denen jährlich zween Alcaiden erwählt werden, welches gewöhnlich Männer von grossem Ansehn sind. Auch ist hier eine Schazkammer, worinn alle Auflagen und alles dem Könige gehörige Geld erhoben wird.

Die Bay ist eine der besten nicht allein an der Küste, sondern auch in allen bekannten Gegenden des Landes. Sie erstreckt sich 2½ Seemeilen von *N* nach *S*, hat hinreichend tiefes Wasser, und gute Ankerpläze, und ist so stille, daß die Schiffe nicht stärker, als wie auf einem Flusse bewegt werden. Doch kann man sich, wegen der vielen Untiefen bey der Mündung, ohne einen guten Lootsen nicht hineinwagen. Die Ebbe und Fluth ist in dieser Bay, wie an der ganzen Küste, sehr unordentlich, da die Fluth oft einen ganzen Tag, die Ebbe dann aber nur 4 oder 5 Stunden dauert: die größte Tiefe, die man bey dieser Veränderung wahrnimmt, beträgt 2 oder 2½ Fuß. In der Bay sind eine Menge sehr schmackhafter und gesunder Fische, auch grosse Schildkröten; aber auch viele Hay-Fische (*Squalus* L.) die den Seeleuten äusserst gefährlich sind, weil sie sogleich die Leute, die sie im Wasser entdecken, verschlingen, und sie zuweilen gar in ihren Böten angreifen.

In dieser Bay halten sich die Gallionen aus Spanien, vor der Ankunft der Peruflotte in Panama, auf; und bey der ersten Nachricht von ihrer Ankunft,

segeln

segeln sie nach Porto Bello. Dies ist folglich der erste Ort in America, wo die Gallionen landen, und der also die ersten Früchte des Handels, durch den öffentlichen Absaz der Waaren allhier genießt. Bey dem hiesigen Handel werden zwar nicht so viele Feyerlichkeiten beobachtet, wie bey dem in Porto Bello, er ist aber demohngeachtet sehr beträchtlich. Denn die Kaufleute der einländischen Provinzen Quito, Popayan und Santa Fe, kaufen hier große Quantitäten von verschiedenen Waaren, und solchen Lebensmitteln ein, die ihre Länder vorzüglich nöthig haben. Sie bringen Gold und Silber gemünzt, in Barren und als Gold-Staub; auch Smaragde: denn ausser den Silberminen bey Santa Fe, deren da sehr viele im Gange sind, giebt es auch andere, die die schönsten Smaragde liefern. Die Messe in Carthagena macht, daß viele Laden geöffnet, und mit allerley Waaren angefüllt werden. Zu dieser Zeit gewinnt ein jeder: einige durchs Vermiethen der Zimmer und Kaufmannsgewölber, andere durch die Zunahme ihrer Handlung, noch andere durch die Arbeit ihrer Negersclaven, deren Arbeitslohn während dieser Zeit beträchtlich gesteigert wird: und es ist nichts ungewöhnliches bey der Sparsamkeit der Sclaven, daß sie ihre Herren bezahlen und nach oben drein was gewinnen, um sich die Freyheit zu erkaufen. Dieses Handelsgewühl dauert aber nur so lange, als die Gallionen sich hier aufhalten; denn kaum sind sie abgesegelt, so herrscht wieder Ruhe und Stille wie zuvor in der Stadt: denn ihr Handel mit den andern Gouvernements ist nur unbeträchtlich.

Man kann die Einwohner dieser Stadt in verschiedene Stämme eintheilen, die aus einer Vermischung der Weissen, Negern und Indier entstanden sind. Die Europäer sind nicht zahlreich: die mehrsten derselben erwerben sich ein Kapital, und gehen dann entweder nach Spanien zurück, oder tiefer ins Land, um noch reicher zu werden. Die Europäer und

Creolen,

Creolen, die in Carthagena ansäßig sind, betreiben den ganzen Handel; die andern Einwohner aber sind arm, und müssen sich durch harte Arbeiten zu ernähren suchen. Die Kleidung der Weissen, sowohl der Männer als Weiber, ist wenig von der spanischen verschieden: Leute von ganz vornehmen Stande tragen gerade solche Kleider, wie in Europa; nur mit dem Unterschiede, daß sie alle sehr leicht, die Westen und Hosen von feinen Linnen, die Röcke aber bey einigen von dünnem Stoffe sind. Halstücher werden hier sehr selten getragen: die Mannshemder sind oben am Halse mit großen goldnen Knöpfen ausgeziert, die los herunterhangen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Müze von feiner Leinwand, andere aber gehn ganz mit bloßem Kopfe. Die Männer tragen Fächer, die von einer Art Palmen in Gestalt eines halben Mondes gemacht sind, und in der Mitte einen Stiel von demselben Holze haben.

Die spanischen Weiber tragen eine Art von Unterrock von dünnem Seidenzeug, das nicht gefüttert ist, und am Leibe ein sehr dünnes weisses Camisol: doch auch dieses nur in dem sogenannten Winter. Denn im Sommer würde diese Tracht unerträglich seyn. Doch bedecken sie beständig die Brust. Wenn sie ausgehen, tragen sie ein Mäntelchen, und an den Feyertagen gehen sie des Morgens um 3 Uhr in die Messe, und kommen noch vor der hefftigen Hize zurück, die mit Tagesanbruch eintritt.

Die Frauen, die nicht völlig von der Weissen Classe sind, tragen über dem obigen Rocke noch einen von Taffent, von allerley Farbe, nur nicht schwarz: dieser ist allenthalben ausgezackt, damit der untere Rock zu sehen sey. Auf dem Kopfe tragen sie eine Müze von feiner weisser Leinwand, in Gestalt eines Bischofshutes, die mit Stärke sehr gesteift ist, und sich vorne in eine Spize endigt. Ohne diese und ein Mäntelgen über den Schultern gehen sie nie aus. Die Damen und andere gebohrne

Weisse

Weisse gehen so im Negligé; anstatt der Schuhe tragen sie in- und ausser dem Hause eine Art kleiner Pantoffeln. Zu Hause besteht ihre ganze Beschäfftigung darinn, daß sie sich in die Hangematte sezen, und sich darinn schaukeln. In diesen bringen sie den größten Theil des Tages zu, und die Männer sowohl, als die Weiber schlafen oft darinn; sie haben aber die Unbequemlichkeit, daß man nicht ganz ausgestreckt darinn liegen kann.

Beyde Geschlechter haben sehr viel Wiz und Scharfsinn, und eine ganz besondere Anlage, es in allen mechanischen Künsten weit zu bringen. Man bemerkt dies vorzüglich bey denen, die sich den Wissenschaften widmen; diese zeigen schon in der zarten Jugend eine Urtheilskraft, die man sich in andern Climaten nur durch eine Reihe von Jahren erwirbt. Dieses glückliche Genie dauert aber nur bis zum 20 oder 30 Jahre: nach dieser Zeit nehmen sie gemeiniglich so geschwinde ab, als sie vorher zunahmen; und ehe sie noch das Alter erreichen, da sie die Früchte ihres Studirens einzuerndten anfangen sollten, hemmt schon Trägheit ihren Fortgang, sie verlassen die Wissenschaften, und lassen die bewunderungswürdigen Wirkungen ihrer Fähigkeit unvollendet. Dies ist wohl dem Mangel solcher Gegenstände, die ihren Talenten Nahrung geben könnten, und der wenigen Hoffnung zuzuschreiben, einmal zu einer Stelle gerufen zu werden, die ihrer Bemühungen würdig wäre. Dennoch sieht man hier doch oft Leute von ausgebreiteten Talenten, sowohl in theoretischen als practischen Wissenschaften, die sie bis ins hohe Alter mit aller Lebhaftigkeit behalten.

Menschenliebe ist eine Tugend, die die Einwohner von Carthagena in einem hohen Grade besizen: und übten sie diese nicht vorzüglich an den Europäern aus, die hieher kommen, um ihr Glück zu machen: so würden diese oft von Krankheiten und Armuth vergehen.

In den Häusern der Reichen und Vornehmen findet man sehr delikate Gerichte. Die mehrsten werden nach der Gewohnheit dieses Landes zugerichtet; und einige sind so angenehm, daß sie den Fremden eben so herzlich schmecken als den Eingebohrnen. Eine ihrer Lieblings-Speisen heißt Agiaco, die man fast in allen hübschen Häusern findet: sie besteht aus Schweinefleisch, das in einer Pfanne gebraten ist, aus Vögeln von verschiedener Art, Plantanen, Mais, Pasteten-Teig, und einigen andern Dingen, alles mit Jamaica-Pfeffer recht stark gewürzt.

Die Einwohner von Stande halten gewöhnlich zwo Hauptmahlzeiten des Tags, und ausserdem eine dritte kleinere. Ihr Frühstück besteht gemeiniglich aus einigen Stücken Braten, Pasteten von feinem Mais-Mehl, und hernach aus Chocolate. Beym Mittagsmahle haben sie eine größere Verschiedenheit von Speisen; aber zu Nacht genießen sie blos einiges Zuckergebackenes und Chocolate. Einige Familien ahmen der Gewohnheit der Europäer nach, ordentliche Abendmahlzeiten zu halten; aber überhaupt hält man sie doch in Carthagena für die Gesundheit schädlich.

Der Branntwein ist so allgemein, daß selbst die ordentlichsten Leute jedesmal um 11 Uhr des Morgens ein Schälchen nehmen, um, wie sie sagen, den durch die anhaltende Ausdünstung geschwächten Magen zu stärken, und Appetit zu erregen. Chocolate ist hier so gemein, daß kein Negersclave ist, der nach dem Frühstück nicht seine Chocolate trinken sollte; und die Negerweiber verkaufen solche schon gemacht auf den Strassen, die Tasse (dish) zu $\frac{1}{4}$ Real oder $\frac{1}{4}$ Pfennig englisch. Diese ist doch mit Maiz-Mehl vermischt: die aber von Leuten von Stande genossen wird, ist rein und wie die in Spanien zubereitet. Diese trinken sie auch beständig eine Stunde nach dem Mittagsessen, aber nie, ohne etwas dazu zu essen. Sie gebrauchen auch viel Zuckergebackenes und

Ho-

Honig, und trinken nie ein Glas Wasser, ohne vorher einiges Zuckergebackenes gegessen zu haben.

Das Rauchen ist eben so allgemein. Die Damen und andere weisse Frauen rauchen blos zu Hause, aber die Weiber von andern Stämmen und alle Mannsleute überhaupt, rauchen beständig und an allen Orten. Die Damen lernen das Rauchen vermuthlich in ihrer Kindheit von ihren Ammen, die Neger-Sclavinnen sind; und dies ist jezo unter den Vornehmeren so sehr Mode, daß auch die, so aus Europa kommen, es lernen, wenn sie sich lange hier im Lande aufzuhalten gedenken.

Die Eingebohrnen lieben die Bälle sehr, die in den Häusern der Vornehmeren sehr ordentlich gehalten werden. Sie eröffnen den Ball mit spanischen Tänzen, und denn folgen inländische, die nicht ohne Geist und Grace sind. Sie begleiten die Tänze mit Singen, und endigen sie selten vor hellem Tage. Die geringeren aber machen bey ihren Bällen allerley unanständige Geberden, trinken dabey beständig herum, und prügeln sich dann.

Ihre Begräbnisse und Trauer haben auch etwas besonderes, und bey diesen suchen sie ihre Grösse zu zeigen. Ist der verstorbene eine Person von Stande, so wird der Cörper auf ein im vornehmsten Zimmer des Hauses errichtetes Trauergerüste zwischen brennende Wachskerzen gestellt. Da liegt der Cörper 24 Stunden oder länger; während dieser Zeit kommt die verwandte Familie, und Weiber von geringem Stande, die den Verstorbenen beweinen. Diese Weiber, die schwarz gekleidet sind, kommen des Abends, oder in der Nacht in das Zimmer, wo der Verblichene liegt, fallen auf die Knie, und strecken die Arme aus, um ihn zu umfassen; dann fangen sie in einem kläglichen Tone, mit untermischtem heftigen Geschrey, ihre Klagen an, die sich immer mit dem Namen des Verstorbenen endigen. Hernach fangen sie in eben dem Klagton seine Geschichte an, erzählen

alle

alle seine guten und schlechten Eigenschaften, und vergessen auch seine Liebeshändel nicht: bis sie sich endlich ganz ermattet in eine Ecke des Zimmers begeben, wo Wein und Branntwein aufgesezt ist, und sich reichlich damit versorgen. Kaum sind diese von der Leiche abgezogen, so treten gleich andere an ihre Stelle, bis die Weiber fertig sind. Eben dieß wiederholen hernach die Bedienten, Sclaven, und die verwandte Familie; und so geht das ununterbrochen die ganze übrige Nacht durch. Ein ähnliches lautes Geschrey und Klagen erregen sie bey dem Leichenbegängnisse; und noch nach dem Begräbnisse dauert die Trauer im Hause noch neun Tage, während welcher Zeit die Leidtragenden keinen Tritt aus dem Zimmer thun, wo sie die Kondolenz-Complimente annehmen, und wo bey Nacht ihre Verwandten, und vertrautesten Freunde bey ihnen bleiben.

Noch etwas zum Schlusse von den Feindseligkeiten, die diese Stadt von Ausländern hat erdulten müssen, die sie oft angegriffen, eingenommen, und geplündert haben. Der erste Angriff geschah im J. 1544 bald nach der Anlegung der Stadt, durch Franzosen, die ein Corsischer Schiffer führte. Im J. 1585 nahm Sir Franz Drake, die Geissel der Neuspanischen Colonien, die Stadt ein, und zerstörte sie größtentheils. Im J. 1597 kam Mr. de Pointis mit einem Geschwader Seeräuber unter dem Schuz des Königs von Frankreich vor die Stadt, zwang das Fort Bocca Chica zur Uebergabe und erhielt dadurch den freyen Eingang in den Busen, sezte darauf seine Truppen ans Land, und belagerte und eroberte das Fort Lazaro, worauf sich denn auch die Stadt ergab. Aber ihre Capitulation konnte sie nicht vor dem wütenden Geize des Schiffsvolks retten, das einmal die Stadt zu plündern beschlossen hatte. Diese Eroberung hat man einem heimlichen Briefwechsel des Commandanten mit dem Pointis zugeschrieben; und dieser Argwohn ward noch dadurch

durch um so viel wahrscheinlicher, weil er sich am Bord dieses französischen Geschwaders bey ihrer Abreise begab, und alle seine Schäze und Güter mitnahm, die bey der allgemeinen Plünderung nichts gelitten hatten. Im J. 1741 hielt die Stadt eine langwierige Belagerung von den Engelländern unter Admiral Vernon aus; aber diese mußten sich zurückziehn, nachdem sie schon die meisten Forts und Hafen eingenommen hatten. Ausser der Festigkeit des Orts, war wohl hieran die grosse Sterblichkeit unter den Truppen, und die Uneinigkeit zwischen dem General und Admiral, Schuld.

## Dritter Abschnitt.

Von den Gouvernements *Santa Martha*, *Rio de la Hacha*, *Venezuela*, Neuandalusien, und Neugranada; ihrer Lage, Grösse, Clima, Producten, und vornehmsten Städten.

§. 1. Die Gränzen von dem Gouvernement *Santa Martha* sind: in *O.* der Rio de la Hacha; in *S.* Neugranada; in *W.* Carthagena; und in *N.* die Nordsee. Es erstreckt sich ohngefähr 140 Meilen von *O* nach *W*, und 200 Meilen von *N* nach *S*.

Das Land ist sehr gebirgigt; und einige dieser Gebirge, besonders das, so man *Santa Martha* nennt, soll höher seyn als der Pic von Teneriffa. Diese Gebirge sind den Einwohnern sehr nüzlich, weil die Luft von daher kälter und gesunder wird, als in irgend einer andern Gegend in Amerika, nahe beym Aequator. Doch an der Seeküste ist die Luft ausnehmend schwül: im Inneren des Landes hingegen sind die Berge mit Schnee bedeckt, und die Kälte ist so heftig, daß, dieweil

die

die Leute an einem Orte von den Sonnenstrahlen gebraten werden, andere nur 60 Meilen weiter von der strengen Kälte zittern. In den Monaten September und October regnet es sehr viel in den gegen die Küste zu liegenden Gegenden: und in andern Monaten aber regnet es wenig, weil hier die Ost- und Nordwinde wehen, und die Regenwolken zerstreuen. Die Thäler dieses Landes sind ungemein fruchtbar, und bringen Orangen, Limonien, Ananas, Weintrauben, und viele andere Früchte, hervor. Das Land hat viele reiche Goldminen, und die Gebirge enthalten Sapphire, Smaragde, Jaspis, und sehr schön geaderten Marmor. 1½ Seemeilen von der Stadt Santa Martha, sind Salzteiche, aus denen gutes Salz kommt, das in die benachbarten Provinzen versandt wird.

Die Stadt Santa Martha, von der die Provinz den Namen hat, liegt an einem Arm des Rio Grande, nahe bey dem Gebirge Santa Martha, unter 11° 34′ Nördl. Breite. Vormals war sie in einem blühenden Zustande, und volkreich; sie hat aber sehr abgenommen, seitdem die Spanischen Flotten nicht mehr hieher kommen. Die Einwohner machen, alles in allem, etwa 3000 Seelen aus. Sie hat die Ehre, die Residenz des Gouverneurs der Provinz, und auch der Siz eines Bischofs zu seyn, der unter dem Erzbischofe zu Neu-Granada steht. Die Häuser sind von Rohr gebauet, und mit Palmetoblättern, einige auch mit *Pantiles*, gedeckt. Diese Stadt hat vieles von feindlichen Flotten ausgestanden: denn 1525 zerstörte sie Drake gänzlich: das nächste Jahr plünderte sie Sir Anton Shirley; 1630 nahmen die Holländer sie ein, und hernach ward sie oft von den Buckaniern geplündert.

An der Ostseite des Rio Grande, ohngefähr 20 Meilen von der Hauptstadt, liegt die Stadt

Baranca del Malambo, ein wichtiger Ort, wegen des starken Handels, den die Einwohner treiben. Die Waaren werden von Neu-Granada hieher in Booten gebracht, und in die Bay, 40 Meilen unterhalb der Stadt, oder gerade nach Santa Martha, auf einem Arm des Rio Grande, geführt.

§. 2. An der südlichen Gränze von Santa Martha liegt die kleine Provinz Rio de la Hacha, in Gestalt einer Halbinsel, zwischen dem Busen Venezuela in *O.* und einer Bay an der Nordsee in *W.* Das Land ist angenehm, ziemlich gesund und ungemein fruchtbar. Es regnet hier nicht so heftig, wie in Santa Martha, doch Wirbelwinde und Donnerwetter entstehn hier häufig. Mitten in der Provinz sind einige Jaspis- und Chalcedon-Gruben, und an der Küste eine einträgliche Perlenfischerey, womit sich die Indier vorzüglich beschäfftigen, und der Aufmerksamkeit der Spanier ohngeachtet, den größten Nuzen ziehn. Die Einwohner dieses offenen Landes geniessen noch immer die glückliche Freyheit, und machen eine zahlreiche entschlossene, brave Nation aus.

Rio de la Hacha, die Hauptstadt, von der die Provinz den Namen hat, erhielt selbst diesen Namen von dem Flusse, an dessen Mündung sie liegt, da sie sonst *Nuestra Sennora de los Remedios* hieß, und liegt unter 11° 6′ Nördl. Breite, etwa 120 Meilen von der Stadt Santa Martha, und hat nur etwa 100 Häuser. Sie war vormals reich, aber die Buckanier nahmen sie so oft ein, daß die Spanier 1682

sie verliessen. Doch fanden diese hernach Ursache, wieder zu kommen, und die neue Stadt durch starke Festungswerke zu sichern.

§. 3. Venezuela, die nächste Provinz, wird nach *O.* von Neuandalusien, nach *S.* von Neugranada, nach *W.* von Rio de la Hacha, und nach *N.* von der Nordsee begränzt; und schließt den District Caraccas ein. Sie erstreckt sich, einigen Schriftstellern zufolge, 400 Meilen längs der Küste der Nordsee, und beynahe 300 Meilen ins Innere des Landes. Das Clima ist ziemlich gemässigt, und der Boden so reich und fruchtbar, daß er jährlich zwo Erndten erlaubt, und grossen Heerden Hornvieh und Schaafen Futter giebt. Der berühmte See Maracaibo, der 80 Seemeilen im Umfang hat, vermehrt die Einträglichkeit sowohl als die Schönheit dieser Provinz; das Wasser aus diesem See und den Flüssen, die daraus entstehn, wird zwar getrunken, aber es ist doch salzigt und ungesund, und die Einwohner haben grossen Mangel an frischem Wasser. Die Einwohner dieser Provinz sollen sich nicht über 100,000 belaufen, die Spanier, Mulatten und Negern mitgerechnet.

Venezuela, oder Cara, die Hauptstadt der Provinz, liegt an der *NO*stlichen Seite der Halbinsel an den Ufern der Nordsee, und ohngefähr unter 10° 40′ Nördl. Breite. Es ist die Residenz des Statthalters, der Siz der Gerichtshöfe, und eines Bischofs, ist aber weder seines Handels, noch seines Reichthums, noch seiner Gebäude wegen, merkwürdig: blos die Lage der Stadt mitten im Wasser erregt die Aufmerksamkeit, und daher erhielt es den Namen Venezuela, oder Klein Venedig.

Die

Die Stadt Maracaibo ist zwar geringer an Würde, als die vorige, aber netter, angenehmer und reicher. Sie liegt gegen den See gleiches Namens, hat eine grosse Anzahl prächtiger Häuser, die mit Balcons geziert sind, die eine weite Aussicht auf die See hinaus verschaffen. Man rechnet die Einwohner nur auf 4000, wovon 800 sollen die Waffen tragen können. Die Stadt hat einen Statthalter, der von dem Statthalter der Provinz abhängt, und eine grosse Pfarrkirche, 4 Klöster, und ein Hospital. Es handeln beständig kleine Schiffe nach diesem Orte mit den Waaren und Manufacturen, aller der Städte, die an diesen See stossen, vorzüglich mit Cacao, Chocolate, Indig, Zucker, Taback und rohen Häuten. Maracaibo ist auch ein berühmter Hafen zum Schiffsbau, wozu er ungemein bequem ist.

Das Land Caraccas erstreckt sich bis zum Cap Blanco; aber die Küste ist felsigt und gebirgigt, doch hat sie auch hin und wieder kleine fruchtbare Thäler, die zu gewissen Jahrszeiten den trocknen *NW.* Winden ausgesezt sind; im Ganzen hat das Land eine reine Luft und ein gesundes Clima. Die Engelländer und Holländer treiben an dieser Küste einen beträchtlichen Schleichhandel, obgleich die Spanier sehr aufmerksam sind, beständig Wachtschiffe halten, und in allen Thälern hin und wieder Warten (*breakwork*) aufgeworfen haben.

Caraccas die Hauptstadt in diesem Districte, liegt unter 10° 10′ Nördl. Breite, ziemlichweit von der See. Sie soll groß, reich, bevölkert, und der Zugang zu ihr äusserst schwer seyn, wegen der steilen felsigten Anhöhen, über die der Feind marschiren muß.

Porto Cavallo, eine Stadt und ein Seehafen auf dieser Küste, ward im lezten Kriege vom Admiral Knowles vergebens angegriffen.

§. 4. Neuandalusien soll eine angenehme Provinz seyn: ihre Gränzen aber sind nicht genau bekannt. In *S.* hat sie einen Theil von Guiana und Neugranada, in *W.* auch einen Theil von Neugranada und Venezuela, in *N.* die Nordsee, in *O.* den Fluß Oroonoko. Sie schließt auch die Districte Camana und Paria ein. Sie erstreckt sich, mässig gerechnet, 500 Meilen von *N.* nach *S.* und 270 Meilen von *O.* nach *W.* Im innern Lande sind Waldungen und Berge, die mit schönen Thälern abwechseln, welche Korn und Weide liefern. Die Producte des Landes bestehn vorzüglich in Zucker, Taback, Arzneygewächsen, Gummi, Färbematerialien, Brasilienholz, und einigen anderen Hölzern. Hierzu kann man noch Perlen sezen, die die Spanier an der Küste fischen.

Cumana, oder Comana, die Hauptstadt in Neuandalusien, dem es zuweilen seinen Namen giebt, liegt unter 9° 55′ Nördl. Breite, und 65° 30′ Westl. Länge von London, ohngefähr 9 Meilen von der Nordsee. Die Spanier baueten sie 1520. Sie hat eine starke Festung, die sich tapfer wehren kann, welches man auch 1670 wahrnahm, da sie von Seeräubern angegriffen ward, die aber mit grossem Verlust zurückgeschlagen wurden.

§. 5. Neugranada, auch zuweilen Santa Fe und Castella del Oro genannt, hat zu Gränzen: in *N.* Santa Martha, Rio de la Hacha und Venezuela; in *O.* auch Venezuela; in *S.* Peru,

Peru, und in W. Popayan. Das ganze Land soll 336 Meilen lang, und beynahe eben so breit seyn.

Ob es gleich zwischen 1° — 9° Nördl. Breite liegt: so ist doch das Clima merklich gemässigt, so daß verschiedene Schriftsteller versichern, seine Tage und Nächte wären sich immer gleich, und das Land hätte keine verschiedenen Jahrszeiten. Dies scheint aber bey einer genauern Untersuchung nicht wahr zu seyn, da hier wirklich zween Sommer und zween Winter sind. Bewachsene Hügel und Thäler wechseln im Lande anmuthig ab. Die Gebirge enthalten Gold, Silber nnd Smaragde; und die Thäler liefern alle Lebensbedürfnisse, Korn, Vieh, Wurzeln und Früchte; auch Guajak, Gummi, Balsame, verschiedne Arzneygewächse, und andere wichtige Handlungsartikel in Menge.

Die Hauptstadt des Königreiches, wie man es nennt, ist

Santa Fe de Bogata; sie liegt am Ufer des Sees Gatavita, und ist der Siz der Königl. Audienz, und eines Erzbischofes, unter welchem die Bischöfe von Carthagena, Santa Martha und Popayan stehen. Die Stadt ist groß, volkreich, reich, gut gebauet, und hat prächtige Palläste und schöne Häuser. Da man aber keine besondere Beschreibung der Stadt hat, als die bereits vor einem Jahrhundert gemacht worden: so läßt sich wahrscheinlich schließen, daß sie seit der Zeit sehr verändert sey.

Ausser der Hauptstadt sind hier noch Tunia, Marida, Trinidada, und Truxillo.

Vier-

# Vierter Abschnitt.

## Vom Gouvernement Popayan.

Lage, Grösse, Eintheilung, Clima, Boden, und Producte des Landes. Besondere Beschreibung der Gewächse Cuca und Mopa-mopa; des fürchterlichen Insects Coya; und der Art, das Gold aus den Bergwerken zu gewinnen. Beschreibung der Stadt Popayan, und des Gouvernements.

§. 1. Das Gouvernement Popayan hat zu Gränzen: in *N.* das Gouvernement Carthagena, in *O.* das Königreich Neugranada, in *S.* Peru, und in *W.* vorzeiten die Südsee, jezt aber stößt nur noch ein Theil des Landes an die Südsee, seitdem es durch das neue Gouvernement Choco eingeschränkt worden ist. Die Grösse desselben kann man nicht genau angeben; es erstreckt sich etwa 80 Seemeilen von *N.* nach *W.*, und etwas weniger von *N.* nach *S.* Dies Gouvernement ist in zwo Gerichtsbarkeiten abgetheilt: der Theil an der *N.* und *O.* Seite gehört nach Santa Fe oder Neugranada; alle Gegenden nach *S.* und *W.* aber werden zur Provinz Quito gerechnet.

Das Clima ist nach der verschiedenen Lage der Gegenden verschieden: einige sind mehr kalt als heiß, und andere umgekehrt. Einige haben das ganze Jahr hindurch einen beständigen Frühling, vorzüglich die Hauptstadt Popayan. Eben dies kann man auch vom Boden sagen, der Korn und Früchte, die seiner Lage angemessen sind, in Menge hervorbringt; auch erzieht der Landmann hier viel Hornvieh und Schaafe. Nur ist das

Gebie-

Gebiete Popayan fürchterlichen Donnerwettern, Blizen und Erdbeben, ausgesezt.

Unter den Pflanzen dieses Landes wächst die Cuca, ein Kraut, das die Indier in einigen Provinzen in Peru so sehr schäzen, daß sie eher alle andere Lebensmittel, die kostbarsten Metalle, Edelgesteine, und alles hingeben würden, als daß sie diese Pflanze entbehren sollten. Sie hat einen schwachen Stamm, und schlingt sich, um sich aufrechts zu erhalten, um eine stärkere Pflanze; die Blätter sind $1\frac{1}{2}$ oder 2 Zoll lang, und ausserordentlich glatt. Die Indier kauen sie, und mischen sie mit einer Art Kreide oder einer weißlichen Erdart, die sie Mambi nennen. Sie nehmen einige Cucablätter in den Mund, und eine gewisse Portion Mambi, kauen beydes zusammen, und werfen anfänglich den Speichel aus, den sie in der Folge niederschlucken, dies Gemische bewegen sie im Munde von einer Seite zur andern, bis es ganz trocken geworden ist, denn werfen sie es weg, und nehmen sogleich neue Blätter wieder. Das Kraut ist so nahrhaft und stärkend, daß sie ganze Tage arbeiten, ohne etwas anders zu genieſſen: so bald es ihnen aber fehlt, so spüren sie eine merkliche Abnahme ihrer Kräfte. Es erhält auch die Zähne gesund, und stärkt den Magen. Die Indier in den südlichen Provinzen von Peru bauen diese Pflanze stark an, und sie macht keinen geringen Handelsartikel aus; eine grosse Menge wird besonders nach den Bergwerksstädten verfahren, damit die Besizer der Bergwerke ihre Indier mit selbigen versehen kön-

können, die ohne diese Pflanze nicht zur Arbeit zu bringen wären, oder nicht Kräfte genug dazu hätten. Diese Pflanze ist hier eben das, was das Betel in Ostindien ist, und wird hier auf die nämliche Art genuzt; die östlichen Nationen sind nach ihrem Betel erstaunlich begierig, und die Indier in Peru und Popayan sind es nicht weniger nach ihrer Cuca.

In den südlichsten Districten von Popayan sind gewisse Bäume, die ein Harz Mopa-mopa geben, woraus man einen Lack (*varnish*) macht, der nicht allein sehr schön ist, sondern auch heiß Wasser, und sogar Säuren verträgt. Man trägt ihn auf folgende Art auf. Das Harz löset man im Munde auf, und befeuchtet damit einen Pinsel; hernach taucht man diesen in die Farben, die man ihm geben will, nnd wenn er dann trocken ist, hat er allen Glanz eines sinesischen Lacks; aber noch den Vorzug, daß er nie abgenuzt, oder feucht wird, selbst wenn man ihn mit Speichel reibt. Die Indier in diesem Lande machen Kästgen, Tische und andere Sachen, die nach Quito gebracht, und daselbst sehr geschäzt werden.

§. 2. In den Thälern von Neyba und andern, die zu diesem Gouvernement gehören, ist ein Insect, das wegen des Giftes, das es enthält, ungemein merkwürdig ist. Es heißt gewöhnlich *coya* oder *coyba*. Es hat die Gestalt einer Spinne, ist aber viel kleiner, als eine Wanze. Es ist feurig roth, und man findet es wie die Spinnen an den Wänden in den Ecken oder im Grase. Das Gift dieses Insects ist so bösartig,

artig, daß wenn man das Insect zerquetscht, und etwas davon auf die Haut eines Menschen oder Thieres fällt: so dringt es unmittelbar ins Fleisch, und erregt grosse Geschwülste, auf die bald der Tod folgt. Das einzige bisher bekannte Mittel gegen dieses Gift, besteht darinn, daß man gleich beym Anfange der Geschwulst der Person oder dem Thiere, den ganzen Körper mit angezündeten Stroh oder dem langen Gras, das hier auf den Ebenen wächst, versengt. In dieser Absicht fassen die Indier den Kranken bey den Füssen und Händen an, und machen diese Operation mit vieler Geschicklichkeit; dann halten sie den Patienten ausser Gefahr. So gefährlich aber dies Insect ist; so bemerkt man doch keine üblen Folgen, wenn man es zwischen der flachen Hand zerquetscht, weil die dicke Haut das Gift nicht ins Blut kommen läßt. Daher zerdrucken die Indischen Mauleseltreiber sie, aus Curiosität für die Reisenden, in der flachen Hand; wenn aber Leute mit zärteren Händen den Versuch nachmachen wollten, so möchten wohl die Folgen die nämlichen, als an andern Theilen des Leibes seyn. Die Leute, die durch diese Thäler reisen, wo diese Coya häufig ist, werden von den Indiern, die sie begleiten, gewarnet, daß wenn sie etwas stechendes oder kriechendes am Halse, oder im Gesichte fühlen, sie die Stelle nicht krazen, noch die Hand darauf legen sollen, weil die Coya so zart ist, daß sie gleich bersten würde, dahingegen keine Gefahr zu besorgen ist, wenn das Insect seine Säfte nur nicht auf den Körper bringt.

Daher

Daher zeigt die Person denen von der Gesellschaft es an, wenn sie etwas empfindet, und weiset ihnen die Stelle: wo denn, wenn eine Coya da ist, die andern sie wegblasen. Die Thiere, die dieser Belehrung unfähig sind, sichert der Instinct wider diese Gefahr: denn ehe sie das Gras mit ihren Lippen berühren, blasen sie sehr stark darauf, um diese schädlichen Thiere zu zerstreuen; und wenn sie durch den Geruch ein nahe liegendes Nest dieser Thiere bemerken, so verlassen sie die Stelle, und laufen nach einer andern. So sichern sich diese Thiere wider diese giftigen Insecten; ob man gleich zuweilen gesehn hat, daß ein Maul-Esel, seines Blasens ohngeachtet, mit seinem Futter einige Insecten aufgenommen habe, worauf er erstaunend angeschwollen, und auf der Stelle gestorben ist.

§. 3. In allen Theilen des Gerichtsbezirkes von Popayan finden sich eine Menge Goldminen, wovon viele wirklich bearbeitet, und noch täglich neue entdeckt werden. Das Gold findet man hier nicht mit Steinen oder andern fremdartigen Körpern inkorporirt, sondern blos mit Erde und Sand vermischt; so wie der Sand mit verschiedenen Erdarten gemischt gefunden wird. Man braucht hier also nur die Goldkörner von der Erde zu scheiden, welches man sehr leicht durch Wasserleitungen bewirkt.

Die Art in dem ganzen Districte Popayan, das Gold herauszuziehen, ist diese. Man gräbt die Erde aus dem Bergwerke aus, legt sie in ein besonders dazu zubereitetes Behältniß, und wenn

dieses

dieses voll ist, leitet man Wasser durch Wasserleitungen dahinein. Dies Gemische rührt man um, und es wird bald in Schlamm verwandelt, wovon die leichteren Theile durch einen andern Kanal abgeleitet werden, der gleichfalls eine Wasserleitung vorstellt; und so fährt man fort, bis die schwereren Theile, als kleine Steine, Sand und Gold, auf dem Boden zurück bleiben. Dann gehn sie mit hölzernen zu dieser Absicht verfertigten Wassereimern in den Behälter, fassen mit selbigen den Bodensaz auf, schütteln ihn gleichförmig herum, und nehmen wieder andres Wasser. So trennen sich endlich die leichtern Theile, und auf dem Boden des Eimers bleibt zulezt das reine Gold frey von aller Mischung zurück. Man findet es gewöhnlich in Körnern, die so klein wie Sandkörner sind: manchmal aber sind auch sogenannte Saamen von verschiedener Grösse darunter, größtentheils aber sind sie klein. Das Wasser aus dem ersten Behältnisse wird in ein anderes, neben diesem, aufgefangen, und eben so behandelt, um die kleinen Goldtheilchen zu behalten, die wegen ihrer Feinheit, durch das wegströmende Wasser in der Mischung mit Erde und andern Dingen, vielleicht weggeschwemmt seyn könnten. Endlich leitet man das Wasser in ein drittes Behältniß; was man aber hier gewinnt, ist gemeiniglich unbeträchtlich. Man gebraucht zu dieser Arbeit Negersclaven; wovon einige sich mit dem Waschen beschäfftigen, und andere indeß Erde zuführen, so daß erstere beständig in Arbeit sind. Dieses Gold hält gemeiniglich

lich 22 Carat, zuweilen mehr, bis zu 23, selten unter 21.

Die Stadt Popayan, eine der ältesten in diesen Gegenden, liegt auf einer geräumigen Ebene, und hat an der Nordseite eine unbegränzte Aussicht ins Land. Sie liegt unter 2° 28′ Nördl. Breite, an der Ostseite eines Berges von mittlerer Höhe, den man M, wegen der Aehnlichkeit mit diesem Buchstaben nennt, und der mit mancherley Arten von Bäumen bedeckt, einen vortreflichen Anblick giebt. Die Stadt ist von mittlerer Grösse, und hat breite, grade Strassen, die zwar nicht allenthalben gepflastert, sonst aber sehr bequem sind. Der Fußsteig an den Häusern ist an allen Orten gepflastert, und die Mitte der Strassen besteht aus hartem kleinen Gries: daher sind sie bey regnichtem Wetter doch nicht kothigt, und bey trocknem nicht staubicht. Die Häuser sind von ungebrannten Ziegeln gebauet; die Vornehmern haben zwey, die übrigen aber nur Ein Stockwerk. Die Kirche ward im J. 1547 zur Domkirche gemacht, und das ist die einzige Pfarrkirche in der Stadt. Hier sind Franciscaner- Dominicaner- und Augustiner-Klöster, und ein Jesuiter-Collegium; alle haben ihre Kirche, lezteres aber auch eine Schule. Auch zwey Nonnen-Klöster sind hier. Von dem Berge M entspringt ein Fluß, der durch die Stadt hinfließt, und ausser andern Bequemlichkeiten, die er der Stadt verschaft, auch alle Unreinigkeiten aus selbiger wegspült. Ueber diesen Fluß sind 2 Brücken, eine von Holz, die andere von Steinen; und das Wasser des Flusses hat eine besondere Arzeneykraft. Auf diesem Berge ist auch eine Quelle, die vortreffliches Wasser liefert, aber nicht in hinreichender Menge für die ganze Stadt: es wird also nur in den Nonnenklöstern, und in den vornehmern Häusern gebraucht.

Etwas über eine Seemeile nordwärts von Popayan fließt der Fluß Cauca, der sehr breit und tief

und

und reissend ist, und im Jun. Jul. und August gefährlich anschwillt.

Die Einwohner von Popayan, worunter die Negern die größte Anzahl ausmachen, stammen hauptsächlich aus einer Vermischung der Weissen und Negern ab, so daß hier überhaupt sehr wenige Indier sind. Doch hat dieses Gouvernement noch viele grosse indische Dorfschaften, und blos in der Hauptstadt, und den andern spanischen Städten, übersteigt die Summe der Negern so sehr die Anzahl der Indier. Man rechnet die Einwohner von Popayan auf 20 bis 25,000, worunter viele Spanische Familien sind. Unterdeß daß in andern Städten die Einwohner sich täglich vermindern, nehmen sie in Popayan immer mehr zu, denn die vielen Goldminen, die alle in diesem Districte bearbeitet werden, geben den Armen Unterhalt, und ziehen also viele Leute in diese Gegend. Die Stadt Popayan ist die beständige Residenz des Gouverneurs, der nicht nöthig hat, sich, wie an vielen andern Orten geschieht, mit dem Kriegswesen abzugeben, sondern blos Civil-Sachen besorgt; doch stehen alle bürgerliche, Polizey- und Kriegsangelegenheiten unter seiner Direction. Er ist auch die vornehmste obrigkeitliche Person der Stadt; ausser ihm sind noch 2 Alcaldes, die jährlich erwählt werden, und eine bestimmte Anzahl von Regidoren. Hier ist eine Finanz-Cammer, worinn alle Arten der Königl. Einkünfte erlegt werden: als der Tribut der Indier, die Zollabgabe von den Gütern, der fünfte Theil von den Metallen, und dergleichen. Das Domkapitel besteht aus dem Bischof, dessen jährliche Einkünfte an 600,000 Thaler betragen, dem Dechant, der 500, dem Archidiaconus, dem Cantor, Rector und Schazmeister, die jährlich jeder 400 [000] Thaler einnehmen. Dieser Bischofssitz steht unter dem Erzbischofe von Santa Fe de Bogota. Da Popayan zum Bezirk der Inquisition von Carthagena gehört: so hat es auch daher einen Commissar. Es ist hier auch ein anderer Commissar für die

die Kreuzbulle. Die Herrschaft dieser Richter erstreckt sich aber nicht über den Kirchensprengel hinaus, der weit kleiner als das ganze Gouvernement ist, wovon ein grosser Theil unter der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Quito steht.

# Capitel 9.
# Von Peru.

## Quito, Lima, und Los Charcos mit einbegriffen.

## Erster Abschnitt.
### Von Quito.

Lage und Grösse von Peru überhaupt, und besonders von Quito. Clima, Krankheiten, Boden und Producte des lezteren Landes. Beschreibung einiger der merkwürdigsten Früchte. Von der Stadt Quito, der Regierung derselben u. s. w. Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner, und ihre Handlung.

§. 1. Das grosse Reich von Peru wird nach *N.* durch das erst beschriebene Popayan, nach *O.* durch die Andes, nach *S.* durch Chili, und nach *W.* durch das stille Meer begränzt; und liegt zwischen dem Aequator und 25° 10′ Südl. Breite, und 60° 81′ Westl. Länge. Es ist also etwa 1800 Meilen lang, aber da, wo es am breitesten ist, nicht viel über 390 Meilen breit.

Man theilt dies Land in 3 grosse Abtheilungen: Quito, Lima oder Los Reyes und Los Charcos. Alle drey sind in Ansehung ihres Clima, ihrer Bergwerke, ihres Bodens, und ihrer

ihrer Producte in den verschiedenen Gegenden des ganzen Landes sehr verschieden: daher wollen wir jede besonders beschreiben.

§. 2. Die grosse Provinz Quito hat zur Gränze: in *N.* Popayan, von welchem Gouvernement sie einen Theil, so wie auch von Santa Fe de Bochota, begreift; in *S.* die Gouvernements Piura und Chachapoyas; in *O.* erstreckt sie sich über das ganze Gouvernement Maynas, und den Amazonenfluß bis zu dem Meridian, der die Spanischen Besitzungen von den Portugiesischen trennt; und in *W.* wird sie von der Südsee begränzt. Sie erstreckt sich, nach dem Berichte des Antonio de Ulloa, 600 Seemeilen in die Länge, und da, wo sie am breitsten ist, ohngefähr 200 in die Breite. Aber diese Angabe übersteigt bey weiten die Angabe aller andern grossen Geographen. Doch bemerkt Ulloa, daß wirklich ein grosser Theil dieser ausgebreiteten Besitzungen entweder von ganz wilden Indiern bewohnt, oder von den Spaniern doch nicht hinreichend bevölkert, wo nicht gar diesen nicht einmal völlig bekannt wäre, und daß alles Land, was man von den Spaniern wirklich bevölkert, oder ihnen eigentlich unterwürfig nennen kann, durch die 2 Reihen der Cordilleras des Andes unterbrochen würde, die man, in Vergleich mit der Grösse des Landes, als eine Strasse oder Gasse ansehn kann, die 15 Seemeilen, zuweilen auch etwas mehr, von *O.* nach *W.* breit ist. Hiezu aber müssen noch verschiedene einzelne Gouvernements gerechnet werden, die durch grosse Striche Landes

des abgesondert sind, und von freyen Indiern bewohnt werden.

§. 3. Um sich einen richtigen Begriff von der glücklichen Temperatur der Luft in Quito machen zu können, muß man nothwendig das gewöhnliche Vorurtheil ablegen, als wenn es in den Ländern nahe am Aequator äusserst heiß wäre. Denn die Erfahrung lehret hier, daß in Ansehung dessen das Clima in Quito von allen andern verschieden ist, da in dem Mittelpunct der heissen Zone, oder vielmehr gerade unter der Linie, nicht allein die Hize sehr erträglich, sondern an einigen Orten sogar empfindliche Kälte ist: da indeß andere Gegenden einen ewigen Frühling, und immer grüne mit Blumen von den lebhaftesten Farben, emaillirte Felder haben. Dieses milde, vom äussersten Grade der Hize und Kälte gleich weit entfernte Clima, und die sich immer gleiche Länge von Tag und Nacht machen dies Land, das man wegen seiner Lage, durch die anhaltende Sonnenhize für ausgedörrt und kaum bewohnt halten sollte, zu einem sowohl angenehmen als fruchtbaren Lande: denn die Natur hat ihre Güter hier so freygebig ausgetheilt, daß dies Land in verschiedener Hinsicht die Länder in den gemäßigten Zonen übertrift, wo, wegen der Abwechselung des Winters und Sommers, und des Ueberganges von Hize zur Kälte, der äusserste Grad von beyden weit empfindlicher ist. Doch ist hier die Luft, in den verschiedenen Gegenden, sehr verschieden: in einer Gegend giebt es überaus hohe und grosse Berge, deren Spizen mit Schnee bedeckt

bedeckt sind. Die Ebenen sind gemässigt, die Thäler aber heiß; und nach der verschiedenen höhern und niedern Lage des Landes findet man alle Grade einer gemässigten Luft, die sich nur zwischen dem höchsten Grad der Hize und Kälte gedenken lassen.

Quito, die Hauptstadt, hat eine so glückliche Lage, daß hier weder die Hize noch Kälte beschwerlich fällt, obgleich beyde schon ihm in ihrer Nachbarschaft bemerkt werden. Und was diese Gleichheit noch angenehmer macht, ist, daß sie das ganze Jahr hindurch anhält, und man kaum einen Unterschied von Jahrszeiten bemerkt. Der Morgen ist kühl, der übrige Theil des Tages warm, und die Nächte angenehm gemäßigt: dies sind beynahe die einzigen Veränderungen. Die Einwohner verändern auch ihre Kleider das ganze Jahr hindurch nicht: einige tragen seidene Zeuge oder leichte Stoffe, indeß sich andere dichterer Kleider bedienen; und jene leiden bey ihrer Tracht so wenig von der Kälte als diese von der Hize.

Auch wehen anhaltend gesunde Winde, meist von *N.* nach *S.* aber nie heftig. Zuweilen nehmen sie eine andere Richtung, doch ohne Beziehung auf eine gewisse Jahrszeit. Wäre dies Land nicht einigen Unbequemlichkeiten unterworfen: so würde es als der glücklichste Theil auf Gottes Erdboden anzusehn seyn. Diese Unannehmlichkeiten aber verdunkeln auch anderer Seits alle seine Schönheiten: denn hier giebt es fürchterliche und schreckliche Ungewitter mit Donner und Blizen; und verwüstende Erdbeben überraschen oft die Einwohner mitten in ihrer Sicherheit.

Das

Das Wetter ist gewöhnlich den ganzen Morgen, bis 1 oder 2 Uhr Nachmittags überaus angenehm; und man hat fast immer die helle Sonne und einen klaren Himmel: dann aber steigen Dünste auf, und der ganze Dunstkreis wird mit schwarzen Wolken bedeckt, die so grausenvolle Ungewitter mit Donner und Blizen hervorbringen, daß alle nahen Berge zittern, und die Stadt bald ihre schreckliche Wirkungen empfindet. Dann stürzen aus den Wolken so heftige Regengüsse, daß die Strassen wie Flüsse, und die Märkte der Stadt, ob sie gleich abhänhig sind, wie Seen aussehen. So hält das Wetter gemeiniglich bis Sonnenuntergang an, da es klar wird, und die Natur das holde Ansehen des Morgens wieder annimmt. Zuweilen dauert der Regen auch die Nacht durch, und sogar 3 oder 4, oder mehrere Tage nach einander: umgekehrt folgen aber auch bisweilen 3, 4, 6 ja 8 schöne Tage auf einander.

Zwischen Sommer und Winter ist nur ein sehr unbeträchtlicher Unterschied. Die Zeit zwischen dem September und dem April und May oder Jun. heißt hier die Winterszeit; die andern Monate aber machen den Sommer aus. In der erstern Jahrszeit fällt vorzüglich viel Regen; und in der leztern haben sich die Einwohner oft ganze Tage hindurch des angenehmsten Wetters zu erfreuen. Bleibt aber einmal der Regen etwa 14 Tage aus; so sind die Einwohner in der größten Bestürzung, und halten öffentliche Gebete um Regenwetter. Eben so übel sind sie

dran,

dran, wenn der Regen unaufhörlich fortdauert; alsdann sind die Kirchen wieder von Supplicanten angefüllt, die um gutes Wetter beten. Denn eine lang anhaltende Dürre erregt gefährliche Krankheiten; ein beständiger Regen aber, ohne dazwischen eintretenden Sonnenschein, verdirbt die Erdfrüchte.

§. 4. Man muß es wohl einer unbekannten Beschaffenheit der Luft zuschreiben, daß Quito von Muskiten und andern Insecten von der Art, die in den heissen Ländern sonst das Leben so beschwerlich machen, völlig frey ist. Die Einwohner kennen solche nicht einmal: und eben so sieht man hier auch selten eine Fliege: auch giftige kriechende Thiere plagen niemanden. Das einzige beschwerliche Insect das man hier findet, ist die Nigua oder Pigue, ein sehr kleines, einer Fliege ähnliches Insect, das dem blossen Auge kaum sichtbar ist. Diese halten sich im Sande auf, sezen sich auf die Füsse, die Fußsohle, oder die Zehen, und durchbohren die Haut so subtil, daß man sich nicht vor ihnen in Acht nehmen kann: dann dringen sie in die Haut, und sezen sich zwischen Haut und Fleisch, saugen das Blut aus, und machen ein Nest, das mit einer weissen feinen Decke, die wie eine flache Perle aussieht, bedeckt ist, worein sie ihre Eyer legen, und dieses Nest, so wie die Anzahl derselben zunimmt, erweitern. Dieses muß man nothwendig herausnehmen; sonst zerspringt es von selbst, und dann verbreitet sich eine unzählige Menge kleiner Nisse, die endlich Nigua's werden, und

den ganzen Fuß durchwühlen. Sie erregen die heftigsten Schmerzen, besonders während der Operation des Herausziehens; denn sie dringen zuweilen sogar bis auf den Knochen. Diese Insecten sind in Carthagena und vielen andern Orten eben so gemein wie hier.

Die Pest ist hier, so wie im übrigen ganzen Amerika, unbekannt; aber dagegen sind hier andere Krankheiten, die viele Zufälle von jener haben: z. B. bösartige Fleckfieber und Pleuresien, die, wenn sie herrschend sind, unzählige Menschen wegraffen. Eine andere Krankheit, die man Vicho, oder *mal del malle* nennt, ist eine Art von Gangrän im Mastdarm, der diejenigen sehr ausgesezt sind, die die güldne Ader haben. Die geile Seuche ist hier so gemein, daß nur wenig Leute von derselben frey sind; und eben weil sie so herrschend ist, ist sie nicht so schimpflich, wie in andern Ländern. Wenn die *N.* und *NO.* Winde wehen, die die kältesten Winde sind: so werden die Einwohner mit beschwerlichen Catarrhen befallen. Die Hundswuth kennt man in Amerika gar nicht: aber dagegen ist hier eine andere Krankheit, die ersterer in einigen Stücken, sonst aber den Blattern, ähnlich ist. Von dieser Krankheit bleiben wenige oder gar niemand frey: wer sie aber einmal gehabt hat, kriegt sie nie wieder. Die Zufälle dabey sind Zuckungen an allen Theilen des Leibes, beständige Neigung zum Beissen, Raserey und Blutspeyen. Leute von schwächlicher Constitution, die die Heftigkeit dieser Krankheit nicht aushalten können,

sterben

sterben daran. Diese Krankheit ist gleich gemein in ganz Südamerika.

Der Boden ist unglaublich fruchtbar; denn die Früchte und die Schönheiten der verschiednen Jahrszeiten sieht man hier zu einer und eben derselben Zeit. Und der aufmerksame Europäer bemerkt mit angenehmer Verwunderung, daß dieweil einige Pflanzen auf dem Felde welken, andere von eben der Art wieder aufkeimen; und daß, indem einige Blumen ihre Schönheiten verlieren, andere wieder aufblühen, um den reizenden Anblick zu unterhalten: ja daß, wenn die Früchte an den Bäumen reif sind, und die Blätter anfangen, ihre Farbe zu verändern, neue Blätter ausbrechen, und Früchte in allen ihren Gradationen von Grösse und Reife an Einem Baume hängen. Eben diese nie ausruhende Fruchtbarkeit zeigt sich hier auch bey dem Korn, das zu einer und eben derselben Zeit reifet und gesäet wird. Das zulezt gesäete Korn kommt eben aus der Erde hervor, das zeitiger gesäete steht in Aehren, und das noch vorher gesäete ist vollkommen reif; so stellen die nahen abhängigen Hügel die Schönheiten aller 4 Jahrszeiten dem Auge auf einmal dar. Dies gilt zwar überhaupt: aber doch ist eine bestimmte Zeit für die grosse Erndte, und zuweilen ist die bequemste Zeit zum Säen an dem einen Orte ein oder zwey Monate früher, als an einem andern, der vielleicht nur 3 oder 4 Seemeilen weiter liegt. Eben so säet und erndtet man an verschiedenen Orten, und zuweilen an Einem Orte, das ganze Jahr hindurch verschieden:

den: und die Beschleunigung oder Verzögerung hängt von der verschiedenen Lage ab: je nachdem es Berge, hoch liegendes Land, Ebenen, oder Thäler sind, und die Luft auch in jedem verschieden ist; so ändert man auch die verschiedenen Arbeiten der Landwirthschaft.

Das einzige Nahrungsmittel, woran hier einiger Mangel ist, sind Hülsenfrüchte; aber dieser Mangel wird durch Wurzeln ersezt. Von diesen sind die vornehmsten *camates arucachas*, *yucas*, *ocas*, und *papas*. Die drey ersten sind in den heissen Ländern einheimisch, und werden hier in den Zuckerpflanzungen, und in den Orten gebauet, die man *valleys* und *yungas* nennt: erstere bedeuten in der Tiefe und leztere, an den Seiten der Cordilleras liegende Ebenen; beyde aber sind der Hize ausgesezt. An diesen Orten also zieht man Plantanen, Guincos, Guinea-Pfeffer, Granadillas, und andere dem warmen Himmelsstriche eigene Producte. Die kältern Gegenden liefern Birnen, Pfirsche, Abricosen, Nectarinen (eine Art Pfirschen) Melonen, Wassermelonen, quaitambos, und aurimelos. Die Gegenden endlich, die man weder kalt noch warm nennen kann, bringen Fruitillas oder peruanische Erdbeeren hervor. Die saftigen Früchte, die ein warmes Clima bedürfen, findet man hier auch, das ganze Jahr hindurch, in grosser Menge; nämlich sinesische und sevillische Orangen, Limonien, Citronen, limes (Limon spinosum) *cidras*, und *toronjas*. Die Bäume haben durch das ganze Jahr Blüthen und Früchte,

gleich

gleich denen, die hier einheimisch sind, und füllen beständig den Tisch der Einwohner.

§. 5. Jezt wollen wir, eine nähere Nachricht von einigen der merkwürdigsten dieser Früchte geben.

Die Chirimoya wird allgemein für eine der delikatsten Früchte in der Welt gehalten. Sie ist verschiedentlich dicke, von 1 bis 5 Zoll im Durchmesser. Sie ist nicht vollkommen rund, sondern gegen den Stengel zu platt, wo sie eine Art von Nabel bildet; an allen andern Stellen aber ist sie fast cirkelrund. Sie ist von einer dünnen zarten Schale umgeben, die so fest am Fleische sizt, daß man sie nicht ohne Messer davon trennen kann. Die äussere Seite ist grün, und von hervorragenden Adern gestreift, die über die ganze Schale eine Art von Nez bilden. Das Fleisch ist weis und enthält eine grosse Menge eines Honig ähnlichen Saftes, der einen süssen mit angenehm saurem, gemischten Geschmack und vortreflichen Geruch hat. Der Saamen wird an verschiedenen Stellen in dem fleischigten Theile der Frucht gebildet, und ist etwas platt. Der Baum ist hoch und buschigt, der Stamm dick und rund, doch etwas uneben, und hat elliptische Blätter, die sich in eine Spize endigen. Die Blüthen sind etwas anders gefärbt, als die Blätter, die dunkelgrün sind; und ob sie gleich ganz und gar nicht schön sind, so sind sie doch wegen ihres unvergleichlichen Geruchs merkwürdig, und werden daher von dem Frauenzimmer gesucht und theuer bezahlt.

Die

Die Granadilla ist einem Hünereye ähnlich, doch größer. Die äussere Seite der Schale ist glatt, glänzend, und matt fleischfarbigt; die innere Seite weiß und weich. Die Schale enthält ein zähes, flüssiges Wesen, voll sehr kleiner zarten Körner, die nicht so hart wie die an den Granatäpfeln sind. Dieses markigte Wesen ist durch eine dünne, durchscheinende Haut von der Schale getrennt. Diese Frucht hat einen angenehm süssen, mit einer Säure gemischten Geschmack, ist sehr herzstärkend und erfrischend, und so gesund, daß man ohne Schaden essen kann, so viel man mag.

Die Frutilla oder peruanische Erdbeere unterscheidet sich sehr von der europäischen durch die Größe: denn ob sie gleich hier gemeiniglich nicht über einen Zoll lang ist: so wird sie doch in andern Gegenden von Peru weit größer. Aber im Geschmacke muß sie, ob sie gleich saftig, und nicht ganz unschmackhaft ist, der europäischen nachstehen.

§. 6. Die Stadt Quito liegt unter 13° 33′ Südl. Breite, an dem östlichen Fusse der westliches Cordilleras de los Andes, 35 Seemeilen westwärts von der Küste der Südsee. Sie ist am Abhange des Berges *Pichincha* erbaut, welcher sich weit über die Wolken erhebt, und ist von andern Bergen von mittlerer Höhe umgeben, zwischen vielen Felsen und Klüften, wovon einige beträchtlich tief sind, und sich durch die ganze Stadt hinziehen, so daß eine grosse Anzahl von Häusern auf Bogen steht, wodurch die Strassen unregelmässig und sehr uneben werden. Nahe bey der Stadt sind zwo geräumige Ebenen: die eine an der SSeite ist 3 Seemeilen lang, und

die

die andere an der NSeite etwa 2 Meilen groß; worauf hin und wieder angebaute und besäete Ländereyen liegen, die die Aussicht aus der Stadt verschönern, da sie eine immergrüne mit Blumen bemalte Fläche vorstellen. Diesen herrlichen Anblick verschönern noch die an den Anhöhen zahlreichweidenden Heerden Viehes. Beyde Ebenen ziehen sich nahe bey der Stadt zusammen, und bilden bey ihrer Vereinigung einen schmalen Strich Landes voll solcher Anhöhen, auf denen ein Theil von Quito steht. Es kommt manchen vielleicht besonder vor, daß, da doch zwo so schöne und geräumige Ebenen so nahe liegen, die Stadt eine so unbequeme Lage hat; allein diejenigen, die die erste Grundlage zur Stadt legten, hatten die Absicht, sie an der Stelle anzulegen, wo die alte Hauptstadt der Indier gelegen hatte. Ehedem war sie weit berühmter als jezt; denn die Einwohner nehmen täglich ab, und ganze Strassen von Indierhütten stehen ganz verlassen.

Der vornehmste Marktplaz ist geräumig, gut bebaut, und hat sogar einige recht prächtige Gebäude. An der einen Seite desselben steht die Domkirche, und gegen diese über der bischöfliche Pallast; an der dritten Seite liegt das Rathhaus, und an der vierten der Pallast der Audienz; in der Mitte ist ein schöner Springbrunnen. Der Pallast der Audienz verunstaltet aber den Markt mehr, als daß er ihn verschönert, weil man ihn größtentheils verfallen läßt, und nur wenige Zimmer und Säle zu erhalten sucht. Vier Strassen, die sich an den Ecken des Marktes endigen, sind breite und artige Strassen: aber 3 bis 400 Ellen vom Markte ab fangen schon die Abhänge an, welche machen, daß die Einwohner keine Kutschen oder anders Fuhrwerk brauchen können.

Die vier erwähnten Strassen ausgenommen, sind alle übrige krumm, und haben weder Ordnung noch Symmetrie. Einige werden durch Klüfte unterbrochen, und hier stehen die Häuser an den Seiten dieser

ser schiefen, rauchen und unordentlich laufenden Hölen. Einige Häuser liegen in der Tiefe derselben, andere auf der Höhe. Die Hauptstrassen sind gepflastert, und die nicht gepflasterten sind meist nach gefallenem Regen nicht zu passiren.

Ausser dem Hauptmarkte sind hier nach zwey andere sehr geräumige, und noch mehrere kleinere. An diesen liegen die meisten Klöster, die dann sehr artig aussehen, da ihre vordere Seite mit allen Verzierungen der Baukunst versehn ist: vorzüglich das Franciscaner Kloster, das von Quadersteinen erbauet ist, und wegen der guten Einrichtung in seinen einzelnen Theilen, und des guten Geschmacks im Ganzen, den herrlichsten Gebäuden in Europa gleich geschäzt wird, die vornehmsten Häuser sind sehr groß, und einige derselben haben geräumige, und gut eingerichtete Zimmer: doch hat keines mehr als Ein Stockwerk, gemeiniglich aber doch einen Erker nach der Strasse hin. Die Thüren und Fenster sind sehr niedrig und enge. Die Häuser sind aus ungebrannten Ziegeln gebauet, die mit einem ungewöhnlich festen, schon bey den alten Indiern gebräuchlichen Mörtel verkittet sind.

Man theilt die Stadt in sieben Pfarreyen, den Dom mit eingerechnet, der ausser seinem kostbaren Geräthe, noch mit Tapeten und andern köstlichen Verzierungen versehen ist. Die andern Pfarrkirchen sind mittelmässig; doch ist die Capelle del Sagrario sehr groß, ganz von Steinen, und mit sehr vielem Geschmacke gebaut.

Die Mönchsklöster sind vom Orden der Augustiner, Dominicaner, und der Väter der Barmherzigkeit, die die Häupter der Provinzen sind. Ausser diesen ist hier noch ein anderes Franciscaner-Barfüsserkloster, ein Dominicanerkloster, und eines für die barmherzigen Väter, ein Jesuiter-Collegium und zwey weltliche Collegia, in deren einem eine Universität unter dem Schuz des heiligen Gregorius ist.

Auch

Auch sind hier verschiedene Nonnenklöster: eines von der Empfängniß, ferner von den Orden der heiligen Clara, St. Catharine, und zwey der barfüsser Theresianerinnen. Das Jesuiter Collegium, und die Mönchsklöster sind sehr groß, gut gebauet, und prächtig, und die dazu gehörigen Kirchen sind herrlich ausgeschmückt. Vorzüglich geschiehet dieses Verzieren an Festtagen, wo man über die ungeheure Menge des Silbergeschirres, der reichen Tapeten, und anderer prächtigen Zierrathen, die alsdenn zur Schau ausgestellt werden, erstaunen muß. Die Nonnenklöster können zwar solche Reichthümer nicht aufweisen; sie übertreffen aber jene an Eleganz und Feinheit im Geschmack. Man findet hier auch ein Hospital unter der Aufsicht des Ordens unserer Frauen von Bethlehem.

Das Dom-Capitel besteht aus dem Bischof, dessen jährige Einkünfte sich auf 24000 Thaler (*dollars*, Piaster) belaufen, einen Dechant, der 2500 Thaler Besoldung hat, einem Erzdiaconus, Cantor, Schazmeister, und einem *Doctrinal*, die jeder jährlich 2000 Thaler haben; dreyen Domherrn, deren jeder 1500; vier Präbendarien, die 600; und zween Halb-Präbendarien, deren jeder 420 Thaler jährlich genißt. In diesem Dom begeht man das Fronleichnamsfest und Mariä Empfängniß mit erstaunenden Pracht. Auch der besondere Pomp, mit dem bey jenem Feste die Hostie in Procession herumgetragen wird, ist merkwürdig. Alle Häuser an den Strassen, durch welche die Procession geht, sind mit reichen Teppigen behangen; und in gewissen bestimmten Entfernungen sind prächtige Schwibbogen mit Altären errichtet, die höher als die Häuser sind, auf welchen, wie auf Triumphbogen, eine so unsägliche Menge von Silbergeschirr, und Edelgesteinen in so artiger Ordnung über einander gelegt werden, daß man sich nur darüber vergnügt, als über die Reichthümer erstaunt. Alle in öffentlichen Aemtern stehende Personen ziehen in prächtigen Kleidern, und

viele

viele Indier in reichen Zeugen einher; leztere tragen Glocken an den Füssen, spielen auf kleinen Trommeln und Pfeifen, und begleiten tanzend den Zug.

§. 7. Was die Gerichtshöfe in Quito anbelangt, so ist der vornehmste die Königliche Audienz, die aus dem Presidenten besteht, der zugleich Gouverneur der Provinz in Dingen, die Rechtssachen anbetreffen, ist; aus 4 Auditoren, die zugleich Civil- und Criminalrichter sind; 1 Königl. Fiscal, der ausser den Sachen, die vor die Audienz gebracht werden, auch von allen, was zum Finanzwesen gehört Notiz nimmt; und aus Beamten, der den Protector der Indier vorstellt, der für sie spricht, und, wenn sie beleidigt werden, ihnen als Anwald dient.

Dann folgt das Schazmeister-Amt, dessen vornehmste Bedienten ein Zahlmeister, ein Schazmeister, und ein königl. Fiscal sind.

Das Tribunal der Creuzbulle, das einen Commissar, der gewöhnlich auch ein Amt bey der Kirche bekleidet, und einen Schazmeister hat.

Hier ist auch eine Kammer für die Nachlassenschaft verstorbener Leute: ein Institut, das in ganz Indien ist, und das das Vermögen derjenigen in Empfang nimmt, deren rechtmässige Erben in Spanien sind, um solches gegen die Fährlichkeiten zu sichern, denen es etwa in den Händen von Privatpersonen unterworfen seyn möchte.

Auch

Auch ein Inquisitions-Commissar hält sich hier auf, nebst einem Alguazil-Major und seinen Familiaren, die die Inquisition zu Lima sezt.

Die Bürgerschaft besteht aus einen Corregidor, zween ordentlichen Alcaldes, die jährlich gewählt werden, und den Regidoren. Diese führen die Aufsicht über die Wahl der Alcaldes, wobey nicht wenig Unruhen vorfallen, da das Volk in zwo Parthien getheilt ist, in Creolen und Europäer.

§. 8. Diese Stadt ist sehr volkreich, und hat unter ihren Einwohnern einige Familien von hohen Rang und Ansehn, die entweder von den Eroberern ursprünglich abstammen, oder die zu verschiednen Zeiten aus Spanien gekommen sind, und einträgliche Stellen erhalten haben. Doch ist die Anzahl dieser grossen Familien sehr klein.

Das gemeine Volk kann man unter 4 Classen bringen: Spanier, Mestizen, Indier, und Negern mit ihrer Nachkommenschaft; leztere sind hier doch nicht in Verhältniß zu den andern so zahlreich, wie in andern Orten.

Die Creolen sind gut gebaut, lang gewachsen, und haben ein lebhaftes, angenehmes Ansehn. Die Mestizen sind im Ganzen auch wohl gebauet, oft länger als die gewöhnliche Grösse ist, sehr robust, und sehen angenehm aus. Die Indier, sowohl Männer als Weiber, sind gemeiniglich klein, doch stark, und gut proportionirt; bey ihnen aber findet man doch mehr natürliche

Feh-

Fehler als bey andern. Einige sind auffallend klein, einige dumm, stumm, oder blind. Ihr Haar ist gewöhnlich dick und lang, sie tragen es los auf den Schultern herab, hängend; die Indischen Weiber aber binden ihre Haare hinterwärts mit einem Bande, und ziehen dies bis etwas über die Augenbraunen von einem Ohre zum andern. Die größte Beleidigung, die Indiern beyderley Geschlechts kann zugefügt werden, ist, wenn ihnen die Haare abgeschnitten werden: alle cörperliche Strafen, die ihre Herren für sie ausdenken, leiden sie geduldig, aber diese Beleidigung vergeben sie nie; und dem zufolge hat die Regierung diese Strafe für die größten Verbrechen bestimmt. Dieses ihr Haar ist gemeiniglich kohlschwarz; dabey lang, hart, und steif wie Pferdehaare. Die Mestizen schneiden dagegen, um sich von den Indiern zu unterscheiden, ihr Haar ab; die Weiber ahmen ihnen aber hierinn nicht nach.

Man hat bemerkt, daß dies Land mehr Weiber als Männer hat; dies ist um so viel merkwürdiger, da die Ursachen, die die Männer veranlassen, ihr Vaterland zu verlassen, nämlich Reisen, Commerz, und Krieg, doch natürlicherweise mehr Männer als Weiber aus Europa hieher ziehen. Man findet aber viele Familien, wo eine Menge Töchter, und kein einziger Sohn ist. Die Frauenspersonen sind weit gesunder; welches wohl einigermassen dem Clima, und noch besonders der frühen Unmässigkeit und

Wol-

Wollust des andern Geschlechts, zuzuschreiben ist.

Die Weissen kann man für $\frac{1}{6}$, und die Mestizen, die von Spaniern und Indiern abstammen, für $\frac{1}{3}$ aller Einwohner rechnen: dann folgen die Indier, die gleichfalls $\frac{1}{3}$, und andere, die von diesen abstammen, und etwa $\frac{1}{6}$ ausmachen. Diese machen, nach dem sichersten Nachrichten, zwischen 50 und 60,000 Seelen von allerley Alter, Geschlecht und Stande aus. Die Spanier sollte man natürlich für die reichsten, angesehensten und mächtigsten halten: allein wirklich sind viele von ihnen Verhältnißmässig die ärmsten, elendesten, und bedürftigsten; denn ihre Umstände mögen seyn wie sie wollen, so haben sie immer grosse Abneigung, sich mit Handarbeiten abzugeben, weil sie dies für eine Entehrung ihres Vorzugs halten, den sie selbst so hoch schäzen, und der darinn besteht, daß sie weder schwarz noch braun, noch Kupferfarbigt sind. Die Mestizen legen sich fleißig auf Künste und Handlung, erwählen aber doch die, die am mehrsten im Ansehn stehen, nämlich Mahlerey, Bildhauerkunst, und dergleichen, worinn sie sich auch sehr hervorthun. Einige haben sich sogar berühmt gemacht; und einige Stücke eines dieser Mestizen sind sogar nach Rom gebracht, und daselbst mit einmüthigen Beyfall der Kenner aufgenommen worden. Diese ihre Arbeiten verdienen um so mehr Bewunderung, da sie die zur geschickten Bearbeitung und Accurateſſe nöthigen Werkzeuge nicht haben; übrigens aber sind sie sehr trä-

träge und phlegmatisch. Die Indier sind gewöhnlich Schuster, Ziegeldecker, Weber u. s. w. aber auch nicht fleissiger, wie jene. Die gelehrigsten und ruhigsten sind Barbierer nnd lassen Ader, so geschickt, als der beste Europäische Barbier. Die Schuster hingegen sind so faul, daß man oft auf keine andere Art die bestellten Schuhe erhält, als wenn man die Materialien dazu kauft, und so lange bey dem Indier bleibt, bis sie fertig sind. Dies kommt hauptsächlich von der Gewohnheit, die Arbeit vorher zu bezahlen her; denn wenn der Indier Geld bekommt, so versäuft er alles in *chicha*, einer Art Bier aus Mais, uud ist nie nüchtern, so lange noch Geld da ist; hernach aber will er für das bereits durchgebrachte nicht arbeiten.

§. 9. Was die Kleidung der Einwohner anlangt, so tragen die Spanier einen schwarzen Mantel, und unter demselben einen langen weiten Rock, mit ganzen und nur an der Seite ofnen Ermeln; längs der Nath am Leibe und den Ermeln sind Knopflöcher und 2 Reihen Knöpfe der Zierde wegen. Bey allen andern solchen Dingen lassen die Reichen viele Pracht sehen; sie tragen die feinsten Tücher oder seidene Stoffen, ja sehr oft mit Gold und Silber gewirkte Zeuge.

Das Frauenzimmer von ersten Range trägt oben ein Hemd, woran ein Unterrock los befestigt ist, und über beydes ein Stück von Boy. Jedes Kleidungsstück ist mit Spizen besezt; und an Festtägen tragen sie die reichsten Stoffen mit

ver-

1900 th

7

tı
w
al
ri
A
Q
d
E
d
bi
v
le
so
a
E
d

la
te
m
lå
K
w
di
fei
of

ob
sti
Je
an

Hopfoot

verschwenderischem Puze. Ihr Haar legen sie meist in Locken, machen aus selbigen im Nacken eine Art von Creuz, ziehen durch solches ein reiches Band, zweymal um den Kopf, und legen die Enden in Gestalt einer Rose an die Schläfe. In diese Rosen stecken sie Diamanten und Blumen, welches allerliebst aussieht. Wenn sie in die Kirche gehn, so tragen sie zuweilen ein ganzes Kleid, gewöhnlicher aber doch bey dieser Gelegenheit einen Schleyer.

Die Mestizen tragen meist ein blaues Tuch, das im Lande gemacht wird. Die gemeinsten Spanier wollen sich zwar gerne von ihnen unterscheiden, entweder durch die Farbe, oder durch die Façon der Kleider: dennoch bemerkt man nur einen sehr geringen Unterschied zwischen beyden.

Die Mestizenweiber wollen gerne wie Spanierinnen gehen, nur in der Kostbarkeit der Kleidung können sie es ihnen nicht gleich thun. Die ärmern tragen keine Schuhe, sondern gehen, wie die Mannsleute von ihrem Stande, barfuß.

Die Kleidung der Indier besteht aus weissen baumwollenen Hosen, die bis auf die Waden herunter hängen, wo sie los, und mit einer Borte, die sich zum Oberkleide schickt, besezt sind. Ihr Oberkleid ist ein schwarzer baumwollener Ueberrock, der wie ein Sack gemacht ist, und an einem Ende drey Ausschnitte hat, einen in der Mitte für den Kopf, und zween an den Ecken für die Arme; und der, so ihren nacken-

den

den Leib bis an die Knie bedeckt. Ueber diesen tragen sie einen wollenen Mantel mit einer Oefnung in der Mitte, um den Kopf dadurch zu stecken, und einen im Lande gemachten Hut. Dies ist ihre gewöhnliche Tracht, die sie nie ablegen, selbst nicht, wenn sie schlafen: und weiter haben sie für ihre Füße und Fußsohlen keine Bedeckung. Die reicheren Indier, vorzüglich die Barbierer und Aderlässer, unterscheiden sich von ihren Landsleuten durch die feineren Hosen, und dadurch, daß sie ein Hemd ohne Ermel aber mit einer 4 bis 5 Finger breiten Borte, die wie ein Kragen oder Halstuch rund herum geht, tragen. Sie tragen Schuhe und silberne und goldene Schuhschnallen, aber keine Strümpfe; und statt eines schlechten wollenen Mantel tragen sie einen von feinen Tuche, der oft mit silbernen und goldnen Borten besezt ist.

Bey den Indierinnen sind 2 Arten Kleider Mode, die eben so einfach wie die gewöhnlichen Kleider ihrer Männer gemacht sind; der ganze Anzug besteht aus einem kurzen Röckgen, und einem Schleyer von americanischem Boy. Die gemeinsten Indierinnen tragen bloß einen Rock, von derselben Art, und demselben Zeuge wie die Männer, den sie mit zwey grossen Nadeln um den Schultern befestigen, der bis auf die Waden herunter hängt, und um die Mitte des Leibes mit einer Art von Gürtel befestigt ist. Statt des Schleyers, tragen sie um den Hals ein Stück vom nämlichen groben Zeug, das schwarz gefärbt ist; ihre Arme und Füsse aber sind nackend.

Die

Die Caciqueſſen, oder Indierinnen, die an die Alcaldes-Majors, Statthalter, und andere verheyrathet ſind, unterſcheiden ſich durch ein Röckgen von Boy, das mit Bändern beſezt iſt; hierüber tragen ſie eine Art von ſchwarzem Mantel, der an einer Seite offen, von oben bis unten in Falten gelegt, und gemeiniglich mitten um den Leib mit einem Gürtel befeſtigt iſt. Statt des Schleyers, den die gemeinen Indierinnen tragen, haben ſie einen, der weit mehr in Falten gelegt iſt, und hinten vom Kopf bis ans Ende des Rockes herunter hängt. Dieſen machen ſie vorne mit einer groſſen ſilbernen Nadel (*bodkin*) zu. Ihr Kopfputz beſteht aus einem Stück feiner Leinwand, die ſonderbar gefaltet mit den Enden hinten herab hängt; und ohne Schuhe gehen ſie nie aus.

Die jungen Leute vom Stande werden hier in der Weltweisheit und Religion unterrichtet; einige ſtudieren auch das bürgerliche Recht, doch gemeiniglich ſehr ungerne. In dieſen Wiſſenſchaften zeigen ſie viel Verſtand und Gelehrigkeit; allein ſowohl in Hiſtoriſchen und Politiſchen als auch andern Kenntniſſen ſind ſie ſehr zurück. Die einzige Beſchäftigung der Vornehmeren, die keine Kirchenämter bekleiden, beſteht darinn, daß ſie auf ihre Güter reiſen, wo ſie auch die ganze Erndtezeit zubringen; wenige von ihnen geben ſich mit der Handlung ab, ſondern überlaſſen dieſe einträgliche Beſchäftigung gänzlich den Europäern. Doch halten einige wenige Creolen und Meſtizen Kramladen in der Stadt.

Das vornehmere Frauenzimmer ist recht artig im Umgange, und hat ein sehr angenehmes Temperament: beyde Eigenschaften sind wirklich diesem ganzen Geschlecht in diesem Theile von Amerika eigen. Ihre Kinder werden beständig unter ihrer Aufsicht erzogen, welches aber nicht sehr vortheilhaft für selbige ist: denn aus zu grosser Liebe übersehen sie gemeiniglich die Fehler, die so oft die Jugend in Unglück und Verachtung stürzen; sie suchen oft die Vergehungen des Sohnes dem Vater zu verheelen, und wenn dieser sie entdeckt, so entschuldigen sie mit Hize ihren Liebling, um ihm die Ruthe zu ersparen.

Mangel an ordentlichen Beschäftigungen, und Nachlässigkeit bey der Erziehung, veranlassen bey dem Pöbel Tänze und Gastereyen, denen sie bis zur Ausschweifung nachhängen: nie aber sieht man Leute vom Stande bey diesen Lustbarkeiten.

§. 10. Dies Volk hat Speisen, die man in Europa nicht kennt, es liebt aber vorzüglich Käse, und in der Nähe von Quito hat man vortrefliche Butter. Süsse eingemachte Früchte werden hier mehr, als in irgend einem andern Lande geliebt: und daher wird hier eine gewaltige Menge Zucker und Honig verbraucht. Eine Art, diesem Appetite nachzuhängen, besteht darinn: man preßt den Saft aus dem Zuckerrohr, und läßt ihn sich sezen und gerinnen; aus dieser Masse macht man kleine Kuchen, die *raspaduras* genannt, und von gemeinen Leuten so geschäzt werden, daß ein Schnittgen von diesen, und

Käse

Käse und Brod, ihnen ein so angenehmes Mahl, als den Reichen alle ihre mannigfaltigen Gerichte, sind.

Rum ist das gewöhnliche Getränk aller Einwohner: aber ihr Liebstes ist Branntwein. Vorzüglich sieht man bey den Mestizen von dem übermässigen Gebrauch dieses Getränkes manche Unordnung entstehen; auch die gemeinen Weiber, so wohl der Creolen, als auch der Mestizen, übernehmen sich darinn.

Ein anderes sehr gewöhnliches Getränk in diesem Lande ist *mate*, das man aus einer Pflanze zubereitet, die in allen diesen Gegenden von Amerika unter dem Namen Paraguay bekannt, und hier einheimisch ist. Man wirft einige derselben mit Zucker und kalt Wasser, in eine mit Silber beschlagne Kalebasse, die *mate* genannt wird. Nachdem dies einige Zeit so gestanden hat, füllt man die Flasche ganz voll heissen Wassers, und trinkt dann dies Getränk durch eine in die Flasche befestigte Pfeise. Auf die Art gießt man noch einigemal frisches Wasser und Zucker hinein, bis man endlich auch frisches Kraut dazu nöthig hat. Gewöhnlich drückt man in diesen Trank auch etwas weniges Limonien- oder Sevillischen Orangen-Saft, dem man einen angenehmen Geruch von wohlriechenden Blumen mitgetheilt hat. Dies trinken sie gewöhnlich des Morgens nüchtern, viele aber lassen es sich auch des Abends gut schmecken. Die Art, wie sie es trinken, ist nicht sehr appetitlich; denn die ganze

Ge-

Gesellschaft trinkt nach der Reihe durch die nämliche Röhre, und man läßt es viele male herumgehn, bis alle genug getrunken haben. Die Creolen lieben dies Getränk so sehr, daß sie eine gute Quantität immer auf Reisen mit sich führen, und nicht eher essen, bis sie eine Portion Mate getrunken haben.

Das Laster des Spiels grassirt hier ausserordentlich stark. Die Vornehmeren und Reichen haben dazu den Weg gewiesen, und die Geringeren sind ihrem Beyspiele zum Ruin vieler Familien gefolgt. Einige haben ihre Capitalien, die sie im Handel hatten, andere die Kleider vom Leibe, ja sogar hinten drein die Kleider ihrer Weiber, durch die sie die ihrigen wieder zu gewinnen hofften, verspielt.

Das gemeine Volk, die Indier, und selbst das Gesinde, sind dem Diebstahl sehr ergeben. Die Mestizen zeigen dabey, ob sie gleich sonst sehr feig sind, viel Kühnheit: denn wenn sie gleich niemand auf der Strasse anzufallen wagen werden; so ist das doch ein gewöhnlicher Handgriff bey ihnen, den Leuten den Hut wegzureissen, und dann davon zu laufen. So gering dieser Gewinn zu seyn scheint, so ist er doch zuweilen sehr beträchtlich; die Hüte, die die Vornehmeren, oder die reichen Bürger zum Stat tragen, sind von weissem Bieber, und 15 bis 20 Thaler werth, ohne die goldene oder silberne Borte, die mit einer goldnen mit Diamanten und Smaragden besezten Spange befestigt ist. Doch hört man

selten

selten etwas von Räubereyen auf den Heerstrassen.

In Quito, und den verschiednen Städten und Dörfern dieser Provinz, werden verschiedne Sprachen gesprochen. Das spanische ist eben so gemein, als das Inga oder die Landessprache. Die Creolen sprechen die leztere so viel wie die erstere, beyde aber sind durch entlehnte Wörter und Ausdrücke sehr verstellt. Die erste Sprache, die die Kinder gewöhnlich reden, ist die Inga, da die Ammen Indierinnen sind, die oft nicht ein Wort spanisch verstehn: und so lernen sie in der Folge ein aus beyden Sprachen zusammengesezтes Wälsch.

Die kostbaren Leichenbegängnisse zeigen, wie sehr die Macht der Mode über Vernunft und Klugheit herrschen kann. Denn ihre Prahlerey in diesem Stücke ist so gros, daß manche Familien vom Stande, durch unüberlegtes Bestreben, es andern zuvor zu thun, herunter gekommen sind: und man kann wohl sagen, daß es sich dies Volk recht sauer werden läßt, Reichthümer zu sammlen, damit ihre Nachkommen ihrem Cörper, wenn er von allem Pompe nichts mehr fühlt, recht verschwenderische Ehre anthun können.

Was den Handel der Provinz Quito betrift; so sind die Leute, die ihn vorzüglich treiben, die hier wohnenden, und andere gelegentlich hieher kommende Europäer. Leztere kaufen hier einheimische und verkaufen europäische Waaren. Die Manufacturen dieser Provinz sind blos von

Baum-

Baumwolle, und weißen und gestreiften Boy und Tüchern, die mit Vortheil nach Lima verkauft werden, von da sie in die inneren peruanischen Provinzen gehen. Man erhält dagegen theils Silber, theils Franzen von Gold- und Silberdrate, und Wein, Branntwein, Oel, Kupfer, Zinn, Bley und Queckſilber. Wenn die Galionen zu Carthagena anlangen: so gehn diese Kaufleute dahin, um europäische Waaren einzukaufen, die sie bey ihrer Rückkehr durch ihre Correspondenten in der ganzen Provinz vertreiben. Die Küsten von Neuspanien versehen diese Provinz mit Indigo, der in den Manufacturen in Menge verbraucht wird, weil Blau die allgemeine Farbe hier zu Lande ist. Eisen und Stahl wird durch Guayaquil, von Europa sowohl als der Küste von Guatimala, eingeführt.

## Zweyter Abschnitt.

Von den verschiedenen Gerichtsbarkeiten in der Provinz Quito. Beschreibung der Stadt St. Miguel de Ibarra; und der Art wilde Esel zu fangen. Von dem Cochenille Insect.

§. 1. Die Provinz Quito wird in 9 Gerichtsbezirke eingetheilt. Diese sind, von Norden her angefangen: San Miguel de Ibarra, Otabalo, die Stadt Quito, Laracunga, Rio Bamba, Chimbo, oder Guaranda, Guayaquil, Cuença, und Loja. Wir wollen davon blos die merkwürdigsten beschreiben.

§. 2.

§. 2. Die Stadt San Miguel de Ibarra liegt am dem Ende einer grossen Ebene, in einer kleinen Entfernung von einer Bergkette und zwischen zween Flüssen, die die Ebene beständig grün erhalten. Sie ist von mittler Grösse, hat gerade und breite Strassen, und Häuser die mehrentheils von Steinen, oder ungebrannten Ziegeln gebaut, alle aber mit Ziegeln gedeckt sind. Rings um die Stadt sind Vorstädte, die von Indiern bewohnt werden, deren Hütten ein schlechtes Ansehn haben: die Häuser in der Stadt aber sind nette und übereins gebaut, sie bestehn aber doch nur aus einem Stockwerke über der Erde, doch haben die am Markte noch ein Stock-Werk. Die Pfarrkirche ist ein grosses, schönes Gebäude, und sehr artig verziert. In der Stadt sind Franciscaner- Dominicaner- und der barmherzigen Väter-Klöster, ein Jesuiter-Collegium, und ein Nonnenkloster vom Orden der Empfängniß. Man schätzt die Einwohner auf 10 bis 12,000 Seelen.

In diesem Gerichtsbezirke wird das Zuckerrohr sehr zeitig reif, und man kann es zu allen Zeiten in die Mühle bringen, weil es nicht eben nothwendig ist, daß man es zu einer bestimmten Zeit abschneidet, da es nichts von seiner Güte verliert, wenn man es 2 oder 3 Monat, nach der Reife stehn läßt. Man kann es also in jedem Vierteljahr einerndten, und die Mühlen sind folglich das ganze Jahr hindurch im Gange.

Im District des Fleckens Mira in dieser Gerichtsbarkeit findet man sehr viele wilde Esel; die sich sehr vermehren, und nicht leicht gefangen werden. Die Eigner der Ländereyen, wo sie sich aufhalten, bieten kleine Belohnungen an andre aus, um so viel Esel zu fangen, als sie

immer

immer können: diese Prämien sind der Zahl der Tage angemessen, die sie auf diese Jagd verwenden. Man fängt sie auf folgende Art: Einige Leute begeben sich zu Pferde, mit einigen Indiern zu Fusse, nach einem gewissen Plaz, wo sie einen Cirkel formiren, um die Thiere in ein Thal zu treiben; wohin sie eilend reiten, und einen Strick, dessen Ende eine Schlinge ist, diesen Thieren über die Köpfe werfen. Denn so bald diese Thiere merken, daß sie eingeschlossen sind, so machen sie würhende Versuche zu entwischen: und glückt es nur erst einem durchzukommen, so folgen ihm alle andere mit unwiderstehlicher Heftigkeit. Wenn die Jäger aber einen in der Schlinge gefangen haben; so werfen sie ihn nieder, binden ihm die Füsse, und lassen ihn liegen, bis die Jagd geendigt ist: dann paaren sie ihn, um ihn wegzubringen, mit zahmen Thieren: dies ist aber nicht so leicht; denn diese Thiere sind so wild, daß sie öfters diejenigen verwunden, die sie dressiren wollen. Sie haben alle Behendigkeit eines Pferdes und weder steile Anhöhen noch Abhänge können sie in ihrem Laufe aufhalten. Wenn sie angefallen werden, so vertheidigen sie sich mit ihrem Maule und Fersen so lebhaft, daß sie, ohne ihre Heerde zu verlassen, oft ihre Angreifer lähmen. Sobald sie aber erst Lasten tragen, so verliert sich ihre Geschwindigkeit sowohl, als ihre gefährliche Wildheit, und sie erhalten bald das dumme Ansehn und das Träge der andern Thiere dieser Art. Es ist auch merkwürdig, das sie keine Pferde unter sich

dulten; und wenn sich einmal eines dahin verirrt, wo sie weiden: so fallen sie alle darüber her, und lassen es nicht entfliehn, sondern beissen, und stossen es mit den Füssen so lange, bis es todt auf der Stelle liegen bleibt. Sie sind sehr unruhige Nachbaren: denn wenn es einmal einem oder dem andern einfällt zu schreyen; so antworten ihnen alle, die es nur hören, mit einem lauten Geschrey, das durch den Wiederhall in den Thälern und Felsen verstärkt wird, und deswegen auch länger anhält.

§. 3. In dem Gerichtsbezirke Loja wächst das berühmte specifike Mittel wider die Wechsel-Fieber, das man unter dem Namen der Quinquina- oder Jesuitenrinde kennt. Der Baum, von dem sie kommt, ist etwa 7 Ellen hoch; und der Stamm und die Zweige sind von verhältnißmässiger Dicke. Um die Rinde zu erhalten, hauen die Indier den Baum nieder, schälen ihn ab, und trocknen die Quinquina. Ob hier gleich grosse Waldungen von diesen Bäumen sind: so nehmen sie doch schon merklich ab, weil die Indier keine aus den Saamen ziehn, und die wild wachsenden bey weiten die Anzahl derer, die niedergehauen werden, nicht ersezen.

Sehr wichtig für den Gerichtsbezirk Loja ist auch das Cochenille-Insect, das hier eben so gut seyn soll, wie das aus Oaxaca in Neuspanien. Allein die Einwohner sammlen bey weitem nicht so viel, als sie absezen könnten, sondern nur so viel, als die Färber in diesen und der benachbarten Gerichtsbarkeit von Cuença bedürfen.

Die-

Diese schöne und dauerhafte Farbe allein macht es vermuthlich, daß die Teppiche aus Loja und die Boy's aus Cuenza allen andern vorgezogen werden.

Das Cochenille-Insect lebt an einer Pflanze, die Nopal, oder Indischer Feigenbaum, lateinisch *Opuntia* maxima, heißt. Die Art, diese Pflanze zu ziehen, ist diese: man macht Reihen von Höhlen, die etwa $\frac{1}{2}$ Elle tief, und 2 Ellen von einander sind. In jede dieser Höhlen legt man ein oder zwey Nopalblätter flach ein, und bedeckt sie mit Erde. Dies Blatt wächst bald zu einem einzelnen Stamm auf, der sich, während seines Wachsens, in verschiedene Zweige theilt, die allmählig wieder frische Blätter treiben, wovon das größte nahe am Stamme hervorkommt, und wie die Zweige voll Knospen ist, aus denen die Blätter hervorkommen. Die Pflanze wird selten über 3 Ellen hoch; ihre Blüthe ist klein und hellroth, und hat die Gestalt einer Knospe, in deren Mittelpunct sich die Frucht zeigt. Wenn die Feige reif ist, so wird ihre äussere Schaale weit: das innwendige Fleisch aber ist so sehr hochroth, daß es den Urin färbt, wenn man davon ißt. Es giebt wohl wenige Früchte, die angenehmer und gesünder wären. Man hielt ehedem die Cochenille für die Frucht oder den Saamen einer eigenen Pflanze; jezt aber weiß man, daß sie ein Insect ist, das an dieser Pflanze erzeugt wird, und sich davon nährt; es legt seine Eyer zwischen die Blätter. Der Saft der Pflanze, der ihre einzige Nahrung ausmacht, geht

ganz

ganz in ihre Säfte über, und daher erhalten sie eine schöne Carmoisinfarbe. Wenn diese Insecten ihre völlige Grösse erreicht haben, so sammlet man sie, und wirft sie in irrdene Töpfe: man muß sich aber sehr sorgfältig hüten, daß sie nicht wieder herauslaufen, weil man sonst eine Menge wieder verlieren würde. Wenn sie in diesen Töpfen einige Zeit gewesen sind: so werden sie getödtet, und in Säcke geschüttet. Diese Indier tödten die Insecten auf dreyerley Art: durch Feuer, oder durch die Hize der Sonnenstrahlen, oder durch heisses Wasser; und daher kommen auch die verschiedenen Gradationen in der Farbe. Wenn man sie durch Feuer tödtet: so schiebt man sie mit Schaufeln in einen mässig heissen Ofen; und die feine Farbe der Cochenille hängt davon ab, daß man sie beym Tödten nicht allzu sehr dörre. Die beste Art, dieß theure Insect zu tödten, scheint doch die zu seyn, daß man sie den Sonnenstrahlen ausseżt. Es ist merkwürdig, daß dies Insect auf gar keine merkliche Art die Pflanze beschädigt; sondern es zieht seine Nahrung nur aus dem saftreichsten Theil der Pflanze vermittelst seines Rüssels (*proboscis*) durch den feinen Ueberzug der Blätter.

## Dritter Abschnitt.

### Von den Gouvernements Quixos, Macas und Jaen de Bracamoras; ihrer Lage, Clima, Grösse und Producten.

§. 1. Ausser den erwähnten Gerichtsbezirken sind noch 3 Gouvernements in der Provinz Quito;

Quito; wovon eine ein Theil von der bereits beschriebenen Provinz Popayan ist. Wir wollen mit Quixos, Macas und Jaen de Bracamoras, anfangen.

Die beyden erstern liegen an der Ostseite der Cordillera des Andes. Quixos liegt nördlich, und stößt an den Gerichtsbezirk Popayan: Ostwärts erstreckt es sich bis zum Fluß Aguarico, und Wwärts bis zu einem Theil der Gebirge Andes. Die Städte sind hier sehr klein, und verdienen keine besondere Beschreibung; die vornehmsten sind die Städte Archidona und Avila, deren Einwohner beständig auf ihrer Hut wider die freyen Indier seyn müssen, von denen sie rings herum umgeben sind, und die oft ihre Häuser und Pflanzungen berauben. Sie machen verschiedene Nationen aus, und leben im Lande so zerstreut, daß jede Dorfschaft in beständiger Furcht vor den in ihrer Nachbarschaft befindlichen seyn muß.

Die Luft ist in diesem Lande heiß und sehr feucht. Der Regen hält hier gewöhnlich lange an, und das Land ist mit dicken Waldungen bedeckt, worinn Bäume von ungeheurer Dicke sind. In den südlichen und westlichen Theilen von Quixos wächst der Zimmetbaum, der in beträchtlicher Menge in der Provinz Quito gefällt wird, aber der Zimmet ist schlechter als der aus Ostindien.

§. 2. Das Gouvernement Macas gränzt in O. an das Gouvernement Maynas, in S. am Bracamoras, und in W. an die östliche Cordillera des Andes. Diese nahe Lage an den Gebirgen macht

macht das Clima merklich verschieden; denn da das Land auch voller Wälder ist: so ist der Unterschied der beyden am mehrsten von einander verschiedenen Jahrszeiten hier sehr merklich. So fängt der Winter hier im April an, und dauert bis zum September; dann ist der Luftkreis klar, der Himmel heiter, und die Erde von ihren Schönheiten bunt.

Das Land ist sehr fruchtbar an Korn. Eine der vornehmsten Arbeiten des Landmanns aber macht der Anbau des Tabacks aus, der ganz vortreflich ist, und in Rollen durch ganz Peru verfahren wird. Auch geräth hier das Zuckerrohr und die Baumwolle gut; aber die Furcht vor den freyen Indiern, die das Land oft geplündert haben, benimmt den Einwohnern den Muth, mehr, als zu ihrer eigenen Nothdurft, anzubauen. Denn hier sind sie in eben der unglücklichen Lage, wie die Einwohner von Quixos: in der Nähe der Dörfer halten sich Banden von Indiern auf, die sie plözlich überfallen, wenn sie glauben, daß sie noch so weit entfernt wären.

Unter der unzähligen Menge verschiedener hier wachsenden Bäume ist der Storax-Baum einer der merkwürdigsten; dessen Gummi einen vortreflichen Geruch hat, aber hier in nicht sehr grosser Menge vorhanden ist, weil die Bäume in einiger Entfernung von den Dörfern wachsen, und es gefährlich ist, dahin zu gehen, da die Indier, die geschwornen Feinde aller Spanier, ihnen auflauren. Eben dies gilt auch von einigen Ultramarin-Gruben, aus welchen man gleichfalls,

wegen

wegen bemeldter Gefahr, nur wenig gewinnt, ob man sich gleich keine schönere Farbe denken kann. Dies Land bringt auch Zimmet-Bäume hervor, die nach dem Berichte einiger sehr erfahrnen Naturkenner die von der Insel Seilan sehr übertreffen sollen. Von denen aus Quixos sind sie sichtbar verschieden; man glaubt aber, daß sie deswegen so vorzüglich sind, weil sie mehr den Sonnenstrahlen ausgesezt sind, die hier nicht von den Blättern anderer Bäume aufgefangen werden. Copal kommt auch in grosser Menge aus Macas, auch wildes Wachs; lezteres aber ist nicht viel werth.

§. 3. Das Gouvernement Jaen de Bracamoras begränzt in S. die Gerichtsbarkeit der Audienz von Quito, und folgt zunächst auf das von Macas. Seine Einwohner belaufen sich auf 3 bis 4000, wovon die mehrsten Mestizen, einige Indier, und nur sehr wenige Spanier sind.

Das Clima ist dem in Quixos ähnlich; nur ist der Regen weder so anhaltend, noch so heftig. Der Boden ist sehr fruchtbar an allem solchen Korn und andern Producten, die dem Clima angemessen sind. Im Lande wachsen eine Menge wilder Bäume, vorzüglich auch der Cocoa, den man hier überaus häufig findet, der aber, ob er gleich denen in den Pflanzungen gezogenen gleichkommt, wenig einträgt, weil man im Lande nicht viel consumirt; und die Ausfuhr in ferne Gegenden ihn zu theuer machen würde. Es verfault also die Frucht am Baume, oder wird

von

von den Meerkazen und andern Thieren gegessen. Hier wächst auch eine ungeheure Menge Taback, mit dessen Anbau sich die Einwohner vorzüglich beschäfftigen. Man tunkt ihn bey der Zubereitung in heissen Honig oder in Decocte von stark riechenden Kräutern, um ihm einen guten Geruch zu geben: dann bindet man ihn in Rollen, und verfährt ihn durch ganz Peru und das Königreich Chili. Auch eine grosse Menge Baumwolle, und fast unzählige Mauleſel giebt es hier. Auch halten sich in den drey erwähnten Gouvernements viele wilde Thiere auf, die schon oben bey Ländern, die das nämliche Clima haben, beschrieben worden sind; ausser diesen aber findet man hier auch noch Bastart-Bären, Bären, und den Danta, ein Thier von der Grösse eines Stiers, das sehr geschwind, und gewöhnlich weiß ist. Seine Haut giebt ein sehr gutes Büffel-Leder. Mitten auf dem Kopf hat er ein Horn, das sich einwärts krümmt. Diese drey Arten wilder Thiere sind in den andern Ländern des heissen Erdgürtels unbekannt; und daß sie hier sich aufhalten, kömmt von den nahe liegenden Gebirgen Andes her: denn auf diesen Gebirgen, wo ein kaltes, ihrer Natur angemessenes Clima ist, pflanzen sie sich fort, und kommen von da zuweilen in dies Land herunter.

Unter den kriechenden Thieren findet sich die *Maca*, eine Schlange, die eine glänzende gefleckte Haut wie der Tiger hat, die aber ganz mit Schuppen bedeckt ist. Sie hat ein fürchterliches Ansehen: denn ihr Kopf ist viel grösser, als sich

wegen

wegen der Dicke ihres Körpers erwarten läßt; auch hat sie zwey Reihen Zähne, und Fangzähne, wie ein grosser Hund. Die freyen Indier mahlen diese Schlange auf ihre Schilder, um dadurch ihre Unerschrockenheit anzuzeigen, und sich ein fürchterlicheres Ansehn zu geben. Ihr Biß ist unheilbar, und wo sie einmal anpackt, da läßt sie nicht wieder ab.

## Vierter Abschnitt.

### Von Guayaquil.

Lage, Grösse und Clima. Ausserordentliche Menge Muskiten und Nazen. Krankheiten in diesem Lande. Besondere Beschreibung des Rohrs, der Vijahua und Bejuco. Nachricht von den Alligatorn. Von der Stadt Guayaquil, und den Sitten und Gebräuchen der Einwohner.

§. 1. Das Gebiete von Guayaquil ist das lezte im Gouvernement von Quito. Es fängt sich beym Cap Passado an, unter dem 21° Südl. Breite, etwa 30 Meilen nordwärts von der Bay Manta. Von diesem Cap läuft es längs der Küste, mit Einschluß der Insel Puna bis zur Stadt Machala, auf der Küste Tumbez fort, wo es sich mit dem Gerichtsbezirke von Piura schliesset. Von hier läuft es Ostwärts, und wird von Cuença begränzt; dann dreht es sich Nwärts, längs der westlichen Gränze der Andes, wo die Gerichtsbezirke Bamba und Chimbo seine Gränze machen. Seine ganze Grösse beträgt etwa 60 Seemeilen von N. nach S., und 40 bis 45

von

von O. nach W. Dies ganze Land ist eine ununterbrochene Ebene, die im Winter gänzlich unter Wasser steht. Es ist in 7 Lieutenantschaften eingetheilt: für jede sezt der Corregidor den Lieutenant, den die Audienz in Quito bestätigen muß.

Die Regenzeit fällt in den December: zuweilen dauert sie nur im Anfang des Monats, zuweilen bis in die Mitte, manchmal bis zu Ende des Monats, und höchstens bis zum April oder May. Während dieser Zeit scheinen sich die Elemente, die Insecten und Gewürme alle zur Quaal des menschlichen Geschlechtes verschworen zu haben. Die Hize ist unmäßig; der Regen hält Nacht und Tag an, und fällt unter öfteren fürchterlichen Donnern und Blizen; der Fluß Guayaquil, und alle, die sich in ihn ergiessen, treten über ihre Ufer, und unzählige Schwärme von Insecten und Würmern plagen die Einwohner.

Die Schlangen, Vipern, Scorpionen und Scolopendern finden in dieser Jahrszeit Gelegenheit, sich in die Häuser zu schleichen, und viele Menschen zu tödten. Dieses Ungeziefer ist zwar auch in den übrigen Jahrszeiten da: aber in dieser sind sie doch weit zahlreicher und thätiger; so daß man sehr sorgfältig die Betten durchsuchen muß, damit sie sich nicht darinn verstecken. Um der Marter der Muskiten zu entgehn, müssen alle Leute, selbst die Indier und Negersclaven, Vorhänge vor den Betten halten, die bey den gemeinen Leuten von Baumwolle, bey den

vornehmeren aber von weissen Leinen sind. In der That leiden die Einwohner nirgends so viel von fliegenden Insecten, als eben in der Stadt Guayaquil; wo man unmöglich 3 oder 4 Minuten ein Licht anders als in einer Laterne brennend erhalten kann; denn unzählige Insecten fliegen in die Flamme, und löschen sie aus; und wer nahe beym Licht seyn muß, wird bald durch den Schwarm von Insecten davon weggetrieben, die sich ihm Haufenweise in die Augen, Ohren und Nase sezen. „Diese Insecten, sagt D. Antonio Ulloa, waren uns in den kurzen heitern Zwischenzeiten einiger Nächte unerträglich, die wir zu astronomischen Beobachtungen anwandten. Ihre Stiche waren äusserst schmerzhaft, und nöthigten uns mehr als einmal, unsere Beobachtungen abzubrechen: denn wegen ihrer gräulichen Menge konnten wir weder sehen noch athmen.

§. 2. Eine andere sehr grosse Unbequemlichkeit in den Häusern sind die vielen Razen, mit denen alle Gebäude so geplagt sind, daß sie des Abends ihre Höhlen verlassen, und durch das Laufen über die getäfelten Böden, und das Auf- und Niederklettern an den Seitenwänden der Stuben und den Betthimmeln, so ein Geräusch machen, daß sie diejenigen, die nicht daran gewöhnt sind, erschrecken. Vor Menschen fürchten sie sich so wenig, daß wenn ein Licht ohne Laterne hingesezt wird, sie es augenblicklich weghohlen: weil dies aber gefährliche Folgen haben könnte, so läßt man sie selten dazu kommen, doch machen sie sich die geringste Nachlässigkeit zu

Nuze.

Nuze. Alle diese Unbequemlichkeiten, die den Ausländern unerträglich und hinreichend zu seyn scheinen, das Land unbewohnt zu machen, machen doch nur wenig Eindruck auf die Einwohner, die von Kindheit an daran gewöhnt sind, und mehr von der Kälte auf den Gebirgen leiden, die doch den Europäern selten beschwerlich ist, als von allen diesen Unbequemlichkeiten.

Die trockne Jahrszeit ist die erträglichste: denn alsdann nimmt so wohl die Menge als die Thätigkeit dieser Gewürme ab, und die Hize wird durch *SW.* und *WSW.* Winde gemildert, die immer um Mittag aufkommen, und die Erde bis 5 oder 6 Uhr des folgenden Morgens erfrischen. Dann ist die Luft völlig heiter und klar, und es fallen zuweilen kleine kaum bemerkliche Regenschauer: das beste aber ist, daß in dieser Zeit die Luft vorzüglich gesund ist. Die Bewohner der nahen Gebirge, die an ein kälteres Clima gewöhnt sind, können die Luft in Guayaquil nicht ausstehen, die sie immer schwächt, und bey einem unmäßigen Genusse der delikaten Früchte dieser Gegend ziehen sich diese Leute Wechselfieber zu, die in Guayaquil im Winter gemein und hier vorzüglich beschwerlich und gefährlich sind. Auch das schwarze Brechen ist hier zu Lande gefährlich. Die Eingebohrnen sind auch dem Staar und andern Augenkrankheiten sehr unterworfen, die oft eine gänzliche Blindheit hervorbringen.

§. 3. Unter den Producten des Pflanzenreichs, wollen wir das Rohr, die Vijahua und das Bejuco beschreiben.

Das

Das Rohr ist sowohl wegen seiner Länge, als auch wegen seiner Dicke, und des in seinen Höhlen enthaltenen Wassers, merkwürdig. Seine gewöhnliche Länge beträgt 12 bis 16 Ellen; die Dicke ist verschieden, doch hat das dickste Rohr nie mehr als 6 Zoll im Durchmesser. Das Holz oder die Seite der Röhre ist etwa 6 Linien dick, so daß, wenn das Rohr geöffnet wird, es gleichsam ein fast $1\frac{1}{2}$ Fuß breites Bret vorstellt: daher ist es begreiflich, daß Häuser daraus gebaut werden können. Von der Zeit an, da sie zuerst hervorkommen, bis zu ihrer größten Vollkommenheit, enthalten viele Rohrgen eine Menge Wasser: und was hiebey das merkwürdigste ist, so sind diese beym vollen Mond entweder ganz oder doch beynahe voll Wasser, beym abnehmenden Monde aber hat auch das Wasser Ebbe. Beym abnehmenden Monde ist auch das Wasser trübe, beym zunehmenden aber ist es so klar als Crystall. Man findet es nicht in allen Zwischenräumen, sondern wechselsweise ist einer voll Wasser, und der andere leer. Dies Wasser soll ein vortrefliches Mittel bey Quetschungen seyn; daher trinken es die Leute, die von den Gebirgen kommen, wo dergleichen Zufälle fast unvermeidlich sind. Wenn man das Rohr geschnitten hat, so läßt man es austrocknen, und dadurch erhält es einen solchen Grad von Festigkeit, daß man es zu Querbalken, Balken, Täfelwerk oder selbst zu Masten auf den Schiffen, die man Balzas nennt, verarbeitet. Die Schiffe, die Cacao laden, sind mit diesem Rohre ausgelegt, um das

Schiffs-

Schiffsholz wider die grosse Hize dieser Frucht zu schüzen. Man gebraucht es auch zu Stangen an Sänften, und zu unzähligen andern Dingen.

Die Bijahua ist ein Blatt, das meist 5 Fuß lang, und $2\frac{1}{2}$ breit ist, wild wächst, und keinen Stamm hat. Der Hauptstrunk des Blattes in der Mitte ist beynahe $\frac{1}{2}$ Zoll breit; alle andere Theile aber sind vollkommen zart und weich. Die untere Seite ist grün, die obere weiß, und mit einem feinen weissen klebrichten Wesen bedeckt. Man gebraucht sie gewöhnlich, die Häuser damit zu decken, und Salz, Fische, und andere Güter, die man auf die Gebirge verschickt, darein zu packen, um sie wider den Regen zu sichern.

Die Bejucos sind eine Art eines holzigten Gewebes (*Cordage*), und es giebt hier zwo Arten davon: die eine wächst aus der Erde auf, und schlingt sich um die Bäume; die andere aber schlägt ihre Wurzeln in gewisse andere Bäume, und zieht daher ihre Nahrung. Beyde Arten neigen sich, nachdem sie eine grosse Höhe erreicht haben, wieder auf die Erde nieder, und laufen auf selbiger hin, bis sie einen andern Baum erreichen, zu dessen Spize sie sich, wie bey dem erstern hinaufschlingen: dann laufen sie wiederum gegen die Erde herab, und bilden so ein Labyrinth von Verstrickungen. Zuweilen sieht man einige sich wie ein Seil von der Spize des einen Baums bis zur Spize des andern hinziehn. Sie sind so ausserordentlich biegsam, daß man sie auf keine

Art

Art durch Beugen oder Drehen zerbrechen kann. Die dünnsten sind $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, ihre gewöhnlichere Dicke aber beträgt etwas über $\frac{1}{2}$ Zoll; und andere sind wirklich noch dicker, diese aber werden wenig oder gar nicht gebraucht, weil sie durch das lange Wachsen zu hart geworden sind. Man braucht sie zu Peitschen, und allerley Dinge zusammen zu binden, auch dreht man mehrere wie Stricke zusammen, und macht daraus Tauwerk für die Balcas und kleinere Schiffe. Man hat bemerkt, daß solches Tauwerk sehr lange im Wasser dauert.

§. 4. Hier sind dicke Wälder von allerhand Arten grosser Bäume, die im Laubwerk, in der Richtung ihrer Aeste, und der Dicke ihres Stammes von einander verschieden sind. In den ebenen Gegenden dieser Waldungen hält sich eine grosse Menge vierfüssiger Thiere und Vögel auf; und unter diesen lezteren wilde Pfauen, Trappen, Phasanen, und einige andere. Diese sind hier so zahlreich, daß, wenn sie sich nicht mehrentheils auf den Spizen der Bäume aufhielten, wo sie die unmäßige Höhe und das Laub, unter dem sie bedeckt sind, wider alle Gefahr sicherte, sich ein nur mit einer guten Vogelflinte versehener Reisender, zu allen Zeiten eine herrliche Mahlzeit daraus zubereiten könnte. Diese Wälder werden aber auch durch die vielen Schlangen sehr unsicher gemacht. Unter den Meerkazen ist eine Art so groß, daß sie, wenn sie auf den Hinterfüssen steht, nicht viel weniger als 6 Fuß hoch ist.

ist. Sie sind schwarz, in allem Betracht häßlich, aber leicht zu zähmen.

§. 5. Der Fluß Guayaquil enthält eine Menge verschiedener Fische, deren Vermehrung doch durch die ungeheure Menge von Alligatorn sehr gehindert wird. Dies sind Amphibien, die sich an den Flüssen, und auf den nahe liegenden Ebenen aufhalten, sich aber doch selten weit von den Ufern der Flüsse entfernen. Wenn sie des Fischfangens müde sind: so gehn sie aus dem Wasser heraus, um sich zu sönnern, und dann sehen sie mehr wie verfaultes an die Küste geworfenes Holz, als wie lebendige Geschöpfe aus: sie stürzen sich aber auch, so bald sie ein Fahrzeug in der Nähe bemerken, wieder ins Wasser. Sie sind die größten Thiere aus dem Geschlechte der Eidexen; und einige sind hier so ungeheuer groß, daß sie zuweilen über 15 Fuß lang sind. Der Kopf ist lang, und erhebt sich bey der Nase hin, wie die Schnauze beym Schweine, und hat 2 Reihen sehr scharfer Zähne. So lang sie sich an der Küste sönnern, sperren sie ihr grosses Maul weit auf; und wann dies voll Muskiten, Fliegen und andern Insecten ist, so schliessen sie schnell die Kinnbacken, und verschlingen ihren Raub. Gewöhnlich fliehen sie vor einem Menschen; und wenn sich ihnen einer nähert, so tauchen sie unters Wasser. Ihr ganzer Leib ist mit Schuppen bedeckt, durch die keine Flintenkugel geht, ausser wenn sie just in den Bauch trifft, welches ihre einzige verwundbare Stelle ist. Es ist übrigens ein Eyer legendes Thier. Das Weibgen macht

eine

eine tiefe Höhle im Sande nahe am Ufer des Flusses, und legt dahinein die Eyer, die so groß wie Straußeyer, und so weiß wie Hünereyer, aber weit härter sind. Es legt gewöhnlich etwa 100 Eyer, und bleibt an dem nämlichen Orte, bis es sie alle gelegt hat, welches einen oder zween Tage dauert. Es bedeckt sie dann nicht allein mit Sand, sondern um sie noch mehr zu verbergen, wälzt es sich darüber her bis in eine beträchtliche Entfernung, und kehrt dann ins Wasser zurück, bis ein natürlicher Instinct dasselbe lehrt, daß es Zeit sey, seine Jungen aus ihrem Gefängnisse zu befreyen. Wenn es wieder an den Ort geht, wird es vom Männgen begleitet; dann krazt es den Sand auf, und fängt an die Eyer mit solcher Behutsamkeit zu zerbrechen, daß kaum ein einziges verlezt wird; und so sieht man einen ganzen Schwarm junger Alligatorn herum kriechen. Diese nimmt die Mutter auf den Hals und Rücken, um sie ins Wasser zu bringen: die wachsamen Gallinazas aber bedienen sich dieser Gelegenheit, ihr einige wegzuholen, und eben so verschlingt auch das Männgen, das wirklich in keiner andern Absicht sie begleitete, so viel er kann, bis endlich das Weibgen das Wasser mit denen wenigen übriggebliebenen erreicht, und nun selbst alle, die von ihr herunter fallen, und nicht schwimmen können, verzehrt. Auf diese Weise kommen von der fürchterlichen Brut glücklicher Weise nicht mehr als 4 oder 5 auf.

Die Gallinazas, die wir oben bey Carthagena beschrieben haben, tragen vieles dazu bey, die

die zu starke Vermehrung der Alligatorn zu behindern, weil sie überaus gerne ihre Eyer fressen, die sie mit ausserordentlicher Geschicklichkeit zu finden wissen. Diese Vögel lassen es oft ihre einzige Beschäfftigung seyn, während der trocknen Jahrszeit auf die weiblichen Alligatorn zu lauren, da diese ihre Eyer legen, weil alsdann die Seiten der Flüsse nicht so mit Wasser überschwemmt sind. Der Gallinazo hält sich zwischen den Zweigen eines Baums verborgen, und bewacht da in der größten Stille den weiblichen Alligator so lange, bis er seine Eyer gelegt, und sich wegbegeben hat; kaum ist er wieder unter Wasser, so schießt der Gallinazo auf die Stelle zu, scharrt mit dem Schnabel, den Füssen und Flügeln den Sand weg, und verzehrt die Eyer bis auf die Schaalen. Dies herrliche Mahl würde ihm seine grosse Gedult reichlich belohnen, wenn nicht eine grosse Menge dieser Vögel von allen Arten her, sich hier bey dem glücklichen Entdecker versammlete, um sich in die Beute zu theilen. Diese Eyer werden, wenn sie frisch sind, von den Mulatten gegessen. So vermindert die Vorsehung die Quaal dieser schädlichen Thiere, die sich sonst bald so stark vermehren würden, daß weder der Fluß noch die benachbarten Felder sie würden fassen können; denn so kann man sich ihre Menge leicht vorstellen.

Die Alligatorn sind nicht ungeschickt im Fischfangen, das ihnen ihre vornehmste Nahrung verschaft: 8 oder 10, je nachdem sie sich vergleichen können, ziehn gegen die Mündung des Flus-

ses,

ses, oder eines Meerbusens herauf, da indeß andere eine beträchtliche Strecke längs dem Flusse hinauf gehn, und die Fische herunterwärts jagen, so daß auf diese Art ihnen kein einziger Fisch von einiger Grösse entgehen kann. Unterm Wasser können die Alligatorn nicht essen; wenn sie also einen Fisch erhaschen, so heben sie den Kopf über die Oberfläche des Wassers, und verschlingen ihn dann; und wenn sie ihren Appetit gesättigt haben, gehn sie zu den übrigen ans Ufer zurück. Wenn ihnen keine Fische aufstossen: so gehn sie auf die Wiesen an den Ufern des Flusses, und holen sich Kälber und Füllen. Dies thun sie in der Nacht, um diese Thiere im Schlafe zu überraschen, und man hat bemerkt, daß die Alligatoren, die einmal Fleisch gekostet haben, so viel Geschmack daran bekommen, daß sie nie wieder Fische, als nur in der äussersten Noth, fressen. Man hat wirklich viele traurige Beyspiele, daß sie sogar Menschen verschlungen haben, vorzüglich Kinder, die im Dunkeln vor dem Thor herum gelaufen sind; und diese Raubthiere bringen ihren Raub, wenn sie ihn erst einmal mit dem Maule gefaßt haben, wider die Hülfe, die auf das Geschrey des kleinen Opfers herbey eilt, dadurch in Sicherheit, daß sie dem Wasser zu eilen, das Kind ersäufen, und es dann auf dem Wasser nach Gefallen verzehren. Wenn Schiffsleute auf dem Boote schlafen, und einen Arm oder Fuß unvorsichtiger Weise über den Rand des Boots herabhängen lassen: so werden sie von diesen Thieren angegriffen, und der ganze Körper ins Was-

ser

ser gerissen. Solche Alligatorn, die einmal eine Mahlzeit von Menschenfleisch gehabt haben, hält man für die gefährlichsten; und diese behalten eine unersättliche Begierde, sich dieses leckere Gericht noch öfter zu verschaffen.

Die Einwohner der Gegenden, wo sie sich in Menge aufhalten, geben sich viele Mühe, sie auszurotten. Gewöhnlich brauchen sie dazu ein Stück hartes, an beyden Enden zugespiztes Holz, worauf sie Lungen von einigen Thieren stecken; dies binden sie an einen Riemen, der an der Küste befestigt ist. Der Alligator schnappt, so bald er die Lungen auf dem Wasser schwimmen sieht, nach dieser Lockspeise, beyde Spizen dringen ihm in den Rachen, und so wird er mit aufgesperrten Maule ans Ufer geschleppt; denn versucht ers mit Gewalt, sich loszureissen, die Indier aber reizen und necken ihn, weil sie wissen, daß der einzige Schade, den er ihnen zufügen kann, darinne besteht, daß er die, so nicht behende, oder behutsam genug sind, und nicht so weit von ihm bleiben, daß er sie nicht erreichen kann, niederreißt.

§. 6. Die Stadt Guayaquil liegt am westlichen Ufer des Flusses gleichen Namens, unter 2° 11' 21" Südl. Breite. Die Altstadt ist an der Seite eines Gebirges erbaut, und die neue liegt von dieser einige hundert Ellen entfernt: eine hölzerne Brücke aber, die etwa 600 Ellen lang ist, unterhält die Communication zwischen beyden. Die Stadt ist beträchtlich groß, und dehnt sich längs dem Ufer des Flusses vom untersten Theil der alten bis zum obern Theil der neuen Stadt meistens 1½ Meile aus; sie hat

hat aber keine Verhältnißmäßige Breite, weil jeder gerne sein Haus am Flusse hat, theils wegen der erfrischenden Winde, nach denen man sich vorzüglich in der Regenzeit, da sie sehr selten sind, sehnt, theils wegen der Annehmlichkeiten des Flusses selbst. Die Häuser in beyden Städten sind von Holz, und viele mit Ziegeln, doch in der alten Stadt die meisten blos mit Blättern gedeckt. Dem ohngeachtet sind sie groß und artig, und haben ein Stockwerk übers Parterre. Vor den Häusern stehen allerley Kramladen, und vor diesen gemeiniglich geräumige Spaziergänge, welches in der Regenzeit die einzigen Gegenden sind, wo man gehn kann; denn die Strassen sind völlig unwegsam. Um Feuersgefahr zu vermeiden, hat man die Küchen 12 bis 15 Schritt vom Hause weg angebracht, wohin eine lange offene Gallerie führt, die einer Brücke ähnlich, aber so leicht hin gebauet ist, daß sie, so bald in der Küche Feuer auskömmt, abgerissen werden kann, wodurch also das Haus selbst vor Feuer gesichert wird. Vornehmere und reiche Leute wohnen im obern Stockwerk, das untere überläßt man den Fremden, die der Handlung wegen hieher kommen, oder blos mit ihren Gütern durchreisen wollen.

Das Land, auf dem die Stadt steht, und die benachbarten Savannahs kann man in der Regenzeit weder zu Fuß noch zu Pferde passiren; denn der Boden besteht nicht nur aus lockerer Kreide, sondern ist zugleich so eben, daß kein Abhang den Abfluß des Wassers befördert: daher wird alles beym ersten Regen Ein Koth. In eben dieser Zeit werden die Strassen der Stadt mit sehr grossen Planken belegt, die aber bald schlüpfrig werden, und oft machen, daß man ins Wasser fällt. Dies Wasser verdünstet, wenn das trockne Wetter eintritt, bald, und das ganze Land wird hinreichend trocken, um es bereisen zu können.

Drey Forts schützen die Stadt: zwey liegen am Flusse, und eines hinter selbigem, alle sind auf die neuere

neuere Art befestigt. Diese Festungen sind aus grossen Stücken recht harten Holzes, das seine Festigkeit im Wasser und Moraste behält, erbaut. Eben so sind alle Kirchen und Kloster von Holz; die St. Dominguo-Kirche in der Altstadt ausgenommen, die von Steinen ist, weil hier die besondere Festigkeit des Bodens zum Tragen schwerer Gebäude hinreichend ist. Hier ist eine Pfarrkirche, ein den Augustinern zugehöriges Kloster, ein anders für die Franciscaner und ein Jesuiter-Collegium. Die Anzahl der Mönche ist aber nicht sehr beträchtlich, weil sie so geringe Einkünfte haben. Hier ist auch ein Hospital.

Die Stadt und ihr Gerichtsbezirk stehn unter einem Corregidor, den der König ernennt, und der seine Stelle 5 Jahr bekleidet. Ob er gleich unter dem Präsidenten und der Audienz von Quito steht: so ernennt er doch die Deputirten in den verschiedenen Departements seiner Gerichtsbarkeit. Die Polizey und bürgerliche Regierung besorgen die gewöhnlichen Alcaldes und Regidoren. Ueber die Einkünfte ist ein Schaz- und Zahlmeister gesezt, dieser erhebt den Tribut der Indier, die Abgaben von ein- und ausgehenden Waaren, und die Auflagen auf Waaren, die entweder in der Stadt selbst verbraucht werden, oder nur durchgehen. Die geistliche Regierung beruhet auf einem Bischof-Vicarius des aus Quito, der gemeiniglich Stadtpfarrer ist.

Guayaquil hat in Vergleich seiner Grösse so viel Einwohner, als irgend eine andere Spanische Stadt in Amerika: und ihre Zahl wird durch den beständigen Zufluß der Fremden sehr vermehrt. Man rechnet sie auf 20,000. Diejenigen, die die Waffen tragen können, sind in Compagnien, ihrem Stande und ihrer Leibesbeschaffenheit gemäß, eingetheilt, und stehen unter dem Befehle der Offiziere, die sie selbst erwählen: der Corregidor hat das Hauptkommando.

Ob gleich die Hize hier der in Panama oder Carthagena gleich ist: so haben doch alle Einwohner, nur

nur die ausgenommen, die aus gemischtem Blut entsprossen sind; eine frische Farbe, und werden für das schönste Volk nicht blos in der Provinz Quito sondern in ganz Peru gehalten. Es ist merkwürdig, daß die Eingebohrnen bey dem heissen Clima doch nicht verbrannt aussehen, und daß, obgleich die Spanier von Natur nicht so gut aussehen, wie die nördlichern Nationen, doch ihre hier von Spanischen Weibern erzeugte Kinder sehr schön sind: eine ganz neue und sonst nirgends bemerkte Erscheinung. Zu diesen Vorzügen kommt noch hinzu, daß die Einwohner sich auch durch ihre Artigkeit und Höflichkeit sehr auszeichnen.

Aus Noth hat man in dieser Stadt verschiedene Arten Brod eingeführt, die den Mangel des Weizenbrods ersezen. Das gewöhnlichste ist, unreife Plantanen in Schnitte geschnitten, die man röstet, und als Brod aufbewahret. Diese ziehen selbst die Europäer dem Weizenbrode weit vor, weil lezteres hier sehr schlecht zubereitet wird; jenes aber gewiß nicht übel schmecket.

In der trocknen Jahrszeit ist in Guayaquil grosser Mangel an gutem Wasser, das man nicht näher als wenigstens 4 oder 5 Seemeilen oberhalb des Flusses haben kann. Bey der Zubereitung der Speisen braucht man gemeiniglich statt der Butter, Rinderfett; dies riecht und schmeckt aber wie Talg, und macht ihre Speisen den Fremden höchst ekelhaft. Nicht viel besser ist, daß sie alle ihre Speisen mit Guinea-Pfeffer sehr stark würzen: dies halten sie für die vortreflichste Zuthat in der Welt, um ihren Speisen einen hohen Gout zu geben; und sie bedienen sich dessen in solcher Menge, daß einem davon der Gaumen brennt.

Die Einwohner in Guayaquil zeigen viele Pracht bey ihren Gastmahlen. Der erste Aufsaz besteht aus verschiedenen Arten süsser Früchte, der zweete aus piquanten Ragouts; und so wechseln sie mit süssen, und sehr gewürzten Speisen ab. Bey solchen Gele-

gen-

genheiten trinken sie gewöhnlich Branntewein, Cordialwasser und Wein: von allen diesen trinken sie während dem Essen durch einander, die Europäer aber bleiben gewöhnlich beym Wein. Unter den Vornehmeren ist auch der Punsch Mode: sie trinken nämlich gewöhnlich ein Glas um 11 Uhr, und eins des Abends; dies löscht nicht allein den Durst, sondern verbessert auch das Wasser, das, ausserdem daß es von der Hize einen unangenehmen Geschmack bekommt, auch eine unmäßige Ausdünstung erregt. Daher ist diese Gewohnheit so allgemein, daß selbst die Damen diese Punschzeit pünktlich beobachten.

Den Handel von Guayaquil kann man in 2 Theile abtheilen: der eine begreift die Producte und Manufacturwaaren aus diesem Gebiete selbst, und der andere die blos durchgehenden; denn dieser Haven ist der Ort, wo die Güter aus den Provinzen Peru und Terra-Firma für die Gebirge ausgeschifft werden, und wohin man dagegen die Producte von den Gebirgen für diese Provinzen bringt, und sie von hier nach ihren bestimmten Gegenden abführt.

Chocolate, eins der Haupt-Producte, wird vorzüglich nach Panama, Neuspanien und Peru ausgeführt. Bauholz, das zweyte wichtige Product, bringt man hauptsächlich nach Callao. Beyde Artikel sind für Guayaquil sehr einträglich, weil man sie in ungeheurer Menge ausführt: aber auch der Salzhandel kommt ihnen völlig bey, obgleich die vornehmsten Märkte, auf die das Salz versandt wird, blos die innländischen Städte in der Provinz Quito sind. Hiezu kann man noch Baumwolle, Reis, Fische, sowohl gesalzene als gedörrte, Hornvieh, Maulesel, Füllen, Taback, Wachs, Guinea-Pfeffer, und Ceibo-Wolle rechnen, welche leztere man von einem sehr hohen büschigten Baume erhält.

Die Güter, die gegen die oberwähnten Producte, von Peru hier eingeführt werden, sind Wein, Branntewein, Oel, und gedörrte Früchte. Von Quito erhält man Vey, Mehl, Speck, Schinken, Käse, und

andre

andre Dinge; von Panama, Europäische in den Messen eingekaufte Waaren; von Mexico, einheimisches Eisen, das doch weit schlechter, als das Europäische ist, Naphtha, Theer und Tauwerk.

## Fünfter Abschnitt.

### Von den Sitten und Gebräuchen der Indier in der Audienz Quito.

§. 1. Der Character der Indier in der Provinz Quito ist äusserst merkwürdig. Sie scheinen gar das Volk nicht mehr zu seyn, das man hier bey der ersten Entdeckung des Landes fand. Sie besizen gegenwärtig eine Ruhe des Geistes, die sie sich weder durch Glücks- noch Unglücksfälle im geringsten unterbrechen lassen. In ihrem schlechten Anzuge sind sie so zufrieden, als ein Prinz, der mit den reichsten Zeugen bekleidet ist. Eben so gering schäzen sie die Reichthümer, und Ansehen und Stand in ihrer Art ist so wenig ein Gegenstand ihres Ehrgeizes, daß es dem Indier völlig einerley zu seyn scheint, ob er Alcalde wird, oder eines gemeinen Nachrichters Dienst thun muß. So etwas vergrössert ihre wechselseitige Achtung gegen einander nicht, und vermindert sie eben so wenig. Eben diese Mässigkeit herrscht auch bey ihren Mahlzeiten: bey ihren schlechten Speisen sind sie eben so vergnügt als andere bey prächtig besezten Tafeln. Nichts kann sie aus ihrer Trägheit wecken; oft lehnen sie sehr unbeträchtliche Dienstleistungen von sich ab, wenn man ihnen gleich grosse Belohnungen dafür anbeut. Furcht spornt sie nicht, Respect bewegt

sie

sie nicht, und Strafen zwingen sie nicht. Gegen alle Versuche, sie aus ihrer natürlichen Unfühlbarkeit zu reissen, in der sie auf die weisesten der Sterblichen mit Verachtung herab zu sehen scheinen, sind sie abgehärtet.

Sie sind meist ausserordentlich faul. Beym Weben der Teppiche, Vorhänge, Matrazen und dergleichen, wissen sie keine bessere Methode, den Einschlag zu machen, als daß sie mit der größten Gedult jeden Faden jedesmal einzeln einweben: also gehen 2 oder 3 Jahre hin, ehe Ein Stück fertig wird. Ihre Faulheit geht so weit, daß fast nichts sie zur Arbeit bringen kann. Was nothwendig gethan werden muß, das ist den Indischen Weibern überlassen, die weit geschäfftiger sind: diese spinnen und machen die Halbhemder und Unterhosen, die einzige Kleidung ihrer Männer; sie kochen die Speisen, mahlen die Gerste, und brauen das Bier Chica: indeß sizen die Männer, mit gebogenen Knien, welches die gewöhnliche Stellung der Indier ist, und sehen ihren geschäfftigen Weibern zu. Das einzige häusliche Geschäffte, das sie thun, ist, daß sie das kleine Stückgen Land pflügen, das ihre Weiber nachher besäen. Wenn sie einmal in der gedachten Positur sizen: so kann sie keine Prämie wieder auf die Beine bringen: so daß wenn ein Reisender von seinem Wege ab-, und etwa in eine ihrer Hütten kommt, sie ihm durch ihre Weiber sagen lassen, sie wären nicht zu Hause. Sollte der Fremde absteigen, und in die Hütte kommen: so bleibt der Indier immer stille sizen;

denn da er kein Licht hat, als was durch ein Loch in der Thüre hineinfällt, so bemerkt man ihn nicht leicht. Und sollte endlich der Fremde ihn entdecken; so bewegen ihn weder Bitten noch Belohnungen, nur einen Schritt mit ihm zu gehen.

Daß sie die Arbeiten thun, die ihnen ihre Herren aufgeben, und wofür sie bezahlt werden, ist dadurch nicht ausgerichtet, daß man ihnen ihr Tagewerk bestimmt: sondern ihr Herr darf kein Auge von ihnen verwenden. Denn so bald dieser den Rücken gewandt, so lassen sie die Arbeit liegen. Sie sind blos bey Lustbarkeiten, Gastmälern, und vorzüglich beym Tanzen lebhaft: bey allen diesen aber muß immer Chicha herum gehen, und sie hören nicht eher auf zu trinken, als bis sie von Sinnen und Bewegung sind. Ihr Hang zur Unmässigkeit ist so groß, daß selbst der Cacique und Alcalde bey keinem einzigen Gastmahle fehlt, und gleich den übrigen so lange trinkt, bis er der Chicha unterliegt.

Merkwürdig ist, daß die Indierinnen, verheyrathete sowohl als unverheyrathete, eben so auch die jungen Mannspersonen, ehe sie heyrathen, sich nie diesem Laster ergeben: weil es bey ihnen der Grundsaz ist, daß Trunkenheit blos ein Vorrecht der Hausväter ist, die, wenn sie selbst nicht im Stande sind, für sich zu sorgen, andere haben, die sie wahren können.

Wenn sie eine Feyerlichkeit begehen, so ladet derjenige, der das Gastmahl giebt, alle Verwandte ein, und besorgt für jeden einen Krug

Chicha,

Chicha, der zwo Gallonen hält. Im Hofe des Hauses, wenn es in einer grossen Stadt ist, oder vor der Hütte, wenn es auf einem Dorfe ist, wird ein Tisch hingesezt, und mit einem Teppich bedeckt, den man blos an solchen festlichen Tägen gebraucht: auf diesem werden schlechte Speisen aufgetragen. Die Weiber machen ihren Männern die Chicha in Kalabassen, bis ihre Lebensgeister rege werden: dann spielt einer auf der Pfeife und Trommel, und die andern tanzen. Einige der besten Stimmen unter den Indischen Weibern singen dazu Gesänge in ihrer Sprache; und die, so nicht mit tanzen, sezen sich in der gewöhnlichen Stellung hin, bis die Reihe an sie kommt. Wenn sie von aller Ausschweifung müde sind: so legen sie sich alle zusammen nieder, ohne darauf zu sehen, ob sie bey eines andern Weibe, oder bey ihrer eigenen Schwester oder Tochter, liegen. Diese Festlichkeiten dauren zuweilen 3 oder 4 Tage, bis der Priester dazwischen kommt, alle Chicha wegschüttet, und die Indier auseinander jagt, damit sie nicht frische Chicha bringen lassen.

Ihre Trauer begehn sie eben so feyerlich mit Saufen. Man füllt das Haus mit Chicha-Krügen, zum Trost der Leidtragenden und anderer, die Besuche ablegen. Leztere gehen aus auf die Strassen, und nöthigen alle von ihrer Nation, die von ohngefähr vorbeygehn, herein, um dem Verstorbenen zu Ehren eins zu trinken. Diese Feyerlichkeit dauert 4 oder 5, zuweilen noch mehr Tage: denn einmal starkes Getränke macht ihr größtes Vergnügen aus.

So

So sehr sie aber auch der Unmässigkeit ergeben sind, so sind sie doch von dem Laster des Spiels rein. Sie scheinen keine Neigung dafür zu haben, und haben auch nicht mehr als eine Art von Spiel, das aber ungemein alt ist. Dies nennen sie *Pasa* oder Einhundert, weil derjenige gewinnt, der zuerst diese Zahl erhält. Sie haben dabey 2 Instrumente: eines ist ein hölzerner, ausgebreiteter mit 10 Löchern an jeder Seite, und Pflöcken, das Spiel aufzusezen; das andere ist ein knöcherner Würfel, der 7 Flächen hat, wovon eine besonders gezeichnet ist, und *Guayro* heißt. Die 5 andern werden nach ihren Zahlen gezählt, und die lezte Seite ist eine Niete. Diesen Würfel wirft man herum, und gewinnt so viel, als Augen auf der oben liegenden Fläche stehn; die Guayro aber gilt für 10, und eben so viel verliert die Niete. Das Spiel ist den Indiern eigen, sie spielen es aber wenig, ausser bey ihren Nachtschwärmereyen.

Die Wohnungen dieser Indier bestehn, wie alle indischen Wohnungen, die wir schon beschrieben haben, blos aus einer kleinen Hütte, in derer Mitte der Feuerheerd ist. Hier leben sie in Gesellschaft mit ihren Thieren, die sie halten, durch einander. Sie halten vorzüglich viel auf Hunde, und haben immer 3 bis 4 bey sich, nächstdem 1 bis 2 Schweine, und etwas weniges Federvieh. Diese und einiges irrdenes Geräthe, als Töpfe und Krüge, nebst der Baumwolle, die die Weiber spinnen, machen ihr ganzes Inventarium aus: doch zwo bis drey Schaafshäute

nicht

nicht zu vergessen, die sie als Betten gebrauchen. Die Indierinnen ziehen zwar Federvieh und andere Hausthiere in ihren Hütten auf: aber sie essen sie nie, weil sie so viel Liebe für selbige haben, daß sie sie nie mit ihren Händen umbringen, noch sie verkaufen können. Wenn ein Fremder gezwungen ist, eine Nacht in solchen Hütten zuzubringen, und so viel Geld für ein Stück Federvieh bietet, als er immer will: so wird er es nie von ihnen erhalten, bis er es endlich selbst tödtet. Aber dann erhebt die Hausfrau ein Geschrey, zerfließt in Thränen, und ringt die Hände; bis sie endlich sieht, daß weiter nichts hilft; dann trocknet sie sich die Augen aus, und nimmt ruhig hin, was ihr der Reisende anbietet.

Viele nehmen ihre ganze Familie mit sich auf ihre Reisen. Die Hütten werden unterdessen zugemacht, und ein Seil, oder ledernen Riemen vertritt die Stelle des Schlosses, weil sie eben keinen wichtigen Hausrath zu verlieren haben. Wenn ihre Reise mehrere Tage währt: so bringen sie ihre Thiere in die Hütte eines Nachbars oder Verwandten, sonst aber lassen sie ihre Hunde zu Hause, die es mit solcher Sorgfalt bewachen, daß sie auf einen jeden, ihre Herren ausgenommen, los fallen, der sich der Hütte nähert. Es ist merkwürdig, daß Hunde, die von Spaniern und Mestizen auferzogen sind, einen solchen Haß wider die Indier haben, daß sie jeden, der sich einem Hause, wo er nicht sehr bekannt ist, nähert, anfallen, und ihn, wenn sie nicht abgerufen werden, in Stücken zerreissen: sie kennen

sie

sie auch schon in einer gewissen Entfernung am Geruch. Eben so wüthend sind dagegen die Hunde der Indier gegen die Spanier und Mestizen, von denen sie gleichfalls in einer gewissen Entfernung die Witterung haben.

§. 3. Die Indier in der Audienz Quito heyrathen anders, als alle andere Völker des Erdbodens: denn sie nehmen nie ein Weib, das nicht schon andere erkannt hätten, weil sie dies als ein sicheres Zeichen ansehn, daß sie etwas reizendes an sich haben müsse. So bald ein junger Kerl um seine Geliebte bey ihrem Vater angesprochen, und sie von ihm erhalten hat: so leben sie von dem Augenblick an, wie Mann und Frau zusammen, und helfen dem Schwiegervater den Acker bauen. Nach Verlauf von drey oder vier Monaten, oder öfter, eines Jahrs, verläßt er seine Braut ohne Umstände, und zankt vielleicht mit seinem Schwiegervater, daß der ihn betrügen wolle, indem er ihm seine Tochter aufdringe, die kein andrer gewürdigt hätte, sie zur Schlafgesellin zu erkiesen. Passirt aber das Verlangte: so heyrathen sie sich, wenn sie drey oder vier Monate so mit einander umgegangen sind, welches sie *amanarse* oder sich aneinander gewöhnen, nennen. Diese Sitte ist noch jezt sehr im Schwange, ob sich gleich die ganze Klerisey alle Mühe, sie abzubringen, gegeben hat. Auf allen Fall absolviren sie jedesmal die Neuverehlichten erst von der Sünde, ehe sie sie ehelich einsegnen.

Ihre Unerschrockenheit zeigt sich bey vielen Gelegenheiten; vorzüglich bey der Geschwindigkeit

keit und Entschlossenheit, mit der sie einen Ochsen im vollen Lauf aufhalten, und in ihrer Geschicklichkeit und Muthe bey der Bärenjagd; denn immer wird Ein Indier, blos mit einem Pferde und einer Schlinge, sich dieses Thiers, troz aller seiner List und Wuth, bemeistern. Diese Schlinge ist von Kuhhäuten gemacht, so dünn, daß das Thier sie nicht mit der Taze fassen kann, und doch stark genug, daß sie durch das Widerstreben des Thieres nicht zerrissen wird. Wenn sie den Bären gewahr werden: so gehn sie ihm grade zu auf den Leib: worauf sich dieses aufrichtet, um das Pferd anzufallen. So bald sich aber der Indier bis auf eine gewisse Entfernung genähert hat, wirft er dem Bären die Schlinge über den Hals, windet das andere Ende zwey oder dreymal um den Sattel, und giebt mit Bewundrungswürdiger Geschwindigkeit dem Pferde die Sporn, nun kann der Bär mit dem Pferde nicht gleichen Schritt halten, und wird also, indem er sich frey zu machen sucht, erdrosselt. So ein Stückchen wird als eine Bewunderungswürdige Probe von Geschicklichkeit und Muth angesehen; und man practicirt es vorzüglich in der Provinz Allausi, nahe an den östlichen Cordilleras, wo diese Thiere sehr häufig sind.

Daß die Indier-Seelen so rohe sind, muß man größtentheils dem Mangel an Cultur zuschreiben. Denn bey denen, die nur einigermaßen dieses Glück gehabt haben, bemerkt man eben so gute Verstandskräfte, als bey andern

Leuten;

Leuten: und wenn sie nicht ganz die Feinheit der gesitteten Völker erreichen, so denken sie doch richtig. Alle die Indier, die zu Handwerkern und dem Gewerbe in grossen und kleineren Städten aufgezogen worden, sind weit feiner und gefühlvoller, als die, so ihr Leben auf den Dörfern hingebracht haben; doch auch unter diesen zeichnen sich viele durch Genie und Fähigkeiten aus.

## Sechster Abschnitt.

### Von den Cordilleras des Andes.

Die merkwürdigsten derselben, wegen ihrer Höhe und feuerspeienden Berge. Ihr Clima. Thiere, die man auf den Andes findet: Beschreibung des Condors. Brücken über die Flüsse in den Andes, und Landstrassen über die Gebirge.

§. 1. Wir kommen jezt zu den merkwürdigsten Gebirgen und Wüsten in den *Cordilleras of the Andes*, die nahe bey den bisher beschriebenen Ländern sind. Wir haben bemerkt, daß alles, was zu den Gerichtsbezirken von Quito gehört, zwischen den zwo Cordilleras der Anden liege, und daß die Luft mehr oder weniger kalt, und der Boden unfruchtbar sey, je nachdem die Höhe dieser Gebirge verschieden ist. Diese unfruchtbaren Gegenden nennt man Wüsten: denn obgleich die Cordilleras alle dürr sind, so sind es doch einige weit mehr als andere, und der ewige Schnee und Frost macht, daß auf einigen nicht ein Kräutgen wächst, und diese folglich für Men-

Menschen und Thiere gänzlich unbewohnbar sind.

Einige dieser Gebirge, die aussehen, als wären sie auf andere aufgethürmt, sind erstaunend hoch, reichen weit über die Wolken, und sind mitten in der heissen Zone mit ewigem Schnee bedeckt. Nach barometrischen Versuchen, die auf dem Gebirge Cotopaxi angestellt worden, scheint dessen Gipfel 6252 Ellen über die Oberfläche der See erhaben zu seyn: dies wäre etwas über 3 geographische Meilen; so hoch ist kein Berg in der bekannten Welt bey weiten nicht.

Der Cotopaxi ward ein feuerspeiender Berg zu der Zeit, wie die Spanier zuerst hier ins Land kamen. Ein neuer Ausbruch erfolgte im J. 1743, vor welchem ein beständiges Gerassel in dem Inneren des Berges einige Tage vorhergieng: dann entstand eine Oefnung auf dem Gipfel des Bergs, und noch 3 andere in der Mitte des Abhangs, die damals unter ungeheuren Massen Schnee brannten. Der feurige Auswurf vermischte sich mit einer beträchtlichen Menge Schnee und Eis, das mitten in der Flamme zerschmolz und stürzte mit solcher Heftigkeit herunter, daß in einem Augenblick die Ebene von Tallo bis Latacunga überschwemmt, und die Häuser der armen Einwohner niedergestürzt wurden, wobey auch viele Leute das Leben verloren. Der Fluß Latacunga ward das Bette dieser schrecklichen Fluth, bis er zu schmal für den ungeheuren Strom wurde, der dann ins nahe gelegene Land austrat, alle Häuser auf die er traf, nie-

der-

derriß, und das Land nahe bey der Stadt gleichen Names zu einem grossen See machte. Die Theile der Stadt, die innerhalb der Gränzen des Stroms lagen, wurden hiebey völlig zerstört; doch die Einwohner retteten sich noch, indem sie sich auf einen höher liegenden Grund hinter der Stadt flüchteten. Drey Tage hindurch warf der Vulkan halbverbrannte Steinkohlen aus, und zerschmolzener Schnee und Eis stürzte an seinen Seiten herunter. Das Feuer dauerte noch einige Tage länger, und ward von fürchterlichem Geheule des Windes begleitet, der durch die Oeffnungen des Vulkans rauschte. Endlich ward alles still; und weder Rauch noch Feuer war weiter zu sehn. Aber im May 1744 machten sich die Flammen einen Weg durch verschiedene andere Stellen, zur Seite des Gebirges, so daß die Flammen, in hellen Nächten von dem durchsichtigen Eis zurückgeworfen, eine sehr große und herrliche Illumination machten. Allein den 13 des folgenden November Monats ward eine solche Menge Feuer und brennender Materie ausgeworfen, daß plözlich eine der erstern ähnliche Ueberschwemmung erfolgte, und die Einwohner der Stadt Latacunga sich eine Zeitlang ganz für verlohren hielten.

Der südlichste Berg der Cordilleras ist der Mecas, oder Sangay, der eine unmässige Höhe hat, und größtentheils mit Schnee bedeckt ist; dennoch bricht aus seiner Spize ein anhaltendes Feuer mit heftigem Krachen heraus, das man 40 Seemeilen weit noch deutlich hört. Das

nahe

nahe bey diesem Vulkan liegende Land ist völlig unfruchtbar, und mit Asche, die er ausgeworfen hat, bedeckt. Aus diesem Berge entspringt der Fluß Sangay, der mit dem Pyano vereinigt den Payra bildet, einen großen Fluß, der sich in den Maranon ergießt.

§. 2. Damit man sich einen Begriff von dem Clima auf dem Gipfel dieser Gebirge machen könne; wollen wir einige Nachricht von dem Clima geben, das sich auf dem Pichincha zeigte, wie Don Georg Junan und Don Antonio de Ulloa beordert waren, auf demselben Beobachtungen zur Bestimmung der Figur der Erde anzustellen. Man wird daraus leicht auf die übrigen schliessen können, da die strenge Luft mit der Höhe der Gebirge im Verhältniß steht.

So berüchtigt auch der Pichincha wegen seiner grossen Höhe ist; so ist er doch 1278 Ellen niedriger, als die senkrechte Höhe des Cotopaxi beträgt. Vormals war er ein Vulkan; allein jezt ist die Oeffnung an einer Seite mit Sand und calcinirter Materie zugedeckt, so daß er jezt weder Feuer noch Rauch auswirft. Unser gelehrter Verfasser fand die Kälte auf den Spizen der Gebirge ausnehmend strenge, und den Wind heftig; und sie selbst waren oft in einem so dicken Nebel oder mit andern Worten, in eine solche Wolke eingehüllt, daß sie 6 bis 8 Schritte weit kaum etwas mehr erkennen konnten. Die Luft ward hell, wenn sich die Wolken mehr nach der Erde herabsenkten; diese umgaben den Berg, auf allen

Sei-

Seiten weit umher, und stellten so die See vor, in der der Fels, wie eine Insel im Mittelpuncte, stand. Wenn sich dies zutrug; so hörten sie ein schreckliches Getöse von den Ungewittern, die jezt auf Quito und die nahen Länder fielen: sie sahen die Blize aus den Wolken brechen, und hörten den Donner unter ihren Füssen rollen. Wenn die unten liegenden Gegenden in Donner- und Regenwolken eingehüllt waren, genossen sie das angenehmste, heiterste Wetter; der Wind hatte sich gelegt, die Luft sich aufgeklärt, und die belebenden Sonnenstrahlen mässigten die strenge Kälte. So bald aber dicke Wolken aufstiegen, so machten sie das Athemholen beschwerlich; dann fielen beständig Schlossen und Schnee, und der Wind zeigte sich wieder in der größten Heftigkeit, so daß sie unmöglich die Furcht fahren lassen konnten, mit ihrer Hütte in den Abgrund, an dessen Seite sie errichtet war, vom Winde hinabgewehet, oder unter derselben durch das sich täglich mehr anhäufende Eis und Schnee begraben zu werden. Diese Furcht ward durch das Herunterstürzen grosser Felsenstücken noch mehr vergrössert. Ob sie gleich auch die kleinsten Rize in ihrer Hütte verstopft hatten; so war doch der Wind so schneidend, daß er durchdrang: und obgleich die Hütte klein, und voll Menschen war, und beständig die vielen Lampen brannten; so war doch die Kälte so groß, daß ein jeder von ihnen eine Kohlpfanne haben, und einige alle Morgen den in der Nacht gefallenen Schnee wegkehren mußten. In einem so rauhen Clima

schwol-

schwollen ihnen die Füsse, und wurden so empfindlich, daß das Gehen ihnen die heftigsten Schmerzen verursachte: ihre Hände wurden mit Frostbeulen besezt, und ihre Lippen waren so geschwollen und zersprungen, daß von der geringsten Bewegung beym Sprechen, Blut hervordrang.

Auf dieser ganzen Reihe von Gebirgen, so weit ich gekommen bin, sagt Herr Bouguer, der die nämlichen Reise mit den obgedachten Herrn machte, ist unten eine beständige Grenze über die der Schnee nie schmilzt; diese Grenze mitten in der heissen Zone fand ich 2434 Klafter über die Fläche der Südsee erhaben. Es fällt wirklich auch viel weiter herunter Schnee, aber dieser schmilzt auch gleich denselben Tag, da hingegen weiter oben der seit 1000 Jahren gesammlete Winter sich erhält.

§. 3. Ehe wir diesen Artikel schliessen, müssen wir einer ganz außerordentlichen Erscheinung gedenken, die, nach dem Zeugniß des eben gedachten Schriftstellers sich fast alle Tage auf der Spize dieser Berge zeigt, und vielleicht nie bemerkt worden ist, ob sie gleich ohne Zweifel so alt wie die Welt selbst ist. Das erstemal bemerkten sie unsere Verfasser, wie sie auf der Spize des Pambamorca, eines Berges, der nicht so hoch als der Pichincha ist, waren. Eine Wolke die sie beym Anbruch des Tages umgab, zerstreute sich; dann sahen sie die Sonne recht herrlich aufgehn, die Wolke zog an der andern Seite, der Sonne gegen über, hin, wo sie sehr dünne zu

seyn,

seyn schien: und wie sie etwa 20 Ellen von dem Orte, wo sie standen, war, sah sich jeder in derselben wie in einem Spiegel. Und was noch sonderbarer war, jeder sah eine Glorie um sein Haupt, wie die Heiligen gemalt werden: jeder Kopf schien der Mittelpunct dreyer concentrischen Bogen von sehr lebhaften Farben zu seyn; und jeder Bogen hatte die nämlichen Abwechselungen wie beym Regenbogen: die rothe Farbe war nach aussen, die lezte oder äusserste Farbe des einen, berührte die erstere des folgenden Bogens, und in einiger Entfernung von ihnen allen, war noch ein vierter ganz weisser Bogen. Diese standen senkrecht mit dem Horizont; und so wie sich ein Mensch bewegte, so bewegte sie auch das Phänomen. Das allersonderbarste aber war, daß obgleich 6 oder 7 Personen da waren, jeder doch nur seinen eignen Schatten sehen konnte, weil die Wolken eine unebne Oberfläche hatten. Der Durchmesser der Bögen veränderte sich allmälig, wie die Sonne am Horizont höher herauf stieg, und dann verschwand auch die Erscheinung selbst, unmerklich, nachdem sie lange gedauert hatte. Ulloa giebt eine genaue Beschreibung von dieser Erscheinung, und M. Bouguer sagt, nachdem er sie gleichfals beschrieben hat: das war für jeden Zuschauer eine Art von Vergötterung, und ich muß es frey gestehen, jeder empfand ein heimliches Vergnügen, sich mit allen diesen Cronen geziert zu sehn, ohne die Cronen seines Nachbars zu erblicken. Ich muß noch anmerken, daß diese Erscheinung nicht bemerkt wird, außer wenn

die

die Wassertheilgen in den Wolken gefroren sind.

In denjenigen Theilen der Berge, die nicht so hoch sind, daß sie dem äusseren Frost ausgesezt wären, wächst eine Art Schilfgras (*rush*) und einige andere Pflanzen, auch einige wenige Bäume von einer oder zwo Arten: sie sind aber zu wenig fruchtbar, als daß sie einer Cultur würdig wären.

Obgleich die Luft in diesen Wüsten viel zu rauh ist, als daß hier alle Thiere leben könnten: so halten sich dem ohngeachtet viele Thiere daselbst auf, die sich von dem hier wachsenden Grase, nähren. Einige hat man sogar auf den höchsten Gebirgen angetroffen, wo doch die Kälte für Menschen unerträglich ist. Unter dem Schilfe halten sich auch Caninchen in großer Menge, und einige Füchse auf.

Rebhüner sind die einzigen Vögel, die man in diesen rauhen Gegenden kennt: sie sind etwas von den europäischen verschieden, und haben einige Aehnlichkeit mit den Wachteln. Ausser diesen, finden sich hier Condors und *hummers*.

Der Condor ist der größte Vogel in diesen Gegenden, und sowohl an Farbe als übrigen Gestalt dem bereits beschriebnen Gallinazo ähnlich. Er steigt zuweilen von den höchsten Gebirgen so hoch, daß er bald dem Gesichte verschwindet. Weil man ihn selten in niedrigen Gegenden sieht, so scheint es, daß eine feinere

Luft ihm zuträglicher sey; doch leben auch einige, wenn sie jung gefangen, und zahm gemacht werden, in den Dörfern und Pflanzungen fort. Sie fressen ausserordentlich gerne Fleisch, und man sieht oft, daß sie auf die Lämmer, die auf den Weiden an der Seite der Gebirge weiden, stossen, und sie mit sich wegführen. Unser Verfasser versichert dies selbst bemerkt zu haben; denn als er auf einem Hügel, der nahe bey dem lag, auf dem er stand, eine Heerde Schaafe in grosser Unordnung sah, bemerkte er einen dort auffliegenden Condor, der ein Lamm in den Klauen hielt. Wenn er eine gewisse Höhe erreicht hat, so läßt er es fallen, nimmt es dann wider auf, und läßt es zum zweytenmal fallen, dann aber entfernt er sich, aus Furcht vor den Indiern, die auf das Geschrey der Hirten und das Bellen der Hunde nach dem Orte hin laufen. In einigen Wüsten ist dieser Vogel häufiger; und weil er von den Viehheerden lebt, so geben sich die Indier alle Mühe, ihn zufangen. Eine Art davon ist diese. Sie tödten eine alte Kuh oder ein anderes Thier, und reiben das Fleisch mit dem Safte einiger sehr wirksamer Kräuter ein, die sie dann wegwerfen, weil sonst die Vögel das Fleisch nicht anrühren würden: und um demselben auch allen Geruch zu benehmen, so vergraben sie das Fleisch, bis es faul wird, und werfen es dann erst für die Vögel hin. Die Condors werden bald durch den Geruch dieses Raubes herbeygelockt, und verzehren es eilig: aber nun wirken die Kräuter, und die

Vögel fallen ganz ohne Sinne und Bewegung hin; in diesem Zustande werden sie von den Indiern umgebracht. Sie fangen sie auch mit Sprenkeln, die sie bey etwas Fleisch hinlegen. Diese Vögel sind aber so stark, daß sie manchmal durch einen Schlag mit den Flügeln einen sich ihnen nähernden Mann zu Boden schlagen. Ihre Flügel dienen ihnen auch zum Schilde, womit sie die Streiche auffangen, ohne merklichen Schaden zu leiden.

§. 3. Von den mehrsten dieser Gebirge entspringen Flüsse, über die, wenn sie so tief sind, daß man nicht durchwaden kann, an den Stellen, wo die meiste Passage ist, Brücken geschlagen sind. Es giebt zwo Arten solcher Brücken, noch außer den steinernen, deren doch sehr wenige sind. Die mehrsten sind von Holz, und die übrigen von der oben beschriebenen Bejucos-Pflanze, die zu allerley Stricken gebraucht wird. Für die erstere Art suchen sie eine Stelle aus, wo der Fluß sehr schmal ist und zu beyden Seiten hohe Felsen hat. Diese besteht blos aus 4 Bäumen, die man über die Tiefe legt, die dann einen Pfad bilden, der eben hinreichend ist, daß ein Mann zu Pferde darüber reiten kann. Und an diese Brücken hat man sich schon so gewöhnt, daß die Leute ohne die mindeste Furcht darüber gehn. Die Brücken von Bejucos werden blos da gemacht, wo man wegen der Breite des Flusses keine Balken überlegen kann. Man flicht also viele Bejucos durch einander, um ein hin-

reichend langes Seil zu erhalten: 6 solcher Seile zieht man von einer Seite des Flusses zur andern, 2 beträchtlich höher als die andern 4, die dann die Seiten-Lehnung machen. Zwischen leztere werden dicke Stöcke von Bejucos eingezäunt, und das ganze sieht wie ein Fischernez oder eine Indische Hängematte aus, die von einer Seite des Flusses zur andern ausgespannt ist. Weil die Löcher in diesem Nez ziemlich weit sind, und man mit dem Fuße leicht durchgleiten kann: so wirft man Rohr auf den Boden, das die Stelle der Dielen vertritt. Man wird sich leicht vorstellen, sagt unser Schriftsteller, daß das bloße Gewicht dieser Korbmaschine selbst, und noch weit mehr die Schwere eines Mannes, der darüber hingeht, diese Brücke gewaltig niederbeugen müsse: und wenn man bedenkt, daß der Uebergehende, wenn er mitten auf der Brücke ist, vorzüglich wenn der Wind weht, dem sehr starken Schwanken der Brücke von einer Seite zur andern ausgesezt ist, da die Brücke zuweilen mehr als 90 Fuß lang ist; so muß sie beym ersten Anblick sehr abschrecken. Und doch laufen die Indier selbst mit der Ladung und den Pack-Satteln der Mauleſel beladen, darüber hin, und lachen, wenn sie die Europäer so furchtsam über sie hin wanken sehen. Die mehrsten dieser Brücken sind nur für die Menschen: die Mauleſel schwimmen hinüber, man nimmt ihnen die Ladung ab, und treibt sie eine halbe Seemeile oberhalb der Brücke ins Wasser, damit sie nahe bey derselben auf der andern Seite wieder ans

Land

Land kommen; denn so weit treibt sie der reissende Strom weg.

Ueber einige Flüsse kommt man nicht vermittelst der gewöhnlichen Bejuco-Brücken, sondern mit einer *tarabita*, einem einzelnen Seile, das aus *bejucos* oder Riemen von Ochsen-Häuten gemacht ist; und aus vielen Strängen besteht, so daß es 7 bis 8 Zoll dick wird. Dies Seil wird von einem Ufer des Flusses bis zum andern hingezogen, und an beyden, an starken Pfählen befestigt. An einer Seite befestigt man es an ein Rad, damit man es so viel als nöthig ist, anspannen oder nachlassen kann. An dieser Tarabita hängt eine Art einer ledernen Hängmatte, die so stark ist, daß sie einen Mann tragen kann, und die mit einer Rolle an jeder Seite aufgehangen ist. Ein Seil ist gleichfalls an jeder Seite des Ufers fest gemacht, um damit die Hängmatte auf die bestimmte Seite herüber zu ziehn; dies geht ganz geschwinde durch einen Stoß, den man ihr giebt. Sie dient nicht allein, Menschen und Lasten hinüber zu bringen, sondern auch selbst Thiere, wenn sie nicht überschwimmen können, wo der Strom sehr reissend ist, oder solcher beständig ungeheure grosse Steine mit sich führt.

Um Maulesel über den Fluß zu bringen, werden zwey Tarabitas erfodert, eine auf jeder Seite des Flusses; und die Seile müssen dicker und schlaffer seyn. An diesem Seile ist nur eine Rolle von Holz, und an diese wird das Thier angehängt, und mit Riemen um den Leib und den

den Hals unterstüzt. Wenn dies geschehn ist: so stößt man das Thier ab, und bald langt es alsdann auf der andern Seite an. Die Thiere, die an diese Ueberfahrt gewöhnt sind, machen nicht die mindeste Bewegung, sondern kommen schon von selbst, um sich die Riemen um den Leib machen zu lassen; weit beschwerlicher aber ist es, sie zum erstenmal dahin zu bringen, daß sie es leiden; und wenn sie dann merken, daß sie aufgehangen sind, so stossen und schlagen sie beständig während der kurzen Ueberfahrt.

Die Wege über einige dieser Gebirge sind, nicht weniger sonderbar. An manchen Stellen sind sie so schmal, daß die Mauleſel kaum Platz genug haben, ihre Füsse niederzusezen; und an andern ist eine ununterbrochne Reihe von jähen Tiefen. Ueberdem sind die Wege voll Höhlen, die fast $\frac{3}{4}$ Elle tief sind, worinn die Mauleſel ihre Vorder- und Hinterfüsse sezen, so daß sie manchmal ihren Leib und die Füsse des Reuters auf der Erde schleppen. Diese Hölen dienen wirklich als Fußstapfen, ohne welche man diese jähen Höhen, großentheils unmöglich bereisen könnte. Wenn aber der Mauleſel zufälliger Weise die Füße zwischen zwo solcher Hölen sezt, oder sie nicht recht sezt: so fällt der Reuter ab, und wann das just an der Seite eines Abgrundes ist, so ist er ohne Rettung verlohren.

Noch gefährlicher aber scheint die Herabreise zu seyn. An einer Seite sind häufig jähe Anhöhen, und an der andern schreckliche Abgründe; und da sie gewöhnlich der Richtung der Gebirge

folgen, so besteht der Weg, anstatt daß er eben seyn sollte, aus steilen Anhöhen und Tiefen. Die Mauleſel merken es leicht, wie viel Vorsicht sie bey dieser Reise anwenden müssen: denn wenn sie auf die Spize einer Anhöhe kommen, stehn sie still, sezen ihre Vorderfüsse dicht an einander, und ziehn die Hinderfüsse etwas nach, als wenn sie sich niederlegen wollten. Wenn sie in dieser Stellung ihren Weg übersehn haben: so glitschen sie überaus sanft herunter. Dann muß der Reuter fest im Sattel seyn; denn die geringste Bewegung bringt den Mauleſel aus dem Gleichgewicht, und dann sind beyde ohne Rettung hin. Die Geschicklichkeit des Mauleſels hiebey ist wunderbar: denn bey dieser schnellen Bewegung, wo er alle Gewalt über sich verlohren zu haben scheint, folgt er ganz genau den verschiedenen Krümmungen des Weges, grade als wenn er den Weg, den er machen wollte, vorher genau überdacht, und alle Maasregeln zu seiner Sicherheit genommen hätte. Doch benimmt selbst eine lange Uebung, diese Wege zu bereisen, dem Mauleſel nicht alle Furcht, wenn er auf der Anhöhe bey einem solchen Abgrunde anlangt: er betrachtet nicht nur genau seinen Weg, sondern zittert und schnarcht bey dieser Gefahr. Wenn der Reuter ihn unvorsichtig anspornt, so bleibt er unbeweglich stehn; und es ist wirklich wunderbar zu sehn, wie sie, nachdem die ersten Bewegungen der Furcht vorüber sind, die Vorderfüsse ausstrecken, damit sie sich im Gleichgewicht erhalten und nicht fallen, und

dann

dann mit dem Körper die feine Biegung machen, die erfoderlich ist, um den vielen Krümmungen des Weges zu folgen; und wie sie endlich, wenn der gefährliche Galop zu Ende ist, sich selbst so geschickt aufhalten können.

## Siebenter Abschnitt.

### Von der Audienz Lima.

Ihre Lage, Grösse und Clima, besonders um die Hauptstadt herum, wo Regen, Schnee, Hagel, Donner und Bliz unbekannt, Erdbeben aber, davon einige beschrieben werden, desto häufiger sind. Boden und Producte. Beschreibung der Stadt Lima. Puz, Sitten, Gebräuche und Handel der Einwohner.

§. 1. Die nächste Abtheilung von Peru ist die Audienz Lima, die gegen *N.* von Quito, gegen *O.* von der Cordillera der Anden, gegen *S.* von der Audienz los Charcas, und gegen *W.* vom Stillen Meere begränzt wird. Ihre Länge von *N.* nach *S.* beträgt etwa 770 Meilen, aber ihre Breite ist nicht überall gleich.

Nichts kann verschiedener seyn, als das Clima und der Boden dieses Landes: denn an einigen Orten ist es gewaltig heiß, an andern unerträglich kalt, und in der Stadt Lima, wo es nie regnet, temperirt. Die Jahrszeiten sind im Bezirke weniger Meilen von einander verschieden; und in einigen Gegenden der Audienz erfährt man alle Veränderungen der Witterung in einer Zeit von 24 Stunden. Das sonderbarste ist,

ist, daß an den Seeküsten kein Regen fällt, und keine Flüsse ströhmen, ob es gleich hier an beyder Statt dicke Nebel und dunkle Wolken giebt, die sich aber nie in Regengüsse zusammen ziehen. Ueber dieses Phänomen haben sich viele Naturforscher die Köpfe zerbrochen.

Der Frühling kömmt mit Ablauf des Jahres, nämlich gegen das Ende des Novembers oder zu Anfange des Decembers. Dann sinken die Dünste, die den Winter über die Atmosphäre anfüllen; die Sonne zeigt sich zur grossen Freude der Einwohner wieder; und das Land, das beym Mangel ihrer Strahlen schmachtete, fängt an, wieder aufzuleben. Hierauf folgt der Sommer, dessen Hize wegen der senkrecht fallenden Sonnenstrahlen zwar groß, aber gar nicht unerträglich ist; denn Südwinde, die in dieser Jahrszeit anhaltend, obgleich nicht heftig, wehen, mässigen die Hize, die ohne diese freylich gewaltig groß seyn würde. Ganz zu Ende des Jun. oder zu Anfang des Jul. fängt der Winter an, und dauert bis zum Nov. oder Dec. Alsdenn fangen die Südwinde an, heftiger zu wehen, und bringen Kälte mit, die zwar der Kälte in den Ländern, wo man Eis und Schnee kennt, nicht gleicht, aber doch so durchdringend ist, daß die leichte Kleidung abgelegt, und Tuch oder anders warmes Zeug getragen wird. Den Winter über ist die Erde mit einem so dicken Nebel bedeckt, daß die Sonnenstrahlen gar nicht durchdringen können; und die Winde, die unter dessen Schirm wehen, behalten die Theilchen, die sie in der gefrornen

frornen Zone zusammen gezogen haben. In dieser Jahrszeit lösen sich die Dünste nur in einem sehr kleinen Thau auf, der an allen Orten die Erde gleich stark befeuchtet, wodurch alle Hügel, die das ganze übrige Jahr über dem Auge nichts als Felsen und Wüsten zeigten, mit Einem Grün bedeckt, und mit den schönsten Blumen ausgeziert werden. Dieser Thau fällt nie so häufig, daß er die Wege verdirbt, und den Reisenden beschwerlich fällt. Da er so dünn ist, würde er nicht einmal den Boden durchweichen, wenn er nicht den ganzen Winter hindurch anhielte, und die Sonne ihn auszuziehen zu ohnmächtig wäre, welches denn die dürrsten Pläze dieser Gegend fruchtbar macht.

Lima ist von Gewittern so frey, wie vom Regen; so daß die Einwohner, welche nie auf den Gebirgen gewesen, noch in andere Gegenden gekommen sind, Donner und Bliz gar nicht kennen, und sich daher sehr entsezen, wenn sie jenen zum erstenmale hören, oder diesen sehen. Merkwürdig dabey ists, daß man das, was hier so ganz unbekannt ist, 30 Seemeilen gegen O. von Lima so häufig antrifft: denn weiter ist es nicht nach den Gebirgen, wo heftige Regen und Stürme mit Donner und Bliz eben so häufig als zu Quito sind.

§. 2. Ob aber gleich keine Gewitter die Hauptstadt schrecken, so ist sie doch etwas weit fürchterlicherm unterworfen: denn Erdbeben wüten hier so oft, kommen so plözlich, und stossen so heftig, daß die Einwohner in beständiger

Furcht

Furcht stehen, unter den Ruinen ihrer eignen Häuser begraben zu werden. Allein so plözlich auch diese Erschütterungen kommen, so haben sie doch ihre Vorboten; wovon einer der vornehmsten ein polterndes Getöse in den Eingeweiden der Erde ist, das man eine Minute vor den Stössen hört, und das alle anliegende unterirdische Theile zu durchlaufen scheint. Dann folgt ein unangenehmes Geheul der Hunde, die die annähernde Gefahr zu wittern scheinen. Die Lastthiere, so die Strassen passiren, stehen auf einmal still, und sperren aus einem natürlichen Instincte die Beine aus einander, um desto sicherer fürs Fallen zu seyn. Bey diesen Wunderzeichen laufen die erschrockenen Einwohner so eilig aus ihren Häusern auf die Strassen, daß wenn sich solches bey Nacht zuträgt, sie ganz nackt zum Vorschein kommen, indem Furcht und dringende Gefahr auf einmal allen Gedanken des Wohlstandes verbannt. Die Strassen zeigen daher so seltsame und sonderbare Figuren, daß man lachen würde, wenn es möglich wäre, in einem so fürchterlichen Augenblick zu lachen. Diesen plözlichen Zusammenlauf begleitet das Geschrey der aus dem Schlafe geweckten Kinder und die Klagen der Weiber, die durch ihr Anrufen der Heiligen, das dem Gebete Sterbender gleicht, die allgemeine Furcht und Verwirrung vermehren. Auch die Männer sind zu sehr bewegt, als daß sie nicht ihrem Schrecken den Lauf lassen sollten; so daß die ganze Stadt eine fürchterliche Scene von Entsezen und Bestürzung darbietet.

Die

Die Erdbeben, die die Hauptstadt empfunden hat, sind sehr zahlreich. Das erste seit der Niederlassung der Spanier war im J. 1582, aber der Schaden war nicht so groß, als bey einigen von den folgenden. Denn 6 Jahre nachher wurde Lima durch ein so fürchterliches Erdbeben heimgesuchet, daß man noch jezt alle Jahr ein Fest zu dessen Gedächtniß feyert. Ein anderes, das viel Häuser übern Haufen warf, wüthete im J. 1609. Den 27. Nov. 1630 richtete ein Erdbeben in der Stadt so gewaltigen Schaden an, daß jährlich an diesem Tage ein Dankfest, daß sie nicht ganz verwüstet worden, gefeyert wird. Nach 24 Jahren zerstörte es den 3 Nov. die prächtigsten Gebäude der Stadt und viele andere Häuser, doch kamen von den geflüchteten Einwohnern wenig um. Eine andere schreckliche Erderschütterung trug sich 1678 zu; aber die fürchterlichste war den 28. Oct. 1687. Um 4 Uhr des Morgens fieng sie mit Zerstörung vieler der schönsten öffentlichen Gebäude und Häuser an, worinn eine Menge Einwohner umkamen; doch dies war fast nur der Vorbote von dem, was folgte. Denn 2 Stunden nachher kam der Stoß mit so heftiger Erschütterung wieder, daß alles in Ruinen verwandelt ward, und die Einwohner sich glücklich zu schäzen anfiengen, daß sie blos Zuschauer des allgemeinen Verderbens und gänzlichen Verlusts ihres Vermögens waren. Während dieser zweyten Erschütterung trat die See ziemlich weit zurück, kehrte dann mit Gebirgen von Wellen wieder um, und bedeckte ganz Callao, das 5 Meilen von Li-

ma

ma liegt, nebst dem umliegenden Lande und allen unglücklichen Einwohnern. Von der Zeit an fühlte Lima vor dem Erdbeben von 1746 noch 6 Erschütterungen. Dies leztere fieng den 28 Oct. des Nachts um halb eilf Uhr an, und der Stoß war um diese Zeit so heftig, daß in wenig mehr als 3 Minuten, der größte Theil, wo nicht alle Gebäude der Stadt, darnieder lagen. Die Einwohner, welche sich nicht zeitig genug auf die Strassen und leeren Pläze der Stadt, als die einzigen Sicherheitsörter, geflüchtet hatten, wurden unter den Ruinen begraben. Endlich hörten die schrecklichen Wirkungen dieses ersten Stosses auf, aber die Ruhe war von kurzer Dauer; denn die Erschütterungen folgten schnell auf einander. Auch das Fort zu Callao zerfiel in Ruinen; aber unbeträchtlich war das, was es an seinen Gebäuden litt, gegen die fürchterliche Catastrophe, die darauf folgte. Denn die See, die, wie sie bey solchen Gelegenheiten zu thun pflegt, weit zurück trat, kam bald mit Wellen, wie Berge, wieder; sie schäumte von der Gewalt, womit sie getrieben wurde, und plözlich überschwemmte sie Callao und das benachbarte Land. Ganz geschah dies jedoch nicht durch das erste Aufschwellen der Wellen; denn die See kehrte noch einmal weiter zurück, und alsdenn mit einem viel grössern Ungestüm wieder um, bedeckte die Mauern und übrigen Gebäude des Orts, und zerstörte das, was vorher noch stehen geblieben war, durch ihre gräßlichen Wellengebirge völlig. Von 23 Schiffen und Fahrzeugen, grossen und

kleinen,

kleinen, die damals im Hafen waren, versanken 19, und die übrigen 4, worunter eine Fregatte, Namens St. Fermin war, wurden durch die Gewalt der Wellen eine beträchtliche Weite ins Land hinein geführt. Auch auf andere Gegenden der Küste erstreckte sich diese gräuliche Ueberschwemmnng, und verschiedene Städte hatten gleiches Schicksal mit Lima. Nach der Zahl der Körper, die man unter den Ruinen dieser Stadt fand, kamen darinn, innerhalb 2 Tagen vom Anfang des Erdbebens an, 1300 Leute um; ausser den Verstümmelten und Verwundeten, von denen viele nur noch kurze Zeit unter grossen Schmerzen lebten.

§. 3. Natürlicher Weise könnte man erwarten, daß ein Land, worinn es selten oder nie regnet, ganz öde seyn müsse: aber wirklich ist das Land um Lima sehr fruchtbar, und bringt alle Arten von Getreyde, und eine überaus grosse Mannichfaltigkeit von Früchten hervor. Denn Industrie und Kunst verschaffen hier die Nässe, die die Wolken versagen. Die alten Yncas von Peru liessen kleine Kanäle graben, um das Wasser aus dem Flusse nach allen Theilen des Landes zu leiten, und grosse Felder zum Getreydebau tüchtig zu machen. Da die Spanier diese nüzlichen Werke schon fertig antrafen, so unterhielten sie solche mit vieler Sorgfalt: und durch diese werden geräumige Gerstenfelder, grosse Wiesen, Plantagen, Wein- und andere Gärten, die alle einen ungemeinen Ueberfluß liefern, gewässert. Lima ist von Quito, wo die Erdfrüchte zu keiner

be-

bestimmten Zeit reifen, unterschieden; denn dort werden zu Einer Zeit die Früchte eingeerndtet, und die Bäume ihrer Blätter beraubt. Auch die Blüthen kommen zu einer gewissen Zeit zum Vorscheine, so daß dies Land den Ländern unter der temperirten Zone gleicht.

Die Felder in der Nähe von Lima sind hauptsächlich mit Klee besäet, worauf eine erstaunliche Menge Maulthiere und Pferde weiden. Der übrige Theil des Landes besteht aus Plantagen, worunter besonders die Zuckerpflanzungen vortrefflichen Zucker liefern. Die Oliven-Plantagen gleichen dicken Wäldern, denn die Bäume sind nicht allein sehr hoch, groß und buschigt, sondern sie werden auch nie beschnitten, wodurch die Aeste sich so in einander verwickeln, daß kein Licht durch ihre Zweige dringen kann. Aus der ungemeinen Menge der schönsten Oliven, die sie hervorbringen, wird entweder Oel geschlagen, oder sie werden eingemacht. Zu dem leztern schicken sie sich wegen ihrer Schönheit, Grösse und angenehmen Geschmacks, besonders gut, und auch ihr Oel ist dem Spanischen weit vorzuziehen. Alle Felder und Pflanzungen werden durch Negers, die man zu dem Ende kauft, bebauet.

Um die Stadt Lima herum ist das Land mit Gärten bedeckt, worinn ausser den Amerikanischen Kräutern und Früchten, auch alle, die man in Spanien kennt, wachsen, und einen ungemeinen Grad von Vollkommenheit erhalten. Noch einen andern besondern Vorzug hat die Stadt, indem

dem

dem das ganze Jahr, wegen der vielen und frischen Früchte, ein Sommer zu seyn scheinet. In dem Districte Valles hingegen, und auf den Bergen, wechseln die Jahrszeiten mit einander ab; und wenn die Fruchtzeit in Valles vorbey ist, so fängt sie in der bergichten Gegend an. Da nun diese nicht über 25 bis 30 Seemeilen von Lima entfernt ist; so bringt man sie dahin, und auf die Art wird die Stadt beständig mit Früchten versorgt: einige wenige, als Trauben, Wasser- und andere Melonen ausgenommen, die ein heisses Clima erfodern, und in den Bergen nicht zur Vollkommenheit kommen. Trauben giebt es zu Lima von verschiedener Art; und besonders ist die Sorte, die die Italiänische genannt wird, sehr groß und delicat. Die Reben laufen auf der Oberfläche der Erde, die entweder steinigt oder sandigt ist, fort; und wenn man sie zur gehörigen Zeit beschnitten und gewässert hat, so gedeihen sie ohne weitere Wirkung vorzüglich gut.

Ausser den Feldern, Baum- und andern Gärten, womit das Land durch eine angenehme Abwechselung geziert ist, giebt es noch andere Gegenden, wo die Natur von selbst den Einwohnern schöne Aussichten und einen Ueberfluß an vortrefflichen Weiden für ihr Vieh darbietet. Dahin gehören besonders die Hügel von St. Christoph und Amancaes, deren ewiges Grün, das im Frühling mit schönen Blumen gesprenkelt ist, die benachbarten Einwohner einzuladen scheint, die Schönheiten, die es ihrem Auge in der Entfernung zeigt, näher zu genieſſen. Die

benachbarten Gegenden der Stadt geben auf 8 bis 10 Seemeilen weit, eine gleiche Unterhaltung; und daher begeben sich viel Familien dahin, um die Luft zu verändern, und sich ländliche Vergnügungen zu verschaffen.

Merkwürdig ist noch, daß der großen Wärme des Sommers ohngeachtet giftige Thiere hier unbekannt sind. Dies gilt auch von dem Gebiete, das Valles heißt, ob es hier gleich einige Häfen giebt, als Tumbez und Piura, wo die Hize beynahe so groß ist, als zu Guayaquil. Dies kann also von nichts, als der natürlichen Trockenheit des Clima herrühren.

Lima, oder los Reyes, d. i. die Stadt der Könige, (wie sie vor dem schrecklichen Unglück im J. 1746 aussah,) liegt in dem geräumigen und angenehmen Thale Rimac im 12° 2′ 31″ Südl. Breite, und im 76° Westl. Länge: in einer der vortheilhaftesten Gegenden, die man sich vorstellen kann. Denn da sie im Mittelpuncte des geräumigen Thals liegt, so commandirt sie das Ganze ohne Schwierigkeit. Der Fluß Rimac bespült die Mauern der Stadt, und läßt sich, so lange er nicht durch die Ströhme von den Bergen herab anschwillt, leicht durchwaden. Da er aber zu andern Zeiten tief und reissend ist, so hatte er eine schöne und geräumige Brücke, an deren einem Ende ein schönes Thor war, das den Eingang in die Stadt ausmachte, und nach dem grossen Markte führte. Dieser war sehr groß und schön ausgeschmückt, und hatte in der Mitte einen Springbrunnen, worinn die metallene Statüe der Fama stand, aus deren Trompete, so wie auch aus dem Rachen der 8 Löwen, die sie umgaben, Wasser sprang. Die Ostseite dieses Plazes enthielt die Cathedralkirche und den erzbischöflichen Palast, deren Fronte von Quader-

Quadersteinen, und mit Säulen und Pfeilern ausgeschmückt, war. An der *N.* Seite war des Unterkönigs-Palast, und in demselben die verschiedenen Gerichtshöfe, die Finanz-Cammern und das Staats-Gefängniß. Auf der *W.* Seite, der Cathedralkirche gegen über, war das Rathhaus und Stadtgefängniß. Die *S.* Seite war mit Privathäusern besezt, die gleich den übrigen in der Stadt nur Ein Stockwerk hatten: weil aber die Fronten von Stein waren, so halfen ihre Einförmigkeit, Gallerien und Zierlichkeit sehr zur Verschönerung des Plazes.

Die Stadt hatte die Form eines Dreyecks. Längs den Ufern des Flusses war sie etwa 2 Meilen lang, und die größte Breite von *N.* nach *S.*, von der Brücke bis an den entgegen stehenden Winkel, betrug 1080 Faden. Eine Mauer von Ziegelsteinen, die von 34 Bastionen flankirt wurde, umgab sie. Sie hatte 7 Thore und 3 heimliche Thüren, aber weder Platformen noch Schießscharten.

An der andern Seite des Flusses war eine Vorstadt, Namens St. Lazaro, deren breite Strassen alle parallel von *N.* nach *S.*, und von *O.* nach *W.* liefen, und Vierecke von Häusern, 150 Yards breit, bildeten. Sie waren gepflastert, und längs ihnen liefen Kanäle, die etwas oberhalb der Stadt aus dem Flusse geleitet waren, und weil sie überwölbt waren, viel zu ihrer Reinlichkeit beytrugen. Die Häuser waren bequem, und fielen gut in die Augen, ob man sie gleich nur niedrig gebauet hatte, damit sie ein Erdbeben aushalten könnten. Die vornehmsten Theile bestanden aus Holz, das in die Queerbalken des Daches gefüget war; und die Wände waren inn- und auswendig mit wildem Rohr oder mit rother Wasserweide (*Ozier*) gefüttert. Diese leztern waren mit Leimen überzogen und weiß angestrichen, die Fronten aber wie Quadersteine gemalt. Sie hatten Kränze (*Cornices*) und Gallerien, die auch mit einer Steinfarbe angestrichen waren. Die Dächer waren flach, und nur so weit bedeckt, als nöthig war,

war, Wind und Sonnenstrahlen abzuhalten: eine geringe Bedeckung, die aber in einem Lande, wo man keinen Regen zu befürchten hatte, hinreichte. Innerhalb der Mauern waren viele Frucht- und Küchengärten, und die meisten von den vornehmsten Häusern hatten Lustgärten hinter sich.

Die Stadt hatte 5 Pfarrkirchen und 2 Kapellen, nebst einer Pfarrkirche der Indier, die unter der Besorgung der Jesuiten stand. Die Klöster waren sehr zahlreich, denn man zählte hier 4 Dominicaner- 3 Franciscaner- 3 Augustiner-Klöster, 3 vom Orden der Barmherzigkeit, und 6 Jesuiter-Collegia. Auch war hier ein Kloster vom Orden des heiligen Benedicts, ein Kloster, Namens Nuestra Sennora de la Buena Muerte, und ein Kloster des St. Franciscus de Paula; ferner 14 Nonnenklöster, 12 Hospitäler, 1 Waisenhaus, und andre öffentliche Gebäude.

Alle sowohl Kloster- als Pfarrkirchen und Kapellen waren groß, zum Theil von Steinen, und mit Gemählden und andern Decorationen von grossem Werth versehen. Besonders übertraf die Pracht der Cathedralkirche und der Kirchen der Jesuiten, der Väter von der Barmherzigkeit, der Dominicaner, Franciscaner und Augustiner alle Beschreibung. Die Reichthümer und die Pracht der Stadt, besonders bey feyerlichen Tagen, erweckte Erstaunen. Die Altäre waren vom Grund an bis an den Rand der Gemählde mit massiven Silber, das der Künstler durch verschiedene Arbeit schön ausgeziert hatte, bedeckt. Die Mauern der Kirche waren mit Sammet oder Tapeten von gleichem Werth bekleidet, und mit goldnen und silbernen Franzen behangen, welches alles hier besonders theuer ist; und an diesen Franzen hiengen Stücke Silber in verschiedenen Figuren. Wandte man das Auge von den Pfeilern, Mauern und dem Täfelwerke nach dem niedern Theil der Kirche ab, so wurde es nicht weniger durch glänzende Gegenstände geblendet. Hierunter waren 6 bis 7 Fuß hohe Leuchter von massiven Silber, die in 2 Rei-

hen längs dem Schiffe der Kirche gesezt waren; silberne Tafeln von erhabener Arbeit, und im Zwischenraume Fußgestelle, worauf Statüen von Engeln standen. Solche unermeßliche Reichthümer hatte man auf das Gebäude der Kirche selbst verwandt; aber was unmittelbar zum Gottesdienst gebraucht wurde, als die geheiligten Gefässe, Kelche, Monstranzen u. s. w, war noch weit prächtiger: denn die verschiedenen Kirchen wetteiferten mit einander, und jede bemühte sich, das kostbarste zu bekommen. Bey denselben war das Gold mit Diamanten, Perlen, Rubinen und Sapphiren bedeckt, so daß sie die Augen der Anschauer blendeten. Die Gold- und Silberstoffe, Franzen und Spizen ꝛc. zu Kleidungen und andern Zierrathen mußten immer die reichsten und kostbarsten von denen seyn, die die Register-Schiffe dahin brachten; und alles, was man zum Ausschmücken der Kirchen brauchte, war das prächtigste in seiner Art, das man nur möglicher Weise erhalten konnte.

Die vornehmsten Klöster waren sehr groß, und hatten viel bequeme Zimmer. Viel Kirchen hatten oben ein gewölbtes Dach, die Vordertheile und Hauptthüren gaben einen majestätischen Anblick, und die Säulen nebst ihrem Schnizwerke, die Statüen und Kränze waren von Holz schön geschnizt, und von Steinen nicht zu unterscheiden. Die Kirchen waren mit kleinen Kuppeln geziert. Die Thürme bestanden vom Fundament an 8 bis 10 Fuß hoch aus gemeinen, und von da an bis zum Dache aus Ziegelsteinen. Das übrige war von Holz mit Steinfarbe angestrichen, und endigte sich mit einer Statüe des Heiligen, dem die Kirche gewidmet war, an welchem sehr wohlklingende Glocken hiengen.

So prächtig sah die Stadt Lima vor dem lezten fürchterlichen Erdbeben aus, das alle Gebäude dem Erdboden gleich machte. Wie weit sie sich von diesem schrecklichen Unglück erholet habe, können wir nicht melden, weil die Schriftsteller, die die beste

Nach-

Nachricht von diesem Lande geliefert haben, um die Zeit ihrer Zerstöhrung schrieben, und uns keine spätere Feder ihren gegenwärtigen Zustand verzeichnet hat.

Die Universität mit ihrem grossen Vierecke, das von einem schönen offnen Plaz umgeben wurde, fiel prächtig in die Augen. Hier wurde der Geist der Leute in denjenigen Arten göttlicher und menschlicher Kenntnisse, die in Altspanien in Ruf stehen, unterrichtet. Die Aristotelische und alte scholastische Philosophie behauptet sich noch immer, so daß die Einwohner, wenn sich bey ihnen ein ausserordentliches Genie hervorthat, den gütigen Naturgaben weit mehr schuldig sind, als der Cultur und Erziehung; und ihr geringer Fortgang in nüzlichen Wissenschaften scheint mehr dem Mangel eines schicklichen Unterrichts, als der Talente, zuzuschreiben zu seyn.

Der Unterkönig von Lima residirt gewöhnlich in dieser Stadt. Seine Regierung dauert 3 Jahre. Er genießt allen Pomp und die übrigen Vorzüge eines Königs, und ist in allen Dingen unumschränkt, sie mögen Kriegs- bürgerliche und peinliche Sachen, oder die Einkünfte, betreffen. Unter ihm stehen die Beamten und Tribunale, die die verschiedenen Theile der Regierung ausüben, und er besezt alle ledigen Stellen. Zur Sicherheit seiner Person hat er eine Leibgarde von 160 Mann zu Pferde, die unter dem Commando eines Capitains und Lieutenants stehen, und alle eine Blaue mit Silber reich besezte Uniform tragen. Ein Haufen von 50 Hellebardirern hat in den Zimmern, die zum königlichen Audienzsaal führen, seinen Dienst, und trägt Westen von Carmesinrothen Sammet mit breiten goldenen Tressen. Noch ausser diesem ist innerhalb dem Pallast eine andere Garde, die aus einem Detachement der Garnison von Callao besteht. Alle diese werden gelegentlich dazu gebraucht, die Befehle des Unterkönigs auszuüben, und die Decrete der Tribunale, nachdem sie seine Genehmigung erhalten haben, durch Zwang

in

in Erfüllung zu sezen. Der Unterkönig wohnt nicht allein den Gerichtshöfen und den Conseils, die die Finanzen und den Krieg betreffen, bey, sondern er giebt auch täglich dem Volke von allem Range Audienz. Zu diesem Ende hat der Pallast 3 sehr grosse und geräumige Säle, in deren ersterm er die Deputationen von den Indiern und den verschiedenen Stämmen empfängt; in dem 2ten giebt er den Spaniern Audienz; und in dem 3ten empfängt er alle Damen, die eine besondere Audienz verlangen.

Der Vicekönig hat ein jährliches Gehalt von 7167 Pf. Sterl., auffer seinem gesezmäßigen Accidentien, die diese Summe dreymal übersteigen. Innerhalb seiner Jurisdiction soll er 120000 Mann zu Pferde und zu Fuß aufstellen, aber, wie man eingesteht, nur den 5ten Theil davon bewaffnen können. Die Garnison von Lima besteht aus Landmiliz, wovon 14 Compagnien ganz Spanische Infanterie, 7 Compagnien von der Handlungs-Gesellschaft, 8 Compagnien Indier, und 6 Compagnien Mulatten sind; nebst 10 Schwadronen Spanischer Reuter: die zusammen ein Corps von 40000 robusten, aber schlecht disciplinirten Leuten ausmachen.

Die Staatsverwaltung wird mit der größten Regelmäßigkeit geführet; und unterdessen, daß alles mit der gewissenhaftesten Gerechtigkeit behandelt zu werden scheint, hängt alles von der Willkühr des Hofes ab. Cabinetssachen werden von einem Staatssecretair und einem Assistenten besorgt, und dies Amt ertheilt Befehle zu Päſſen, die jeder Corregidor innerhalb seiner Jurisdiction ausstellen muß. Mit Genehmigung des Unterkönigs besezt der Secretair alle juristische Stellen auf eine Zeit von 2 Jahren.

Sachen, die die Billigkeit betreffen, werden in dem Hofe, der Audienzia heißt, vorgenommen; und von dessen Schlüssen findet keine Appellation an das Indische Conseil anders statt, als in Fällen einer vollkommenen notorischen Ungerechtigkeit. Dies Tribunal, der höchste Gerichtshof zu Lima, besteht

aus

aus 8 Auditors und einem Fiscal für Civil-Sachen. Es wird in dem unterköniglichen Pallast in 3 verschiedenen Sälen gehalten; in dem einen berathschlagt man sich, in den beyden andern werden die Sachen entweder öffentlich oder heimlich untersucht.

Das nächstfolgende ist die Rechnungs-Cammer, die aus einem Commissar, 5 Oberzahlmeistern, und 2 Gelehrten (*Doctors*), nebst den Unterbedienten bey jeder Classe, besteht. Hier geben die Corregidors, denen die öffentlichen Einkünfte anvertraut sind, ihre Rechnungen ab; hier wird auch die Vertheilung und Verwaltung der königlichen Einkünfte regulirt.

In dem Pallaste ist auch der königliche Schatz, unter der Direction eines Zahlmeisters und Agenten, die über alle königl. Einkünfte innerhalb der Jurisdiction der Audienz von Lima die Aufsicht haben.

Der Magistrat besteht aus Regidoren oder Aldermännern, Alfrarez Real oder Sheriffen, und 2 Alcalden oder königl. Richtern; welches alles Adeliche vom ersten Range sind. Diese haben die Aufsicht über die Polizey und die gewöhnliche Justizverwaltung; dahingegen sich die Gerichtsbarkeit der Corregidoren hier blos über die Indier erstreckt.

Eine der nüzlichsten Einrichtungen, wenn sie gesezmäßig verwaltet wird, ist die Erbschafts-Kammer, die sich des Nachlasses aller ohne Testament Verstorbenen annimmt, und auch diejenigen bewachet, denen anderer Leute Vermögen anvertraut ist. Sie besteht aus 1 Richter, 1 Rath und 1 Zahlmeister.

Hierauf folgt das Handlungs- und Commercien-Gericht, das aus 1 Präsidenten und 2 Consuln besteht, die alles, was zum Handel gehört, dirigiren, alle Handlungsstreitigkeiten entscheiden, und sonst eben die Einrichtung haben, wie die Consulados zu Cadiz und Bilboa.

Das Inquisitions-Tribunal besteht aus 2 Inquisitoren und einem Fiscal, die, so wie die Unterbedien-

dienten, vom General-Inquisitor ernannt, und im Fall einer Vacanz vom obersten Inquisitions-Conseil eingesezt werden. Dies Gericht thut nichts, als daß es Schrecken einjagt, und sich allgemeinen Abscheu erwirbt.

Die Einwohner von Lima bestehn aus Spaniern, Negern, Indiern, Mestizen, und andern Stämmen, die aus einer Vermischung aller drey entspringen. Die Spanischen Familien sind sehr zahlreich: denn nach dem geringsten Anschlage enthält Lima 16 bis 18000 Weisse. Und unter diesen soll $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ vom vornehmsten Adel von Peru, und darunter allein 45 Grafen und Marquis, seyn. Auch Ritter von allerhand Kriegsorden sind sehr viele hier. Ausser diesen halten sich hier 24 Edelleute von grossem Vermögen aber ohne Titel auf, von denen einer seine Abkunft von den alten Yncas von Peru herleitet, dessen Familie die Könige von Spanien verschiedene unterscheidende Ehren und Vorrechte verwilliget haben.

Die, welche die größte Figur machen, haben eine Menge Sclaven und andere Domestiken, und halten Kutschen; andere aber begnügen sich mit Chaisen, die so gemein sind, daß keine Familie von irgend einigem Vermögen ohne dergleichen ist. Nirgends sind sie auch nöthiger: denn die unzähligen Heerden von Maulthieren, die stets durch Lima passiren, bedecken die Strassen mit ihrem Mist, den Wind und Sonne bald dürren, da er dann einen ekelhaften Staub erregt, der den Fußgängern kaum erträglich ist. Diese Chaisen, die ein Maulthier ziehet, und ein Treiber leitet, haben nur 2 Räder und 2 Size gegen einander über; so daß auf allen Fall 4 Personen darinn sizen können. Sie sind sehr leicht und flüchtig; dennoch wegen der Vergoldungen und anderer Zierrathen kommen sie oft auf 800 bis 1000 Kronen zu stehen. Ihre Zahl soll sich auf 5 bis 6000 belaufen.

Handlung wird zu Lima so wenig für eine Erniedrigung gehalten, daß vielmehr die größten Familien

lien durch sie eben groß geworden sind; und die Armen werden hier verachtet, wenn sie aus Faulheit oder Nachlässigkeit nicht, um ihre Umstände zu verbessern, zu ihr ihre Zuflucht nehmen. Denn eine Königl. Procla[illegible]ion hat alle Vorurtheile der Spanier gegen den Handel durch die weise Erklärung, daß Handlung in Indien weder vom Adel noch von dem Kriegsorden ausschliessen solle, völlig gehoben.

Negers, Mulatten, und deren Abkömmlinge, machen den größten Theil der Einwohner aus, und von diesen sind die meisten Handwerker; doch geben sich auch viele Europäer hier damit ab. Denn Gewinnst ist hier die allgemeine Leidenschaft, und die Einwohner suchen ihn durch alle Arten von Gewerbe, wovon keins hier, wie in Quito, deswegen verachtet wird, weil es ein Mulatte treibt.

Indier und Mestizen sind die 3te und lezte Klasse der Einwohner; doch ist ihre Anzahl gegen die Grösse der Stadt und Menge der 2ten Klasse nur geringe. Sie treiben hauptsächlich Ackerbau, machen irdene Waaren, und bringen alle Arten von Lebensmitteln zu Markte; die häuslichen Dienste hingegen werden vornehmlich durch Negers und Mulatten besorgt.

Die Kleidung der Mannspersonen unterscheidet sich im Ganzen wenig von der, die in Spanien getragen wird, auch ist hier kein merklicher Unterschied unter den verschiedenen Klassen, denn jeder darf tragen, was er bezahlen kann: daher ist es nichts ungewöhnliches, einen Mulatten, oder überhaupt einen Handwerksmann, in reichem Zeuge zu sehen. Alles liebt schöne Kleider, und da Eitelkeit und Pracht durch nichts im Zaum gehalten wird, so schweift alles in diesem Puncte schrecklich aus. Aber noch weit ärger als die Mannspersonen machen es die Frauensleute: diese treiben die Verschwendung in der Auswahl ihrer Spizen bis zum Erstaunen weit; und dies gilt nicht nur vom Frauenzimmer von Range, sondern dies hat sich durch alle Stände ausgebreitet, nur die niedrigste Klasse der Negern ausgenommen. Die-

se Spizen müssen nothwendig in Flandern gemacht worden seyn, denn keine Frau von Stande läßt sich so weit herab, andere Arten nur anzusehen.

Der Anputz der Damen besteht in Schuhen, Strümpfen, einem Hemde, einem Unterrock von feinem Barchet, einem offnen Rock und einem Camisol, das im Sommer von Linnen, und im Winter von schönen Zeuge ist. Einige fügen noch einen Mantel hinzu, um das erstere los hängen zu lassen. Vom untersten Rock, der nicht weiter als bis an die Waden gehet, hängt ein Saum von sehr feinen Spizen herab, durch die man die Enden der Strumpfbänder erblickt, die mit Gold oder Silber gestickt, und oft mit Perlen besezt sind. Der obere Rock besteht aus Sammet oder anderm reichen Zeuge, ist rund herum frisirt, und durchaus mit Franzen, Spizen oder Stickereyen ausgeschmückt. Werden die Hemdermel, die 1½ Yard lang und 2 weit sind, zum Zierrath getragen; so sind sie mit Spizen so besezt, daß sie das Ganze sehr verschönern. Die Ermel des Camisols, das über dem Hemde getragen wird, sind unmäßig lang und zirkelrund, und bestehen aus Reihen von Spizen, oder aus Streifen von Kammertuch, zwischen deren jeder Spizen angebracht sind. Der Leib des Camisols ist mit Bändern, die hinten an der Schnürbrust sizen, an der Schulter befestigt, und die runden Ermel, die an die Schultern aufgesteckt sind, stellen nebst denen vom Hemde gleichsam 4 Flügel vor. Ist das Camisol vorn nicht zugeknöpft oder zugehäkelt, so wird es an den Schultern fest gemacht. Im Sommer tragen sie eine Art Schleyer vom feinsten mit Spizen reich besezten Kammertuch oder anderer feinen Leinewand; aber im Winter ist der Schleyer, den sie im Hause tragen, von Boy, und wenn sie in vollem Puz ausgehn, wie ihre Ermel ausgeschmückt. Ueber dem Unterrock haben sie von dem nämlichen Zeuge, wie die Ermel am Camisol, eine Schürze, die bis ans Ende desselben herabhängt.

Ein

Ein einziges Brauthemd kostet allein oft 1000 Cronen, und zuweilen noch mehr.

Die Frauenzimmer bilden sich gewaltig viel auf ihre Füßgen ein: denn ein kleiner Fuß wird für eine ihrer vornehmsten Schönheiten gehalten: daher werden sie von ihrer Kindheit an gewöhnt, enge Schuhe zu tragen, damit ihre Füsse, die oft nur 5½ bis 6 Zoll lang sind, nicht über die gehörige Grösse hinaus wachsen. Ihre Schuhe haben wenig oder gar keine Sohle, indem Ein Stück sowohl dazu, als zum Oberleder dient, beym Zehen und Absaz sind solche gleich breit und rund, so daß sie ein längliches Achteck bilden. Da aber der Fluß dieser Figur nicht nachgiebt, so bringt er sie bald in eine natürlichere Gestalt. Auf diesen Schuhen sitzen immer Diamantene Schnallen, oder nach dem Vermögen der Person, die sie trägt, sonst etwas Brillantes. Doch werden diese Schnallen weniger des Nuzens wegen, als zum Staat getragen; denn die Schuh sind so gemacht, daß sie nie von selbst losgehen, und man kann sie ausziehn, ohne sie loszuschnallen. Sie tragen auch gern weise seidene Strümpfe, die ziemlich dünne sind, um die Form des Beines, wovon man das meiste sehn kann, desto besser zu zeigen.

Noch einen viel höhern Begriff von ihrer Pracht wird man kriegen, wenn man ihren Schmuck kennen lernt, den sie bey ihren Besuchen und bey öffentlichen Gelegenheiten tragen. Ihr Haar, das von Natur schwarz ist, und bis über den Gürtel würde herab reichen können, legen sie auf eine sehr reizende Art. Hinten binden sie es in 6 gedrehte Locken auf, durch die eine etwas gekrümmte goldene Nadel, mit einem Busche von Diamanten an jedem Ende, gehet; und hieran hängen die Locken so, daß sie just die Schulter berühren. An der Stirn und dem obern Theil des Kopfs tragen sie Diamantene Aigretten, das Haar hängt in kleinen Löckgen vom Vorkopf bis an die Mitte des Ohrs herab, und 2 grosse Schönpflästergen von schwarzem Sammet sizen an jedem

Schlafe.

Schlafe. Die Ohrringe sind Brillanten mit einem Busche schwarzer mit Perlen bedeckter Seide vermischt. Und um den Hals tragen sie ausser ihren Halsbändern auch Rosenkränze, woran Perlen, einzeln oder buschweise, bis zur Grösse einer Lambertsnuß, statt der Knöpfe sizen.

Ausser ihren Diamantenen Ringen, Halsbändern, Gürteln und Armbändern, die alle sowohl ihres Wassers, als ihrer Grösse wegen sehr kostbar sind, tragen viele Damen einen runden mit Diamanten reich besezten Edelgestein, der vom Gürtel herab hängt, und prächtiger, als ihr ganzer übriger Schmuck ist. Den ganzen Anzug einer solchen Dame, die statt Linnen mit Spizen bedeckt ist, und vom Kopf bis auf die Füsse von Juwelen blizt, schäzt man nicht geringer, als auf 30 bis 40000 Kronen. Zum Erstaunen ist es hiebey, daß sie sich so wenig daraus zu machen scheinen, indem sie solche bey allen Gelegenheiten auf die nachläßigste Art tragen; denn dadurch sezen sie sich in neue Kosten, daß sie die alten Juwelen ausbessern lassen, oder neue kaufen müssen, welches oft bey den Perlen, die sehr leicht beschädigt werden, nöthig ist.

Das Frauenzimmer zu Lima ist überhaupt von mittler Statur, schön, artig, und hat etwas eigenes Glänzendes und Würdiges in seinen Augen. Ihre körperlichen Reize sollen noch durch die Reize ihrer Seele erhöht werden; denn sie haben einen hellen und durchdringenden Verstand und etwas so freyes und doch dabey gemäßigtes in ihrem Betragen, das, indem es zur Liebe einlädt, zugleich Ehrfurcht gebietet. Im Umgange sind sie unaussprechlich reizend; ihre Begriffe sind richtig, und ihre Manieren unnachahmlich angenehm. Aber dem Parfumiren sind sie so ungemein ergeben, daß sie stets Ambra bey sich führen, und nicht zufrieden mit dem natürlichen schönen Geruch der Blumen, den sie sonst auch sehr lieben, selbst auf ihre Blumensträusse etwas wohlriechendes streuen. Die schönsten Blumen stecken sie in

ihr Haar, und andere, die sie ihres Geruchs wegen sehr schäzen, an ihre Ermel. Man kann sich also leicht vorstellen, daß die Ausflüsse von diesen Damen ziemlich weit in die Ferne riechen.

Sowohl in der Art der Kleidung, als auch in deren Reichthum, sucht die niedre Klasse der Frauenspersonen, und selbst die Negerinnen, es nach ihrem Vermögen ihren Obern nachzuthun. Ihre Leinwand stärken sie immer sehr, um die kostbaren Muster ihrer Spizen vorzuzeigen; auch thun sie sich die Pein an, daß sie ihre Füsse in kleine Schuh einzwängen, um eben solche Füßchen wie ihre Damen zu haben. Ihre nächste Sorge, die weit mehr zu loben ist, geht auf die Reinlichkeit, die man in ihren ungemein netten Häusern antrifft.

Von Natur sind sie munter, geistreich, und scherzhaft ohne Leichtsinn; daher man selbst von den geringsten mit angenehmen Gesängen unterhalten wird, denn alle haben eine gute Stimme. Bällen sind sie sehr ergeben, und auf denselben zeichnen sie sich durch ihre reizenden und leichten Bewegungen aus.

Die Sitten und Neigungen des Adels sind ihrem Range und Vermögen gemäß; sie sind außerordentlich höflich gegen Fremde, die durch ihre Rechtschaffenheit, Höflichkeit, Ehrlichkeit und Pracht entzückt werden. Die Eingebohrnen von geringerm Range besizen zwar etwas zu viel Stolz, Gelehrigkeit aber mangelt ihnen nicht. Gegen einen hochmüthig ertheilten Befehl bezeigen sie so gleich ihren Widerwillen: aber wenn er gelinde und freundlich gegeben wird, so sind sie eben so folgsam als unterwürfig. Eine leutselige Begegnung bezaubert sie, und wenig Beyspiele von Güte machen einen dauerhaften Eindruck auf ihr Gemüth. Die Mulatten hingegen, die weniger gesittet sind, sind hochmüthig, unruhig, und zänkisch.

Die

Die gemeinsten Krankheiten in Lima sind bösartige, Wechsel- und Flußfieber, Pleuresien, Verstopfungen und Convulsionen. Diese leztern werden in zwo Arten, in die gemeinen oder Partial- und in die bösartigen Convulsionen, eingetheilt. Beyde finden sich ein, wenn die Natur in der Crisis einer heftigen Krankheit arbeitet. Die, welche mit den erstern behaftet sind, kommen manchmal davon, wiewohl die meisten den 3 oder 4 Tag nicht überleben: die aber das Unglück haben, von den leztern befallen zu werden, sterben in 2 bis 3 Tagen. Beyde begleiten unerträgliche Schmerzen, so daß der seufzende Patient nicht einmal ohne unbegreifliche Marter von einer Seite auf die andere gewandt werden kann. Der Hals ist so sehr zusammen gezogen, daß man nichts in den Magen bringen kann; und die Kinnladen sind zuweilen so fest verschlossen, daß sie unmöglich zu öffnen sind. So liegt der elende Kranke ohne Bewegung, und wird an jedem Theile seines Körpers gefoltert. Das bösartige oder bogenförmige (*arched*) Zucken ist schon beym ersten Anfall erstaunt heftig, so daß es vom Gehirn herabwärts ein Zusammenziehn der Nerven des Rückgrads verursacht, das auch bey allen Muskeln über den ganzen Körper immer mehr zunimmt, bis solcher wie ein Bogen zurückgezogen, und alle Glieder verrückt werden.

Die Frauenspersonen zu Lima sind einem Krebs in der Bärmutter unterworfen, der äusserst schmerzhaft, sehr ansteckend, und fast unheilbar ist. Schleichende und hectische Fieber sind auch hier sehr gemein; und die venerische Krankheit ist hier so gewöhnlich, als in irgend einer andern Gegend des Spanischen Amerika: denn wenige sind ganz davon frey.

Lima ist die allgemeine Niederlage von allem möglichen Handel, der Mittelpunct der Producte und Manufacturen anderer Provinzen; und zugleich derer, die mit den Galionen aus Europa kommen,

sie

ste ist auch der Stapel des ganzen Königreichs. Aller Reichthum der südlichen Provinzen fließt in diese Hauptstadt, und wird darauf in die Schiffe geladen, die mit den Galionen von Callao nach Panama fahren. An der Spize dieses Handels ist das bereits beschriebene Tribunal del Consulado, das Commissarien ernennt, die durch ganz Peru in den übrigen von ihm abhängigen Städten residiren. Kommen Waaren zu Lima an, so versenden die Kaufleute an ihre Correspondenten die bestellten Güter, und legen das übrige in Waaren-Häusern auf, um darüber für ihre eigne Rechnung mit den Handelsleuten, die sich dann zu Lima einfinden, zu disponiren. Die Bezahlung für das, was ins innere Land verkauft ist, wird in Silberstangen und in einer Art Amalgama von Queckstlber und Silberstaub, das in der Münze zu Lima geprägt wird, hieher geschickt. Was in der Zwischenzeit, da die Flotillas nicht da sind, nach Lima remittirt wird, besteht in Landes-Manufacturen, wovon grosse Quantitäten aus der Provinz Quito kommen: denn deren Verbrauch ist sehr groß, weil sie von den niedern Klassen des Volks, die keine Europäischen Zeuge kaufen können, getragen werden. Lima hat auch einen besondern Handel mit den Königreichen sowohl von Nord-, als Süd-Amerika. Die beträchtlichste Waare, die aus dem erstern importirt wird, ist Schnupftaback, der von Havanna nach Mexico, und von da nach Lima geht, wo ihn die dasigen Kaufleute durch die ganze Provinz Peru vertheilen. Die, welche mit dieser Waare handeln, geben sich mit keinem andern Handelszweig ab; nur wohlriechende Dinge, Porcellan, Ambra, und Muskus ausgenommen. Aus Neuspanien bekömmt Lima Teer, Naphta, Indigo und Eisen; von Terra Firma Blätter-Taback, der grossen Theils so gebraucht wird, daß Herren, Damen und Pöbel eine kleine Rolle, Limpian genannt, in den Mund nehmen; ferner Perlen, und einige wenige andere Artikel. Das Zimmerholz, das man zum Bau der

Häu-

Häuser, Schiffe und Boote braucht, wird, so wie Chocolate, von Guayaquil gebraucht. Die Küsten von Nasca und Pisco schicken Rosinen, Oliven, Wein, Branntewein und Oel; und das Königreich Chili Mehl, Weizen, getrocknete Früchte, Wein, Speck, Leder, Tauwerk, und etwas Gold. Von Coquimbo kömmt Kupfer und Zinn, und von den Bergen von Caxamarca und Chacapoyas eine Art Segeltuch von Baumwolle. Die südlichen Provinzen importiren besonders feine Vicuna-Wolle zu Hüten und Zeugen; und endlich wird aus Paraguay das Kraut gleiches Namens, das in erstaunender Menge consumirt wird, eingeführt.

Auf die Art ist Lima der General-Handelsort, wohin aus allen Gegenden Leute kommen, und das Gewerbe geht in einem fort. Die Einwohner sollen auch einen natürlichen Hang zur Handlung haben, und die Stadt kann als eine Academie angesehen werden, wohin sehr viel ziehen, um sich in den verschiedenen Handelskünsten vollkommen zu machen. Sie dringen in die Absichten des Verkäufers ein, und ziehen den Käufer sehr schlau in ihre eigenen. Ueberdem haben sie eine eigene Gabe, andre zu überreden, sie selbst aber lassen sich nie überreden. Sie stellen sich, als ob sie das verachteten, was sie zu kaufen am begierigsten sind, und thun auf die Art oft einen sehr vortheilhaften Kauf, den bey ihnen ein anderer vergeblich sucht. Aber dieser niedrigen Kunstgriffe im Kaufen und Verkaufen, wodurch sie sich besonders auszeichnen, ohngeachtet, ist doch niemand pünctlicher in Erfüllung ihrer Contracte, als sie.

## Achter Abschnitt.

### Von den übrigen vornehmsten Städten der Audienz Lima, namentlich Callao, Truxillo, Guamanga, Cusco, und Arequipa.

§. 1. Callao, der Hafen von Lima, von welcher Stadt er 5 Meilen weit entfernt ist, liegt längs der Seeküste auf einer niedrigen, flachen Landspize. Die Spanier haben in der ganzen Südsee keinen Hafen, der diesem an Schönheit, Sicherheit und Bequemlichkeit gleich käme; denn die größten Schiffe liegen ganz sicher auf der Rhede, indem das Wasser außerordentlich tief ist, und der Hafen durch die Insel St. Lorenz, die auch die grossen von *SW.* herrollenden Wellen bricht, gegen die Winde geschüzt wird. Von der Seeseite her macht die Stadt eine erträgliche Figur, weil sie verschiedene öffentliche Gebäude hat. Ausser den Kirchen sind 5 Klöster hier. Doch soll sie, nach einigen Schriftstellern, nur 4 bis 500 Einwohner enthalten. Die Regierung hat grosse Geldsummen aufgewandt, um diesem wichtigen Hafen alle Vortheile der Festigkeit, von denen man glaubte, daß die Kunst sie ihm geben könnte, zu verschaffen. Daher wird Callao in Spanien fast für unüberwindlich gehalten, obgleich in der That die Garnison sowohl als die Festungswerke sehr unbeträchtlich sind. Die leztern bestanden aus einer Umzäumung auf der Landseite, die von 10 Bastionen flankirt wurde, und verschiedenen Brustwehren (*redans*) und platten Bastayen an der Seeküste, ausser 4 starken Batterien, um den Hafen und die Rhede zu commandiren. Da aber diese durch das lezte grosse Erdbeben gewissermassen demolirt sind, so sind sie nachher nie durchaus wieder hergestellt worden; indem das dazu bestimmte Geld von dem Gouvernement zu andern Zwecken, die dem Unterkönige von Peru angenehmer waren, verwandt worden ist. Man sagt auch, daß dem Könige von Spanien jährlich

lich grosse Summen für die Garnison, Festungswerke, und Kriegsschiffe, die in dem Hafen liegen sollen, berechnet werden: aber so ehrlich sind die königl. Officianten hier, daß die Soldaten kaum zu Aufführung der Wachen hinreichen. Die Mauern liegen an vielen Orten in Ruinen, und die Schiffe könnten in vielen Monathen nicht ausgerüstet werden.

Wie wichtig dieser Hafen sey, kann man aus dem schliessen, was vorhin vom Handel von Lima, der vornehmlich durch diesen Kanal geführt wird, gesagt worden ist. Zwey Flottas segeln jährlich von hier aus: die eine nach dem Bezirke Afrika, und die andere nach Panama. Die erste geht gegen das Ende des Februars ab, und kömmt, nachdem sie das von Potosi gesandte Silber eingenommen, im März zurück. Zu Anfang des Mayes segelt die andre Flotte mit allen Schätzen von Potosi, den Reichthümern von Chili, die die Flotte von Valparaiso gebracht hat, und den Königlichen Einkünften und Kaufmannsgütern, die aus den entlegensten Theilen von Peru, und los Charcas gebracht worden, nach Panama. Ausser diesen Flotten gehen jährlich 2 Schiffe von Acapulco mit Gold und Silber beladen von hier, und die Waaren, die sie zurückbringen, werden in den Magazinen aufbewahrt, und nächstdem in die südlichern Provinzen von Amerika vertheilt.

Diese Städte, Callao und Lima, sind die vornehmsten Oerter im Erzbisthume dieses Namens. Die Audienz Lima aber enthält noch 4 Bisthümer: nämlich Truxillo, Guamanga, Cusco, und Arequipa.

§. 2. Die Diöces von Truxillo liegt Nordwärts von der erzbischöflichen Diöces Lima, und ist gleich allen übrigen in verschiedene Gerichtsbarkeiten getheilt.

Die

Die Stadt Truxillo liegt im 8° 6′ 3″ S. Breite, und hat eine angenehme Lage, obgleich auf einem sandigten Boden. Sie ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, und ihr Umfang berechtigt sie, unter die Städte von der 3 Ordnung gerechnet zu werden. Sie liegt etwa ½ Seemeile von der See; und 6 Meilen gegen *N.* von ihr ist der Hafen Guanchaco, der der Kanal ihres Seehandels ist. Die Häuser, die größtentheils aus Ziegelsteinen gebaut sind, fallen sehr gut in die Augen: denn sie sind mit ansehnlichen Gallerien und Erkern geziert, wegen der häufigen Erdbeben aber sehr niedrig, so daß sehr wenige ein Stockwerk haben. Sie ist die Residenz eines Bischofs, der ein Capitel hat, das aus 1 Dechant, 1 Erzdiaconus, 1 Cantor, 4 Domherren, und 2 Präbendarien besteht. Hier ist auch eine Finanz-Kammer, Mönchsklöster von verschiedenen Orden, ein Jesuiter-Collegium, ein Hospital der Frau von Bethlehem, und 2 Nonnenklöster.

Die Einwohner bestehen aus Spaniern, Indiern, und allen andern Stämmen. Unter den erstern sind verschiedene reiche und ausgezeichnete Familien, die alle überhaupt höflich, freundlich und in ihrer Anführung ordentlich sind. Die Frauenspersonen folgen in ihrem Anzug und Gebräuchen denen von Lima sehr. Hier werden eine grosse Menge Chaisen gehalten: denn da der sandige Boden das Gehen sehr beschwerlich macht, so giebt es wenig Familien von einigem Ansehen, die nicht dergleichen hätten.

Das Thal, worinn Truxillo liegt, ist überaus fruchtbar, und hat einen Ueberfluß an Zuckerrohr, Maiz, Früchten und Küchenkräutern, nebst Wein- und Oelgärten. Die den Bergen zunächst gelegenen Gegenden bringen Weizen, Gerste und andres Getreyde hervor; daher die Einwohner nicht allein an allen Arten von Lebensmitteln einen Ueberfluß haben, sondern auch eine beträchtliche Menge ausführen,

vornehmlich Zucker und Weizen nach Panama. Die Benuzung dieser besondern Fruchtbarkeit hat viel zur Verschönerung des Landes beygetragen. Die Stadt ist mit verschiedenen Lustwäldern und angenehmen Alleen umgeben; auch die Gärten sind sehr gut angebaut, und geben einen lustigen Anblick.

§. 3. Guamanga, die Hauptstadt der 2ten Diöces in der Audienz Lima, liegt am Abhange einiger nicht sonderlich hohen Berge, die sich gegen Süden erstrecken, und eine geräumige Ebene, die der Stadt in O liegt, und durch einen kleinen Strohm gewässert wird, einschließen. Sie hat wenigstens 20 adliche Familien, die im Mittelpunct der Stadt in ziemlich hohen geräumigen Häusern wohnen, die zum Theil von Steinen gebaut, und mit grossen Baum- und Küchengärten versehen sind. Die Cathedralkirche ist sehr prächtig, und ihr Capitel besteht aus 1 Dechant 1 Erzdiacanus, 1 Cantor, 2 Domherren, und 1 Beichtvater; sie hat auch ein Seminarium zum Dienst der Kirche, Namens St. Christoph. Dann sind 2 Pfarrkirchen, eine für die Spanier, die andere für die Indier, und 4 Kapellen. Die Stadt hat auch eine Universität mit Professoren der Philosophie, Gottesgelahrtheit, und der Rechte, und geniesst gleiche Vorzüge mit der von Lima, weil beydes königl. Stiftungen sind. Innerhalb den Mauern der Stadt sind Klöster von St. Dominicus, St. Franciscus, der Väter der Barmherzigkeit, von St. Augustin, St. Juan de Dios, ein Jesuitercollegium, und ein Hospital Namens St. Franciscus de Paula. Die Nonnenklöster sind vom Orden St. Clara, und Carmeliterinnen, und eine geistliche Schwesterschaft.

Die grossen Indischen Vorstädte, rund um die Stadt herum, worinn die Häuser zwar niedrig, aber gröstentheils von Stein sind, tragen viel zu ihrem grössern Umfange bey.

In dieser Diöces ist eine reiche Queckstlbergrube, wovon die Einwohner einer benachbarten

Stadt

Stadt ihren ganzen Unterhalt haben, weil wegen der Kälte daselbst gar nichts von Getreyde und Früchten wachsen kann, daher sie alles von ihren Nachbarn kaufen müssen. Die Quecksilbergruben, die hier bearbeitet werden, versehen alle Silberbergwerke in Peru mit diesem nöthigen Minerale; und der ungeheuern Menge ohngeachtet, die man schon daraus gezogen hat, spürt man doch noch keine Abnahme.

§. 4. Cusco ist die älteste Stadt in Peru; denn sie ist so alt, wie das Reich der Yncas, und von diesen wurde sie zur Hauptstadt des Reichs gegründet. Sie hat eine sehr unebene Lage an den Seiten der Berge, weil in ihrer Nachbarschaft keine bequemere ist. An einem Berge, der an die nördliche Seite der Stadt stößt, sieht man die Ruinen eines berühmten Forts, das die Yncas erbauet haben, und woraus man sieht, daß ihre Absicht war, den ganzen Berg mit einer ungeheuern Mauer von der Art einzuschliessen, damit ein Feind unmöglich hinaufsteigen könnte, und aller Zugang zur Stadt versperret würde. Diese Mauer war sehr fest gebaut und bestand ganz aus Quadersteinen, wovon einige ungeheur groß waren.

Cusco ist beynahe Lima gleich. Die *N.* und *W.* Seite wird von dem Berge mit der Festung umgeben, und an der *S.* Seite gränzt sie an eine Ebene, worinn einige schöne Spaziergänge sind. Die meisten Häuser sind von Stein und mit Ziegeln von einem lebhaften Roth bedeckt, welches den Häusern ein schönes Aussehen giebt. Die Zimmer sind sehr geräumig, und, da die Einwohner wegen ihres guten Geschmacks in Rufe stehen, auch schön ausgeziert. An allen Thüren ist die gegrabene Arbeit vergoldet, und die andern Zierrathen und Meublen sind sehr glänzend.

Die Cathedralkirche ist zwar kleiner, als die zu Lima, übrigens aber gleicht sie ihr sehr; sie ist ganz

von

von Steinen und soll in der Baukunst so gar die in der Hauptstadt übertreffen. Auch sind hier 8 andre Pfarrkirchen, und ein Dominicanerkloster, dessen Hauptwände sonst die Mauern des Sonnentempels waren, und dessen hoher Altar an dem nämlichen Orte steht, wo sonst das goldne Bild dieser eingebildeten Gottheit stand. Das hiesige Franciscanerkloster ist das Haupt dieses Ordens in der Provinz. Das Augustinerkloster, und der Väter der Barmherzigkeit ihres, sind ebenfalls die vornehmsten ihrer Orden. Auch die Jesuiten haben hier ein Collegium. Das Kloster St. Juan de Dios und der Bethlehemiten ihres, die beyde sehr groß sind, enthalten Krankenhospitäler, davon das leztere besonders den Indiern gewidmet ist, die sehr sorgfältig und zärtlich darinn bedienet werden.

Die Regierung der Stadt besteht aus einem Corregidor an der Spize des Magistrats, der aus dem vornehmsten Adel ist, und aus welchem jährlich 2 ordentliche Alcalden erwählt werden.

Drey Collegia giebt es hier. In dem Ersten, Namens St. Anton, ist ein Seminarium zum Dienst der Cathedralkirche, worinn Latein, die Wissenschaften und Theologie gelehrt wird. Das Zweyte ist unter der Aufsicht der Jesuiten, die junge Leute vom Stande unterrichten. Das Dritte, Namens St. Franciscus de Borja, das auch den Jesuiten gehört, ist zur Erziehung junger indischer Prinzen gegründet. Die beyden erstern ertheilen alle Würden, nur die Doctorwürde ausgenommen, und sind zu Universitäten erhoben worden. Hier ist auch ein Inquisitionsgericht, und ein anders für die Creuzbulle.

In diesem Bisthum sind einige überaus reiche Gold- und Silberbergwerke.

§. 5. Die vierte Dioces in der Audienz Lima ist Arequipa, worinn die Stadt gleiches Namens, eine der größten in ganz Peru ist. Sie liegt sehr angenehm in einer Ebene. Die Häuser sind von Stein

gut

gut gebaut, überhaupt hoch, bequem, von aussen schön ausgeziert, und inwendig niedlich meublirt. Die gemässigte Luft ist überaus angenehm, indem die Kälte nie zu heftig und die Hize nie beschwerlich wird: so daß die Felder stets mit einem Grün bekleidet, und wie in einem ewigen Frühling mit Blumen geschmückt sind. Die Einwohner sind von vielen in diesem Theile von Amerika gewöhnlichen Krankheiten befreyt, welches man grossen Theils ihrer Sorgfalt, die Strassen reinlich zu halten, zuschreibt; und dies geschieht mittelst einiger Kanäle, die bis an einen nahe bey der Stadt fliessenden Fluß gehen, der allen Unflath wegschwemmt. Diese Vortheile werden aber durch die häufigen und schrecklichen Erdbeben sehr gemässigt; denn durch diese Convulsionen der Natur ist sie viermal in Steinhaufen verwandelt worden. Doch ist die Stadt sehr volkreich, und hat unter ihren Einwohnern viel adeliche Familien. Viele davon haben sich, wegen der guten Luft, des fruchtbaren Bodens, und der Bequemlichkeit des Handels im Hafen Arante, der 20 Seemeilen von hier liegt, hier niedergelassen. Nebst dem Bischof besteht das Capitel aus 1 Dechant, 1 Erzdiaconus, 1 Cantor, 1 Rector, 1 Schazmeister, 3 Domherren, und 2 Präbendarien; ausser der Sacristey, die von 2 Priestern für die Spanier bedienet wird, so wie die Pfarrkirche Santa Martha den Indischen Einwohnern gewidmet ist. Die Franciscaner haben hier 2 Klöster, die Dominicaner, Augustiner, und Väter der Barmherzigkeit aber nur 1; ausserdem giebt es hier ein Jesuitercollegium, ein Kloster und Hospital von St. Juan de Dios, 3 Nonnenklöster und ein Seminarium zum Dienst der Cathedralkirche. Das Civil-Polizey- und Kriegsgouvernement führt der Corregidor, der den Regidoren, aus denen jährlich 2 ordentliche Alcalden gewählt werden, vorgesezt ist. Die biesige Finanzcammer steht unter der Direction eines Schaz- und Zahlmeisters. Es sind hier auch Commissarien der Inquisition und der Kreuzbulle.

In diesem Bisthume sind verschiedene Gold- und Silberbergwerke, und in einigen Gegenden grosse Weingärten, die eine Menge Wein und Branntewein verschaffen. Unter den andern Producten ist hier auch Guineapfeffer, womit der Gerichtsbezirk von Afrika in dieser Diöces einen sehr vortheilhaften Handel treibt; denn seine Pflanzungen bringen alljährlich nicht weniger als 60000 Thaler ein. Die Schoten dieses Pfeffers sind ohngefähr $\frac{1}{4}$ Yard lang, und werden, wenn sie abgenommen sind, an der Sonne getrocknet, und in Säcke von Schilf gepackt, wovon jeder eine Arobe oder $\frac{1}{4}$ Centner enthält; und so werden sie nach allen Gegenden verführt. Andere Gegenden dieser Gerichtsbarkeit sind durch die gewaltige Menge grosser und vortreflicher Oliven berühmt, die die schönsten Europäischen weit übertreffen, und wovon einige so dicke wie ein Hühnerey sind.

## Neunter Abschnitt.

### Von der Audienz los Charcas oder la Plata.

Ihre Lage, Grösse und Clima. Von dem berühmten Berge Potosi, und den Silberklumpen, die in der Provinz Karangas gefunden werden. Beschreibung der Stadt Plata.

§. 1. Die Audienz Charcas, die lezte Abtheilung von Peru, ist so groß wie die von Lima, aber nicht so gut bewohnt; denn in vielen Gegenden sind grosse Wüsten und undurchdringliche Wälder, und in andern unterbrechen die ungeheuer hohen Cordilleras die grossen Ebenen:

daher

daher werden nur diejenigen Theile bewohnt, die von diesen Unbequemlichkeiten frey sind. Gegen *N.* gränzt sie an die Diöces Cusco, gegen *S.* reicht sie bis an Buenos Ayres, gegen *O.* bis an Brasilien, und gegen *W.* bis an die Südsee, vornehmlich bey Atacama; der übrige Theil der Provinz gränzt an das Königreich Chili.

Das Clima dieses Landes ist verschieden: an der Küste ist es gewaltig heiß, und die innern Theile desselben sind an einigen Orten ausserordentlich kalt. Doch ist der Boden in den angebauten Gegenden überhaupt fruchtbar, besonders in den Thälern zwischen den Bergen, wo das Land durch verschiedene Flüsse gewässert ist. Seine Producte, die es vornehmlich berühmt machen, sind Gold und Silber.

Diese Audienz wird in das Erzbisthum Plata, und in 5 Bisthümer, getheilt. Wir wollen mit jenem anfangen.

§. 2. Der berühmte Berg Potosi ist durch die ganze handelnde Welt wegen der unermeßlichen Menge Silber, die er geliefert hat, bekannt. Die Entdeckung dieses ungeheuren Schazes geschah durch einen Zufall im J. 1545. Ein Indier, den einige Hualpa, andere Gualca nennen, kam, als er einige wilde Ziegen auf diesem Berge verfolgte, an eine sehr steile Stelle, wo er sich an ein Gesträuch hielt, um desto geschwinder klettern zu können. Da aber der Strauch die Last nicht ertragen konnte, so riß er mit den Wurzeln los, und entblößte eine Masse feinen Silbers; und zu gleicher Zeit fand der

Indier

Indier einige Stücke von eben diesem Metall zwischen der Erde, die an den Wurzeln hieng. Dieser Indier, der in Porco lebte, eilte mit diesen Erstlingen seiner Entdeckung nach Haus, wusch das Silber, verbrauchte es, und kehrte, wenn sein Vorrath bald erschöpft war, nach der unerschöpflichen Quelle zurück. Zulezt wurde ein vertrauter Freund von ihm, Namens Guanca, der die glückliche Veränderung seiner Umstände bemerkte, begierig, die Ursach davon zu wissen, und wiederholte seine Fragen so ernstlich, daß ihm Hualpa das Geheimniß entdeckte. Eine Zeitlang giengen sie gemeinschaftlich nach dem Berge, um frischen Vorrath von Silber zu holen, bis endlich Guanca, welchem Hualpa seine Art, das Metall zu reinigen, nicht entdecken wollte, das ganze Geheimniß seinem Herrn Villarroel, einem Spanier, der auch in Porco wohnte, verrieth. Dieser verfügte sich auf solche Nachricht im April 1545 nach dem glücklichen Bruche im Berge, und die Mine wurde sogleich mit unsäglichem Vortheile bearbeitet.

Die erste Mine bekam den Namen der Entdecker, weil sie den Weg zur Entdeckung anderer in dem Inneren dieses Bergs eingeschlossener Quellen von Reichthümern bahnte; denn wenig Tage nachher wurde eine andre eben so reiche entdeckt, und die Zinnmine genannt. Dann fand man die dritte, und zeichnete sie durch den Namen *Rica*, oder die Reiche, aus, weil sie alle übrigen übertraf; und dieser folgte die Vierte Mendieta. Dies sind die vornehmsten Minen

von

von Potosi; ausser ihnen giebts aber noch mehrere, die den Berg an allen Seiten durchkreuzen.

Auf die Nachricht von diesen wichtigen Entdeckungen zogen die Leute von allen Seiten, besonders von der Stadt Plata, die ohngefähr 75 Meilen von Berge abliegt, nach Potosi, so daß die Stadt

Potosi gegenwärtig beynahe 6 Meilen im Umfange hat, und von vielen adlichen Familien, besonders solchen, die bey den Minen interessirt sind, bewohnt wird. Obgleich wegen der überaus kalten Bergluft das benachbarte Land sehr unfruchtbar ist, und weder Getreyde, noch andere Früchte und Kräuter hervorbringt: so wird doch die Stadt so reichlich versorgt, daß sie an allem einen Ueberfluß hat, und der Handel mit Lebensmitteln nächst Lima an keinem Orte grösser ist, als hier. Einige Provinzen schicken ihr bestes Getreyde und Früchte, andere ihr Vieh, noch andere ihre Manufacturen dahin; und die, welche mit Europäischen Gütern handeln, reisen nach Potosi, als auf einen Markt, wo immer eine grosse Nachfrage und nie ein Mangel an Silber zum Austauschen ist. Ein Spanischer Schriftsteller berichtet aus einer sehr glaubwürdigen Quelle, daß sich, nach den öffentlichen Rechnungen, alles gewonnene Silber, vor dem J. 1638, auf 395,619,000 Thaler (Piaster) belaufen habe: welches in 93 Jahren, als so lange es entdeckt gewesen war, 4,255,043 Thaler jährlich macht. Hieraus kann man sich einen Begriff von dem grossen Handel machen, der seit vielen Jahren nach dieser Stadt getrieben ist, und der wahrscheinlich, da ihn das Silber aus diesem Berge ganz nährt, noch geraume Zeit dauern wird. Denn wenn man gleich einige Abnahme bemerkt hat, so ist es doch noch immer sehr ansehnlich.

Nicht weit von Potosi sind die heissen medicinischen Bäder, Don Diego genannt, wohin einige der Gesundheit, andere des Vergnügens wegen, reisen.

§. 3.

§. 3. Auch die sehr kalte Provinz Carangas hat eine Menge Silberminen, die stets im Gange sind. Darunter ist eine, Namens Turco, wegen einer Art Erzes merkwürdig, das die Bergleute Machacado nennen, wo die Fäserchen des Silbers in den Steinen, worinn sie liegen, ein bewundernswürdiges Gewebe bilden. Minen von dieser Art sind gewöhnlich die reichsten. Ausser diesen sind noch andere in dieser Gerichtsbarkeit; denn in den dürren sandigen Wiesen, die sich nach der Südsee zu erstrecken, gräbt man Klumpen Silber aus dem Sande, die mit keinem andern Erze oder Steine vermischt sind, ausser was an einigen Theilen des Metalles anhängt. Man nennt diese Silberklumpen Papas, weil sie eben so, wie diese Wurzel, ausgegraben werden. Sie sind nicht von gleicher Art mit denen, die man in den Minen findet, denn sie haben alle Zeichen von geschmolznem Silber. In diesen macht das Silber eine Masse aus, und die Oberfläche ist mit schwarzen Erdtheilchen bedeckt, die alle Zeichen der Calcination haben, von denen aber wenig oder gar keine mit dem Silber vermischt sind. Die Grösse und Figur dieser Klumpen ist sehr verschieden; einige wiegen 2 Mark oder 16 Unzen, und einige über 100 Mark. Sie werden in verschiedenen Theilen des nämlichen Bodens gefunden, obgleich selten nahe beysammen.

§. 4. Die Stadt Plata hat ihren Namen von den in ihrer Nachbarschaft befindlichen Silberminen. Sie steht in einer kleinen Ebene, die von Anhöhen umgeben, und dadurch gegen den Wind geschüzt

schüzt wird. Die Luft ist in der trocknen Jahrszeit sehr gemässigt und gelinde, und das ganze Jahr hindurch ist hier kein beträchtlicher Unterschied darinn. Nur im Winter, oder vielmehr in der Regenzeit, die im Sept. anfängt, und bis in den März dauert, sind Stürme mit Donner und Bliz sehr häufig, und die Regen lang anhaltend; aber die ganze übrige Jahrszeit hindurch ist die Atmosphäre hell und rein.

Die Häuser, so wol die an den grossen Markt stossen, als die nicht weit davon stehen, haben ein Stockwerk über dem Grundboden, und sind mit Ziegeln bedeckt. Sie sind groß und bequem, und haben anmuthige Gärten, die mit Europäischen Früchten bepflanzt sind: aber Wasser ist so rar, daß es kaum zu ihren Lebensnothwendigkeiten hinreicht; und das wenige, was sie haben, holen sie aus einigen öffentlichen Brunnen, die in verschiedenen Theilen der Stadt zerstreut sind. Die Einwohner sind Spanier und Indier, und sollen sich auf etwa 4000 belaufen.

Die Domkirche ist groß, in 3 Flügel getheilt, und mit Gemählden und Vergoldungen schön ausgeziert. Ihr Capitel besteht aus einem Dechant, Erzdiaconus, Cantor, Schazmeister, und Rector, 5 Domherren, 4 ordentlichen und eben so viel kleineren Präbendarien. Der Erzbischof und sein Kanzler machen das Kirchentribunal aus. Die Cathedralpfarre wird von 2 Priestern, einem für die Spanier, dem andern für die Indier bedient. Am Ende der Stadt ist die St. Sebastianskirche, die bloß den in ihrem Bezirke wohnenden Indiern, die auf 3000 geschäzt werden, gewidmet ist. Die Klöster, die die Augustiner, Dominicaner, Franciscaner und Väter von der Barmherzigkeit haben, und auch das Collegium der Jesuiten, sind grosse Gebäude mit prächtigen Kirchen. Hier ist auch ein Conventualhospital von St. Juan de Dios, das der König unterhält, nebst 2 Nonnenklöstern, eins vom Orden St. Clara, und das andre von St. Monica. La Plata hat auch eine Universität, die dem heiligen Franciscus Xavier gewidmet ist,

und

und wovon die Stellen bald mit Weltlichgeistlichen, bald mit Layen besezt werden; aber der Rector ist allezeit ein Jesuit. Noch 2 andre Collegia, wo Vorlesungen gehalten werden, sind hier, eines Namens St. Juan, das bis vor kurzem unter der Aufsicht der Jesuiten stand, und das andre, Namens St. Christoph, das ein Seminarium ist, und vom Erzbischofe besezt wird.

Das vornehmste Tribunal in Plata ist die Audienz selbst, deren Präsident den Titel eines Gouverneurs und Generalcapitains der Provinz führt, jedoch mit Ausnahme der Gouvernements von Santa Cruz de la Sierra, Tucuman, Paraguay, und Buenos Ayres, welche unabhängig, und in Kriegssachen völlig für sich sind. Bey der Audienz ist ein Fiscal, ein Protectorfiscal für die Indier und 2 überzählige Auditeurs. Der Magistrat, oder die Bürgerschaft besteht, wie in allen übrigen Städten dieses Landes, aus Regidoren, die Leute vom ersten Range sind, und einen Corregidor an ihrer Spize haben. Aus ihnen werden jährlich 2 ordentliche Alcalden zur Unterhaltung guter Ordnung und der Polizey erwählet. Hier ist auch ein Tribunal für die Kreuzbulle mit einem Commissair, Subdelegaten, und andern Bedienten; ein Inquisitionshof, der dem zu Lima untergeordnet ist; und ein Amt, das für die Nachlassenschaft der ohne Testament Verstorbenen Sorge tragen muß. Zwey Seemeilen von Plata fließt der Fluß Cachimayo, an dessen Ufern die Einwohner verschiedene angenehme Landgüter haben; und etwa 6 Seemeilen weit, auf dem Wege nach Potosi, ist der Fluß Philcomajo, über den man mittelst einer grossen steinernen Brücke geht. Einige Monathe über versieht dieser Fluß die Stadt Plata mit einer Menge köstlicher Fische, worunter einer, Namens Dorado, ist, der gewöhnlich 20 bis 25 Pfund wiegt. Die andern Lebensmittel, als Brod, Fleisch und Früchte, werden von den benachbarten Provinzen dahin gebracht.

Zehen-

# Zehenter Abschnitt.

## Von der Diöces la Paz in der Audienz Plata.

Ihr Clima und Producte. Beschreibung der Thiere Lama, Guanaco, und Vicuna. Von dem See Titicaca, und der Stadt la Paz.

§. 1. Die erste von den 5 Diöcesen, aus denen die Audienz Plata besteht, ist la Paz, die in 6 Gerichtsbarkeiten eingetheilt ist. Ein grosser Theil davon ist einer kalten Luft ausgesezt, daher harte Fröste, Schnee und Hagel nichts ungewöhnliches sind: aber die Stadt la Paz ist durch eine glückliche Lage dafür gesichert. Auch andere Gegenden sind gegen die schneidende Luft der Anden so gut gedeckt, daß sie alle Vegetabilien eines heissen Clima, als Zuckerrohr, Cacao, und dergl. hervorbringen. Die grossen Wälder in den bergichten Theilen sind mit kostbarem Zimmerholz, aber auch mit Tigern, Leoparden und Bären, angefüllt. Etwas weniges Rothwildpret giebt es auch hier, und eine Menge zahmes Vieh von Europäischer Zucht, die nebst dem Lamas, Guanacos, und Vicunas, auf den Heiden grasen.

Der Lama gleicht in vielen Stücken dem Kameel, z. E. in der Gestalt des Kopfes, Halses, und einiger andern Theile; allein er hat keinen Höcker auf dem Rücken, ist viel kleiner, hat gespaltene Füsse, und eine verschiedene Farbe: denn die meisten sind zwar braun, aber einige haben doch eine weisse, schwarze und noch andre Farbe. Sein Schritt gleicht dem von einem

Kameel,

Kameel, und seine Höhe der von einem ein- bis zweyjährigen Esel. Spanier und Indier brauchen sie zu Lastthieren, und sie schicken sich gut dazu, wenn nur die Last unter 100 Pfund ist. Sonst pflegten die Indier ihr Fleisch zu essen, wie sie auch noch thun, wenn die Thiere keine Arbeit mehr verrichten können; und wie sie sagen, so ist zwischen ihm und dem Hammelfleische kein Unterscheid, außer daß es etwas süßlicher schmeckt. Es ist ein sehr gelehriges Thier, und leicht zu halten. Seine ganze Vertheidigung besteht darinn, daß es eine zähe Materie aus den Nasenlöchern sprüzt, die einem jeden, auf den sie fällt, die Kräze zuziehen soll; daher die Indier, die dies fest glauben, sich sorgfältig hüten, es zu erzürnen.

Der Guanaco und die Vicuna sind wenig von Lama unterschieden. Erstrer ist grösser, und hat eine lange, grobe Wolle: leztere ist kleiner, als der Lama, hat kürzere und feinere Wolle, und ist über den ganzen Körper braun, den Bauch ausgenommen, der weißlich ist. Diese Thiere sind in den Bergwerken von grossem Nuzen, denn sie tragen das Erz in solchen rauhen Wegen, die kein andres würde passiren können.

§. 2. Auf der Cordillera nahe bey der Stadt ist ein Berg von beträchtlicher Höhe, Namens Illimani, der unstreitig ungeheure Schäze enthält. Denn als vor einiger Zeit eine Spize durch einen Wetterstrahl davon abgeschlagen wurde, und auf einen benachbarten Berg fiel, so fand man in den einzelen Stücken eine so grosse

Menge

Menge Gold, daß einige Zeit die Unze von diesem Metall zu la Paz für 8 Stück von Achten verkauft wurde. Da aber seine Spize mit ewigem Eis und Schnee bedeckt ist, so hat man keine Mine in diesem Berge geöfnet.

In dieser Diöces ist der See Titicaca, der etwas länglicht rund ist, und etwa 80 Seemeilen im Umfange, und an einigen Orten 70 bis 80 Faden tiefes Wasser, hat. Zehn bis 12 grosse Flüsse, ausser einer Menge kleinerer, ergiessen sich in denselben. Sein Wasser ist zwar weder bitter noch salzigt, aber trübe, und schmeckt so eckelhaft, daß man es nicht trinken kann. In demselben liegen verschiedene Inseln: darunter ist eine von beträchtlicher Grösse, worauf die alten Yncas der Sonne einen prächtigen Tempel erbauet hatten, dessen Mauern mit Gold- und Silberblechen bedeckt waren. Aber man glaubt, daß die Indier, als sie die Raubbegierde der Spanier bey der Eroberung ihres Landes sahen, diese unermeßliche Schäze in den See geworfen haben, damit sie nicht die Spanier kriegten.

§. 3. Die Stadt la Paz ist von mittler Grösse, und liegt zwischen den Felsen der Cordillera. Der Grund, worauf sie steht, ist daher nicht allein uneben; sondern sie ist auch mit Bergen umgeben, die ihr keine andere Aussicht lassen, als die nach diesen Bergen und nach dem Flusse hin. Ist der Fluß durch den Regen, oder durch den von den Bergen herabgeschmolzenen Schnee angeschwollen; so reißt er grosse Stücke von den Felsen mit einigen Goldkörnern fort, die man nachher findet, wenn sich die Fluth gesezt hat. Man kann daraus auf die Schäze schliessen, die in den Eingeweiden dieser Berge stecken müssen.

sen. Eine merkwürdige Probe davon erschien im J. 1730, da ein Indier, als er seine Füsse in dem Flusse wusch, einen so grossen Klumpen Gold fand, daß der Marquis von Castel-Fuerte 12000 Stück von Achten dafür gab, und es dem Könige von Spanien zum Geschenk schickte.

Das Kapitel der Cathedralkirche besteht aus einem Dechant, Erzdiaconus und Cantor, 4 Domherren und 2 Präbendarien. Hier sind auch 4 Pfarrkirchen, Klöster der Augustiner, Dominicaner, Franciscaner und Väter der Barmherzigkeit, ein Jesuiter-Collegium, ein Convent und Hospital von St. Juan de Dios, ein Nonnenkloster vom Orden der Empfängniß, und ein anders von Santa-Teresa. Die Stadt steht unter einem Corregidor, unter dem wieder Regidoren und ordentliche Alcalden, wie in andern Städten, stehen.

## Eilfter Abschnitt.

Von den Bisthümern Santa-Cruz de la Sierra, und Tucuman, in der Provinz los Charcas, ihrem Clima, Boden, Producten und Einwohnern.

§. 1. Das Bisthum Santa-Cruz de la Sierra ist ein Gouvernement und eine General-Capitainschaft. Seine Gerichtsbarkeit ist zwar von grossem Umfange, aber viel Spanier halten sich nicht darinn auf; und seine wenigen Städte sind meist Missionen, die unter dem Namen der Missionen von Paraguay begriffen werden.

Der Winter ist hier strenge; im May fängt er an, und endigt sich im August. So lange er dauert, weht der Südwind 7 Wochen lang, und Regengüsse überschwemmen einen grossen Theil

des

des Landes; aber der Sommer ist gewaltig heiß.

Der Boden hat von verschiedenen Sorten Früchte einen Ueberfluß. Es wächst hier eine Art Palmbäume, aus deren Stamm man etwas Mehlartiges bekömmt, das eine gute Speise abgiebt. Trauben, Feigen und Muscusmelonen kommen hier auch gut fort.

Santa-Cruz, die Hauptstadt dieses Gouvernements, liegt 80 bis 90 Seemeilen gegen O. von Plata; aber sie ist weder groß, noch wohl gebaut, auch hat sie sonst nichts was sich zum Namen einer Stadt schickte. Die Häuser sind von Steinen und mit Palmblättern gedeckt. Sie hat Eine Kirche, die die Kathedral-Kirche ist, ihr Kapitel besteht blos aus dem Bischofe, einem Dechant und Erzdiaconus, sonst hat sie weder Domherren, noch Präbendarien, oder andre Bediente.

Die Missionen, die in den von diesem Bisthume abhängigen Gegenden den Jesuiten zustehen, heissen Indios Chiquitos, oder die kleinen Indier; diesen Namen haben ihnen die Spanier wegen ihrer ausserordentlich kleinen Hausthüren gegeben. Ihr Land liegt zwischen Santa-Cruz de la Sierra und dem See Xarayes, aus dem der Fluß Paraguay entspringt, der durch die Vereinigung mit andern Flüssen grösser, und dann der berühmte Strohm Plata wird. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fiengen die Jesuiten an, unter dieser Nation zu predigen, und das mit solchem Fortgange, daß sie im J. 1732 7 Städte, jede von mehr als 600 Familien, errichtet hatten, und damals noch mehrere

anlegten, um die vielen Indier, die sie zur römischen Kirche gebracht hatten, unter ihre Geseze zu versammlen.

Die Indios Chiquitos sind hurtig und wohlgemacht. Ihren Muth haben die Portugiesen oft erfahren, die in ihr Land einzufallen pflegten, um die Einwohner als Sclaven wegzuführen; aber ihre Tapferkeit hat diese gelehrt, sich in ihren eigenen Gränzen zu halten. Die Waffen dieser Indier sind vergiftete Pfeile, Musketen und Säbel. Der Sprache nach sind sie zwar von den übrigen Nationen in Paraguay verschieden, ihre Gebräuche aber sind fast die nämlichen. Nicht weit von ihnen wohnt eine andere Indische Nation, die zeither die Missionarien gar nicht hat anhören wollen, daher auch wenig Proseliten bey ihr gemacht sind.

§. 2. Das Bisthum oder Gouvernement Tucuman liegt im Mittelpunct dieses Theils von Amerika, und fängt Swärts von dem Flusse Plata bey den Städten von Chicas an, welche Städte die Indier zu den Bergwerken in Potosi stellen: gegen *O.* gränzt es an Paraguay und Buenos-Ayres; gegen *W.* geht es bis ans Königreich Chili, und gegen *S.* an die Magellanischen Ebenen. Die Gebiete dieses Gouvernements sind von so grossem Umfange, daß sie sich über 200 Seemeilen von *N.* nach *S.*, und in einigen Gegenden nicht viel unter 100 solchen Meilen von *O.* nach *W.* erstrecken; aber alle Städte sind klein, und ohne Ordnung und Symmetrie gebaut. Wegen Mangels am Wasser, oder wegen

gen der grossen und undurchdringlichen Wälder, ist der vornehmste Theil des Landes unbewohnbar. Auch hält die Wuth der freyen Indier, die alle Gelegenheit ergreifen, die Spanier zu vertilgen, diese von weiterer Ausbreitung ihrer Pflanzstätte ab.

Die Theile des Landes, welche durch Flüsse gewässert werden, sind so fruchtbar, daß sie Getreyde und Früchte genug zum Unterhalt der Einwohner hervorbringen. In den Wäldern findet man einen Ueberfluß an wildem Honig und Wachs, und in den heissen Gegenden Zucker und Baumwolle. Leztere wird im Lande verarbeitet, und macht nebst den wollenen Zeugen, die auch von den Einwohnern verfertigt werden, einen vortheilhaften Handlungszweig aus. Der vornehmste Artikel aber besteht in Maulthieren, die auf den geilen Weiden der dasigen Thäler gezogen, und in unglaublich grossen Heerden nach Peru geschickt werden; denn sie sind dafür berühmt, daß sie an Stärke und Gelehrigkeit alle andern übertreffen.

## Zwölfter Abschnitt.

### Von Paraguay.

Seine Lage, Clima und Producte. Missionen der Jesuiten, und Anordnungen, Einrichtung und Regierung in den Städten und Dörfern unter ihrer Aufsicht.

§. 1. Paraguay, das 4te Bisthum der Audienz Charcas, gränzt gegen *O.* an Brasilien, gegen *N.* an Santa-Cruz de la Sierra, gegen *W.*

W. an Tucuman, und gegen S. an Buenos-Ayres.

Die Luft ist im Ganzen feucht und gemässigt, obgleich an einigen Orten eher kalt. Die temperirten Gegenden haben alle Arten von Lebensmitteln im Ueberfluß. Baumwolle giebts in grosser Menge; und in den Missionen der Jesuiten machen die Arbeitsamen sehr geschickt Zeuge daraus, die ausgeführt werden. Auch ist hier sehr viel Taback, das einträgliche Kraut Paraguay, mannichfaltige Früchte, und reiche Weiden, wo grosse Heerden Vieh gezogen werden.

Die einzigen Kolonien in diesem Gouvernement sind: die Stadt Assumption, Villa-Rica, und einige andre Städte, deren Einwohner eine Mischung von Spaniern, Mestizen, und einigen Indiern sind; aber den größten Theil machen die verschiedenen Stämme aus. Da

Assumption selbst nur klein und unregelmäßig ist; so kann man nicht erwarten, daß Villa-Rica und die andern Städte und Flecken besser seyn sollten. Zwar wechseln die Häuser in der Hauptstadt mit Gärten und Plantagen ab, aber ohne alle Symmetrie. Dem ungeachtet ist sie die Residenz des Gouverneurs der Provinz, unter dessen Jurisdiction sonst ein Theil der Städte, die die Mission von Paraguay ausmachten, stand; aber vor wenig Jahren wurden sie davon getrennt, und zum Gouvernement von Buenos-Ayres geschlagen. Zu Assumption ist eine Cathedral-Kirche, deren Kapitel ausser dem Bischofe aus einem Dechant, 1 Erzdiaconus, 1 Schazmeister und 2 Domherren besteht. Die Pfarren der Stadt Villa-Rica, und der übrigen Städte, die unter diesem Gouvernement stehn, werden von Franciscanern bedient; in den Missions-Städten aber

sind

sind sie blos unter der Besorgung der Jesuiten. Und da diese die größte Zahl in der Provinz ausmachen, so wollen wir davon besonders handeln, und dabey den Nachrichten des gelehrten und scharfsinnigen Antonio de Ulloa und Muratori folgen.

§. 2. Die Missionen von Paraguay begreifen ausser denen, die in der Provinz dieses Namens sind, noch eine Menge in Santa-Cruz de la Sierra, Tucuman und Buenos-Ayres in sich.

Bald nach Anlegung der Stadt Assumption kamen einige Jesuiten nach Paraguay, und bekehrten etwa 50 Indische Familien zur römischen Kirche. Durch die Erzählung von dem Frieden und der Ruhe, die sie unter der Aufsicht der Väter genössen, bewegten diese bald viele andre, ihrem Beyspiele zu folgen. Lange hatten sie einen Abscheu bezeugt, sich den Spaniern und Portugiesen durch Gewalt der Waffen zu unterwerfen: aber, durch Ueberredung gewonnen, bekehrten sie sich bald willig zu den Glaubenslehren, die ihnen die Jesuiten vortrugen. Um ihr Herz zu bilden, und ihre Zuneigung zu gewinnen, lernten leztre ihre Sprache und richteten sich nach ihren Sitten; und da sie auf die Art eine völlige Macht über die Indier bekamen, gründeten sie die festeste und gründlichste Gewalt, eine Herrschaft über die Seelen.

Sie fiengen damit an, daß sie sie in Städte sammleten, und in Gesellschaften brachten, die durch ein ganz ausserordentliches System von bürgerlicher Polizey regulirt wurde. Sie machten

ten sich anheischig, sie gegen die Insolenz der Spanischen Soldaten und die Tyranney der Gouverneurs zu schüzen; und sie hielten auch wirklich ihr Wort in Ansehung der Portugiesen, gegen die sie, vermöge einer Erlaubniß des Spanischen Hofes, die Eingebohrnen bewaffnen durften. Denn die Portugiesen, die blos damit umgiengen, unter Verlezung der heiligsten Geseze ihre Kolonien zu verbessern, hörten auch selbst nach der Bekehrung dieses Volks nicht auf, Einfälle vorzunehmen, um die jungen Einwohner als Sclaven nach ihren Pflanzstädten zu schleppen. Um daher die Bekehrten zu erhalten, wurde es höchst nothwendig, etwa 12000 Seelen von allerley Alter nach Paraguay zu versezen, und eine gleiche Anzahl wurde von andern Orten dahin gebracht. Die Jesuiten fiengen an, die Paraguaner zu discipliniren, lehrten sie den Gebrauch des Feuergewehrs, und sezten sie bald in den Stand, sich mit ihren Feinden zu schlagen, und sie aus dem Felde zu treiben, so bald sie sich blicken liessen. Die Milde des christlichen Jochs, und die Befreyung von Auflagen und Zeichen der Sclaverey, machte, daß sie den Vätern überaus sehr anhiengen; und jezt sind den Jesuiten über 340,000 Familien unterthan, die in einem Gehorsam und einer nahe an Anbetung gränzenden Ehrfurcht leben, die aber ohne die geringste Gewalt oder Zwang erlangt worden ist.

§. 3. Die Paraguanischen Missionen sind an allen Seiten von abgöttischen Nationen umgeben, davon einige in vollkommner Eintracht

mit

mit ihnen leben, andre aber oft Einfälle ins Land thun. Bey diesen leztern wenden die Väter besonders allen ihren Eifer an, um sie zu ihrer Religion und Zucht zu ziehen; und wenn sie eine Anzahl von ihnen zur Annahme ihrer Grundsäze bewegt haben, so führen sie solche nach den christlichen Städten, wo sie nach gehörigem Unterrichte zur Taufe gelassen werden.

An den Ufern der Flüsse Paraguay und Panama sind etwa 60 Pfarren, die nicht über 30 Meilen von einander liegen. In jeder hält sich ein Jesuit auf, der in allen bürgerlichen-Kriegs-und Kirchen-Sachen der Oberste ist. Man kann ihn als einen kleinen Fürsten ansehen, der nicht blos mit dem Ansehn eines Souverains, sondern mit dem Einfluß und Rufe eines Orakels regieret. Doch wird, mit Genehmigung des Priesters, das wichtige Amt eines Gouverneurs stets mit einem von den Indiern gewählten Manne besezt. Die Alcalden werden jährlich von den Regidoren ernannt, und sammt ihnen erhält der Gouverneur gute Ordnung und Ruhe unter den Einwohnern. Damit aber diese Beamten, die selten Leute von ganz besondrer Fähigkeit sind, ihre Gewalt nicht misbrauchen, und entweder aus Eigennuz oder aus Leidenschaft ihre Rache gegen die andern Indier zu weit treiben; so dürfen sie nicht eher strafen, als bis sie dem Priester vorläufig davon Nachricht gegeben haben, damit er das Verbrechen mit der Sentenz vergleichen möge. Findet der Priester die Person wirklich schuldig; so übergiebt er sie zur Bestrafung, die gewöhnlich

lich in Gefängniß auf etliche Tage besteht, wozu noch zuweilen das Fasten kömmt. Ist aber das Verbrechen sehr groß, so wird der Delinquent gegeisselt: dies soll die größte unter ihnen übliche Bestrafung seyn. Vor Vollstreckung des Urtheils unterredet sich der Priester mit dem Delinquenten, und stellt ihm mit der größten Gelindigkeit die Natur und Schändlichkeit des Verbrechens vor. Durch dieses Mittel wird er denn dahin gebracht, daß er die Gerechtigkeit des Urtheils anerkennt, und es eher für eine väterliche Züchtigung, als für eine harte Strafe ansieht. Wirklich sollen sie eine so hohe Meynung von den Jesuiten haben, daß sie weit eher sich selbst beschuldigen als es nur für möglich halten würden, daß der Priester unrecht thun könne.

Jede Stadt hat ihr eigenes Zeughaus, worinn alles Feuergewehr, Säbel und andre Waffen aufgehoben werden, deren sich die Miliz bedient, wenn sie zu Felde zieht, um die Einfälle der Portugiesen, oder der freyen Indier, die an ihren Gränzen wohnen, abzutreiben. Und damit sie solche desto geschickter führen lernen, so werden sie darinn alle Sonn- und Festtagabends auf den Marktplätzen der Stadt exercirt. Alle Leute, die die Waffen führen können, sind in jeder Stadt in Compagnien abgetheilt, und jede hat ihre eigene Officiers, die diesen Vorzug durch ihre militarische Fähigkeiten erwerben müssen. Ihre Uniform ist, nach ihrem Range, reich mit Gold oder Silber besezt, und mit einer Devise ihrer Städte gestickt. Hierinn erscheinen sie alle

Fest-

Festtage, wenn sie exerciren. Der Gouverneur, die Alcalden und Regidoren haben auch ihre prächtigen Ceremonienkleider, die sie bey feyerlichen Gelegenheiten tragen.

In jeder Stadt ist eine Schule, wo Lesen, Schreiben, Tanzen und Musik gelehrt wird. Was auch sonst die Eingebohrnen vornehmen, darinn pflegen sie es gemeiniglich sehr weit zu bringen; denn die Neigung und das Genie eines jeden wird vorher sorgfältig zu Rathe gezogen, ehe er zu irgend einem Theile der Wissenschaften bestimmt wird. In einem von den Höfen des Hauses, das dem Priester jeder Stadt gehört, sind Werkhäuser für Maler, Kupferstecher, Vergolder, Silberschmidte, Schlösser, Zimmerleute, Weber, Uhrmacher und andre mechanische Künste und Gewerke, wo die Indier, unter der Direction des Coadjutors des Priesters, zum Besten der ganzen Stadt arbeiten; auch werden hier Knaben in den Künsten und Handwerken, wozu sie die meiste Neigung haben, unterwiesen.

In jeder Stadt ist ein Haus, wohin Frauenspersonen von üblem Rufe gebracht werden. In demselben halten sich auch Eheweiber, die keine Familie haben, während der Abwesenheit ihrer Männer auf. Zum Unterhalt dieses Hauses, ingleichen der Waisen, und derer, die Alters oder andrer Umstände wegen ihr Brod nicht mehr verdienen können, werden 2 Tage in der Woche ausgesezt, worinn die Einwohner eines jeden Dorfs ein Stück Land, das *labor de la Comunidad*,

*dad*, oder das Gemeinde-Land, genannt wird, besäen und bebauen müssen. Der Ueberschuß, was davon kömmt, wird dazu angewandt, Geräthe und Zierrathen für die Kirchen zu kaufen, und Waisen, Alte und Arme zu kleiden. Nach diesem menschenfreundlichen Plan wird allem Elend abgeholfen, und die Einwohner werden mit allen Lebensnothwendigkeiten versehen.

Damit es den Indiern nie an Materialien zur Arbeit fehle; so muß der Priester stets einen Vorrath von verschiedenen Geräthschaften, Zeugen und andern Waaren in Bereitschaft halten; so daß alle, denen etwas mangelt, sich an ihn wenden, und zum Austauschen Wachs, das hier in grosser Menge ist, und andere Sachen bringen. Die eingetauschten Waaren schickt der Priester an den Superior der Mission, und dafür wird ein frischer Vorrath von andern Waaren angeschafft. Auch die Pflanzungen der Indier besucht der Priester sehr oft in Person, um den Hang zur Trägheit, der den Eingebohrnen natürlich ist, zu verhindern. Er geht auch in die Schlachthäuser, wo täglich Vieh (wovon grosse Heerden zum öffentlichen Gebrauch gehalten werden,) geschlachtet wird; das Fleisch wird vom Priester durch Loose, nach der Anzahl der Personen in jeder Familie ausgetheilt. Endlich besucht er auch die Kranken, um zu sehen, ob sie gehörig gepflegt, und mit allem, was zu ihrer Wiederherstellung nöthig ist, versehen werden.

§. 4. Die bürgerliche Regierung dieser Städte scheint zur Beförderung der Glückseligkeit bewun-

bewundernswürdig ausgesonnen zu seyn: und die geistliche ist nicht weniger ausserordentlich. Die Priester unterrichten die Indier in ihrem District, und treiben sie an, des Sonntags pünctlich in die Kirche zu gehen. Die Kinder gehn alle Morgen vor Tages Anbruch in die Kirche, wo sie, nach dem Unterschiede des Geschlechts, gegen einander über sizen. Hier sagen sie, eins ums andre, den Morgensegen und den Katechism her, bis die Sonne aufgeht: dann wird Messe gelesen, und dieser müssen alle Einwohner, wenn sie keine hinreichende Ursache des Aussenbleibens angeben können, beywohnen. Nach der Messe gehn alle an die Arbeit; und Abends versammlen sich abermals die Kinder zur Catechisation, und die Alten zum Gebet. Die Copulationen geschehen, zu desto grösserer Feyerlichkeit, des Sonntags; es wird dabey hohe Messe gesungen, und an das neue Paar eine Ermahnung von der Kanzel gehalten. Hierauf wird eine Liste abgelesen, um zu sehen, wer nicht da ist; und auf alle Uebertretungen, die in der Pfarre begangen sind, werden Bußen gesezt. Diese Regelmäßigkeit soll eine erstaunende Wirkung auf das Gemüth und die Sitten der Indier haben; als welche in ihren Religionspflichten pünctlich, in ihrem Handel treu, gegen Nothleidende liebreich, und überhaupt demüthig, gehorsam und fleißiger sind, als man mit Recht von einer Nation, die von Natur faul und träge ist, erwarten konnte.

§. 5. Die Pfarrkirchen in Paraguay sind geräumig, reich, nett und prächtig ausstaffirt:

Ver-

Vergoldung und Malerey zieht das Auge an sich, und bewegt von allen Seiten die Einbildungskraft. Alle Geräthe, die beym Gottesdienste gebraucht werden, sind golden oder silbern, und viele von ihnen von vortrefflich erhabener Arbeit und mit kostbaren Steinen besezt. Prächtige Gallerien sind an der einen Seite des Altars für die bürgerliche Obrigkeit, und an der andern für die Officiere errichtet; und das gemeine Volk hat seine Size in grosser Ordnung unten in der Kirche rund herum. Jede Kirche hat ihr Orchester, das aus einer Menge Vocal- und Instrumental-Musikanten besteht, und der Gottesdienst wird mit allem Pomp der Cathedralkirchen gefeyert. Das nämliche geschieht bey öffentlichen Umgängen, besonders am Fronleichnamstage, dem die Gouverneure, die Alcalden und Regidoren in ihrer Cärimonien-Kleidung, und die Miliz in ihrer Uniform beywohnen, die übrigen vom Volke aber tragen Fackeln. Bey diesen Processionen wird auch getanzt: und die Tänzer tragen besondere sehr reiche Kleider, die sich zu dem, was sie vorstellen, schicken. Kurz, alles wird mit dem größten Pomp und Gepränge ausgerichtet; und alles, was die Religion angeht, ist so eingerichtet, daß es die Sinnen beschäftigt, und die Einbildung der Schwachen und Abergläubigen einnimmt.

Das Haus, oder besser der Pallast des Priesters, der in seinem Gerichtsbezirke als ein geistlicher Prinz angesehen werden kann, ist groß, geräumig, und in Gestalt einer Kirche gebaut,

um seine Unterthanen mit heiliger Furcht und Ehrerbietung zu erfüllen. Nach den verschiedenen Aemtern, die der Priester, als bürgerlicher und geistlicher Herr hat, hat auch der Pallast mehrere Abtheilungen. Alle Morgen nach dem Gebete hört er die Klagen derer, die Audienz verlangen, an, und hilft ihren Beschwerden ab. Um Mittag hört er Beichte und ertheilt Absolution, worinn er ausserordentlich strenge und genau ist. Nachmittags geht er aus, visitirt die öffentlichen und Privat-Geschäffte, und führt die Aufsicht über die Arbeit seiner Pfarrkinder. Der Abend endlich wird mit Catechisiren und Unterredung über sittliche und Religionsmaterien zugebracht.

Die Häuser der Indier sind so symmetrisch und bequem gebaut, und so gut ausmeublirt, daß sie die Häuser der Spanier in vielen Städten dieses Theils von Amerika übertreffen. Doch haben die meisten nur Erdwände: einige wenige sind von ungebrannten Backsteinen, und andre von gemeinen Steinen aufgeführt; alle aber sind mit Ziegeln gedeckt. In jedem Privathause soll Schießpulver gemacht werden, damit es im Nothfalle oder zu Feuerwerken an Festtägen und jährlichen Ergözlichkeiten nie an einer gehörigen Menge fehle.

§. 6. So stellen das Betragen der Jesuiten in Paraguay Muratori und der gelehrte Antonio de Ulloa vor, die gewiß in dieser Materie die besten Schriftsteller sind. Zwar ist ihr Character von einigen mit vieler Strenge behandelt

delt worden, und vielleicht kann man sie mit Recht des Ehrgeizes beschuldigen: allein vielleicht ist auch diese Leidenschaft nie auf edlere und nüzlichere Zwecke gerichtet worden, als zum Unterrichte der Unwissenden, zur Beförderung der Industrie, und zur Einflössung der Liebe zur Ordnung, Mässigung, Frugalität und allen andern Tugenden, die die Seele menschlich machen können.

Die Missions-Väter wollen keinem Einwohner von Peru, er mag Spanier, Mestize oder auch Indier seyn, erlauben, in die Mission von Paraguay zu kommen. Dies, sagen ihre Freunde, geschieht nicht, um das, was sie vornehmen, vor den Augen der Welt zu verbergen, sondern um zu verhindern, daß ihre Indier nicht durch das Beyspiel andrer verderbt werden mögen. Jezt sollen sie nichts von Aufruhr, Stolz, Bosheit, Neid, und andren der Gesellschaft so fatalen Leidenschaften wissen: ließ man nun Fremde bey ihnen zu, so würde deren böses Beyspiel sie bald das lehren, was sie jezt so glücklich nicht wissen. Doch hat die Wachsamkeit und Eifersucht der Väter in diesem Puncte zu vielen ungünstigen Nachreden Anlaß gegeben.

Noch ist zu bemerken, daß ausser dem Provincial-Gouvernements hier noch ein höchstes Gericht ist, das aus einer jährlichen Zusammenkunft aller Väter besteht. Hier werden die nöthigen Maasregeln genommen, die gemeinen Missions-Angelegenheiten zu berichtigen, neue Geseze zu machen, alte zu verbessern oder abzuschaffen, und

alles

alles den jedesmaligen Umständen gemäß einzurichten.

§. 7. Der Handel von Paraguay besteht in Baumwollen-Zeugen, die im Lande gemacht werden; in Taback, der meist hier gezogen wird; und in dem Kraute Paraguay, das allein einen blühenden Handel machen könnte. Diese Güter werden zum Verkauf nach den Städten Santa-Fe und Buenos Ayres geschickt, wo die Väter ihre Factoren haben, die die ihnen zugesandte Waaren verkaufen, und das Geld an solche Europäische Güter anlegen, die in den Städten in Paraguay fehlen, besonders an Zierrathen der Kirche und der Priester, die darinn dienen. Sehr sorgfältig aber wird von dem, was jede Stadt schickt, der Betrag des Tributs ihrer Indischen Bewohner abgezogen, der dann sogleich den Schazeinnehmern der Krone Spanien eingehändigt wird.

## Dreyzehnter Abschnitt.

### Von Buenos-Ayres.

Dessen Lage und Producte. Beschreibung der Stadt Nuestra Señora de la Buenos-Ayres.

§. 1. Buenos-Ayres, das Ulloa mit zur Gerichtsbarkeit los Charcas rechnet, und das 5te Bisthum dieser Audienz nennt, hat von der ausserordentlichen Gesundheit der Luft seinen Namen bekommen. Und dieser wurde nachher auf alles das Land ausgedehnt, das sich an der östlichen und südlichen Küste dieses Theils von Amerika

rika so weit, wie Tucuman westwärts, erstreckt, und gegen *N.* an Paraguay, gegen *S.* aber an Magallanien gränzt. Der grosse Fluß la Plata wässert diese Provinz. Der Unterschied zwischen Winter und Sommer ist hier sehr sichtbar. Im Sommer wird die unmässige Hize durch angenehme Lüfte, die stets um 8 oder 9 Uhr des Morgens zu wehen anfangen, gemässigt; und im Winter sind heftige Windstürme und Regen sehr häufig, die von fürchterlichem Donner und Blizen, die selbst dem daran gewöhnten Einwohner Schrecken und Bestürzung einjagen, begleitet werden.

In ganz Amerika und Europa ist kein Ort, wo das Fleisch besser oder wohlfeiler wäre. Es ist immer fett, sehr wohlschmeckend, und in solchem Ueberflusse da, daß man sagt, es würden blos die Häute, als etwas, das einen Werth hat, eigentlich gekauft, das Fleisch aber kriege man gewisser Maßen mit in den Kauf. Das Land gegen *W*, *N*, und *S.* von der Stadt Buenos-Ayres, hatte vor kurzem so eine Menge Rindvieh und Pferde, daß die einzigen Kosten, die sie erfoderten, im Einfangen bestanden. Und wenn das Thier gefangen war, so kostete doch ein Pferd nur 1 Thaler: und der gewöhnliche Preis von einem Stück Vieh, das man aus einer Heerde von 2 bis 300 auslesen durfte, war nur 4 Realen. Auch noch jezt ist zwar kein Mangel daran; aber sie haben sich weiter entfernt, und sind schwerer zu fangen, weil die Spanier und Portugiesen gewaltig unter ihnen aufgeräumt

geräumt haben, und das blos der Häute wegen, die den ansehnlichsten Handelszweig von Buenos-Ayres ausmachen.

§. 2. Nuestra Señora de la Buenos-Ayres, die Hauptstadt dieses Gouvernements, wurde im J. 1535 an der Südseite des Flusses Plata, nahe bey einem kleinen Flusse, im 34° 34′ 38″ Südl. Breite, und im 60° 5′ Westl. Länge von London angelegt. Sie steht auf einer grossen Ebene, die sich von dem kleinen Flusse an nach und nach empor hebt, und ist gar nicht klein; denn sie hat wenigstens 3000 Häuser, die von Spaniern und verschiedenen Stämmen bewohnt werden. Wie die meisten an Flüssen liegenden Städte, ist sie viel länger als breit; die Strassen aber sind gerade und gehörig breit. Der Hauptmarkt ist sehr groß und nahe bey dem kleinen Flusse; die Fronte, die nach diesem hinsteht, ist das Kastel, worinn der Gouverneur beständig residirt, und das nebst den übrigen Forts eine Garnison von 1000 Mann regulärer Truppen hat. Die Häuser, die sonst blos von Leimen, mit Stroh bedeckt, und sehr niedrig waren, sind jezt weit besser, und von Kalk oder Ziegelsteinen ein Stockwerk hoch über den Grundboden aufgeführt, und meist mit Ziegeln gedeckt. Die Cathedralkirche ist ein geräumiges schönes Gebäude, und zugleich die Pfarrkirche für den größten Theil der Einwohner; denn die andre am entlegensten Ende der Stadt ist nur für die Indier. Das Kapitel besteht ausser dem Bischof aus 1 Dechant und 2 Domherren. Es sind auch verschiedene Klöster hier, und im Kastel, wo der Gouverneur wohnt, ist eine königliche Kapelle.

§. 3. Im Gouvernement von Buenos-Ayres liegen noch 3 andre Städte, namentlich Santa-Fe, Las-Corientes und Monte-Video.

Santa-Fe liegt etwa 90 Seemeilen gegen *NW.* von Buenos-Ayres, zwischen den Flüssen Plata und Salado, welcher leztere durch Tucuman fließt, und sich mit ersterem vereinigt. Die Stadt ist nur klein und schlecht gebaut, welches grossentheils den häufigen Einfällen der benachbarten freyen Indier, die die Stadt und benachbarten Dörfer einigemal geplündert haben, zuzuschreiben ist. Jedoch ist sie der Handels-Canal zwischen Paraguay und Buenos-Ayres.

Las-Corientes liegt am östlichen Ufer des Plata, zwischen diesem und dem Fluß Parana, etwa 100 Seemeilen gegen *N.* von Santa-Fe; sie ist aber weit geringer als diese, und hat ausser den Namen, keine weitern Zeichen einer Stadt.

Monte-Video ist erst vor kurzem an einer Bay, von der sie ihren Namen hat, erbaut, und ist, so wie die vorige, von geringer Erheblichkeit.

Jede dieser Städte hat ihren besondern Regidor, der Verweser des Gouverneurs ist; und ihre Einwohner, sammt denen aus der Nachbarschaft, machen eine Miliz aus, die sich, so bald die Indier einen Einfall thun wollen, versammlen; um sie zurück zu treiben, worinn es ihnen auch oft geglückt hat.

## Vierzehnter Abschnitt.

### Von Patagonien.

Dessen Lage, Boden und Producte. Beschreibung, wie man hier das wilde Vieh der Häute oder des Fetts wegen jage, oder lebendig fängt. Von den Patagoniern.

§. 1. Die einzigen Länder, die wir noch auf dem festen Lande von Amerika zu beschreiben haben, sind Patagonien und Chili; erstres haupt-

hauptsächlich an der öst- und südlichen, leztres an der westlichen Küste.

Patagonien gränzt gegen *N.* an Chili und das Gouvernement Buenos-Ayres; gegen *O.* und *W.* an den Atlantischen und Stillen Ocean; und gegen *S.* an die Magellanische Meerenge, gegen welche Strasse zu das feste Land immer schmäler wird. Es erstreckt sich von 45 — 57° 30′ S. Breite, und vom 70 — 85° Westl. Länge.

Die Spanier machen zwar auf das ganze Land bis an die Magellanische Strasse Anspruch; aber der südlichste Theil ist nicht in ihrem Besize. Diese Gegend ist wegen etwas ganz Sonderbaren merkwürdig, das man in keinem andern Theile der bekannten Welt wahrnimmt. Denn dem Fluß Plata gegen *N.* ist das Land mit Holzungen angefüllt, und hat eine ungeheure Menge grosser Bäume, die Bauholz liefern; gegen *S.* des Flusses aber trifft man gar keine Bäume von irgend einer Art an, einige wenige Pfirschbäume ausgenommen, die die Spanier zuerst in der Nachbarschaft von Buenos-Ayres gepflanzt haben. Daher findet man an der ganzen östlichen Küste von Patagonien, die sich beynahe 400 Seemeilen in die Länge erstreckt, und so weit ins Land hinein, als es nur entdeckt worden ist, kein andres Holzwerk, als wenige unbedeutende Gesträuche.

Aber an Weiden hat das Land einen Ueberfluß, denn überhaupt besteht das Land aus einem leichten, trocknen, kiesigten Boden, und bringt eine grosse Menge langes grobes Gras hervor, das

das Buschweise zwischen grossen dürren Sandflecken zerstreut ist. Dies Gras nährt gewaltige Heerden von Rindvieh; denn da die Spanier zu Buenos-Ayres, bald nach ihrer Niederlassung, nur etwas Hornvieh von Europa hinüber brachten, so kam dies durch die Menge Kräuterwerk, die es fand, bis zum Erstaunen gut fort, und hat sich nachher so sehr vermehrt, und in den verschiedenen Gegenden von Patagonien so weit ausgebreitet, daß es gar nicht mehr als ein Privat-Eigenthum angesehn wird. Und viel tausend Stück davon werden jährlich von den Jägern blos ihrer Häute und des Talks wegen erlegt.

§. 2. Da die Art, dies Vieh zu tödten, diesem Theile der Welt eigen ist; so verdient sie eine besondre Beschreibung. Die Jäger sind alle zu Pferde, (denn beyde, Spanier und Indier, sind treffliche Reuter,) und mit einer Art Speer, dessen Klinge am Ende kreuzweise befestigt ist, bewaffnet. Mit diesem Instrumente jagen sie auf das Thier los, und wenn sie es von hinten erreicht haben, schneiden sie ihm die Kniescheibe ab. Das Thier fällt gleich nach dieser Operation nieder, ohne wieder aufstehn zu können, daher sie es verlassen und andre verfolgen, mit denen sie eben so verfahren. Zuweilen begleitet die Jäger ein andrer Haufe, um dem Thiere, so bald es fällt, die Haut abzuziehen; oft aber lassen sie es bis an den folgenden Tag sich quälen, weil sie glauben, daß die Angst und Quaal, die das Vieh ausstehn, das Abziehn der Haut erleich-

leichtere. Dies barbarische Verfahren ist zwar von ihren Priestern mit lauter Stimme verdammt worden, allein bisher hat alles nichts geholfen.

Dies Vieh wird, wie schon gesagt worden, bloß der Häute und des Talks, zuweilen auch der Zungen wegen, erlegt; das übrige läßt man verfaulen, oder von den Vögeln und wilden Thieren verzehren. Das meiste fällt den wilden Hunden zu, deren es in diesem Lande eine ungeheure Menge giebt. Man hält sie für Abkömmlinge der Spanischen Hunde von Buenos-Ayres, wo sie, durch die grosse Menge des Aases und die Leichtigkeit, sich davon zu nähren, angelockt, ihre Herren verliessen, und darauf unter dem Vieh wild herum liefen; denn von Europäischer Zucht müssen sie herstammen, weil diese Thiere ursprünglich in Amerika nicht waren. Ob aber gleich diese Hunde oft tausendweise herumlaufen sollen, so verringern sie doch die Menge des Viehes nicht, noch verhindern sie dessen Vermehrung; denn Heerden, die stets sehr zahlreich beysammen weiden, anzugreifen, wagen sie nicht, sondern begnügen sich mit dem Aase, das die Jäger liegen lassen.

§. 3. Zum Ackerbau und andern Zwecken ist es oft nöthig, das Vieh lebendig zu fangen, ohne es zu verwunden; und dies geschieht mit bewunderswürdiger Geschicklichkeit. Sie werfen nämlich einen ledernen Riemen, der einige Faden lang ist, und an dem einen Ende eine Schlinge hat, dem Thier über die Hörner, ohngefähr

so,

so, wie wir beym Jagen der wilden Esel und andrer Thiere schon beschrieben haben. Ein anderer Jäger, der dem Thiere folgt, wirft noch eine Schlinge um eins seiner Hinterfüsse: da nun das andre Ende am Sattel des Reiters befestigt ist, so nehmen so gleich die Pferde, die hierzu abgerichtet sind, verschiedene Wege und so wird das Thier gleich zu Boden gezogen. Dann stehn die Pferde mit nachgelassenem Riemen stille, der Jäger steigt ab, und bindet das Thier, so daß er es nachher leicht nach einem ihm beliebigen Ort bringen kann. So werden auch Pferde, und wie man sagt, selbst Tiger, mit Schlingen gefangen.

Die Pferde, die zuerst aus Spanien dahin gebracht sind, und sich auch unglaublich vermehrt haben, laufen noch viel weiter als das Hornvieh, wild herum. Viel davon sind vortreflich, aber ihrer Menge wegen sind sie äusserst wohlfeil, so daß das beste Stück in den benachbarten Kolonien, wo es doch an Gelde auch nicht fehlt, oft nur 1 Thaler gilt. In allen Gegenden dieses Landes giebt es auch viel Vicunas oder Peruische Schaafe, die aber, weil sie scheu und schnell sind, nur mit Mühe getödtet werden können. An der östlichen Küste findet man unzählich viel Seehunde, und eine grosse Mannichfaltigkeit von Seevögeln. Die merkwürdigsten darunter sind die Penguinen: an Größe und Gestalt gleichen sie einer Gans, aber statt der Flügel haben sie nur etwas kurzes stumpfes, wie eine Floßfeder, das ihnen ausser dem Wasser nichts nuzt. Ihr Schnabel ist

schmal,

schmal, und ihr Gang und Stand ganz gerade.

§. 4. Die östliche Küste scheint ziemlich dünn bewohnt zu seyn; denn selten sah ein Schiff, das hieher kam, mehr als 2 bis 3 Menschen auf einmal beysammen; aber nach Buenos-Ayres zu ist sie hinreichend bevölkert. Diese Leute beunruhigen die Spanier sehr, und ihren Sitten nach scheinen sie mit jenen tapfern Indiern von Chili nahe verwandt zu seyn, die der ganzen Spanischen Macht lange Troz geboten, ihr Land oft verwüstet, und bis jezt sich unabhängig erhalten haben.

Hier giebt es ein Volk, das seiner Grösse und Statur wegen außerordentlich merkwürdig ist. Der erste, der von ihnen redet, ist Pigafetta, ein Italiener, der Verfasser von Magellans Reise um die Welt. Aber ein Mann, der ernstlich behaupten konnte, daß Magellan ganze Königreiche in Ostindien bekehrt, ohne daß weder er ein Wort von ihrer Sprache, noch sie eine Sylbe von der seinigen verstanden, konnte ohnmöglich Glauben verdienen. Nachher wurden sie noch von andern Seefahrern gesehn, und ihr Daseyn sezte das Schiffsvolk von des Commodore Byrons Schiffe, dem Dolphin, bey dessen Reise um die Welt, ausser allen Zweifel. Nach der davon bekannt gemachten Nachricht (die kurz, aber wahrhaftig, obgleich unvollständig, und nicht sehr interessant ist) scheint ihre mittlere Statur etwa 8 Fuß, und ihre größte 9 Fuß und darüber zu betragen. Die Mannsperso-

personen sind wohl gebildet, breit und ausserordentlich stark. Beyde Geschlechter sind kupferfarbig, haben langes schwarzes Haar, und tragen Felle, die mit einem Riemen um den Hals fest gebunden sind, und übrigens bey den Männern los hängen, bey den Weibern aber mit einem Gürtel um die Lenden fest gebunden sind. Einige von den leztern tragen auch Hals- und Armbänder. Dies Volk scheint seinen Aufenthalt mit den Jahrszeiten zu verändern, und den Sommer hier zuzubringen, im Winter aber weiter nach Norden zu ziehen, um die Vortheile eines gelindern Klima zu geniessen.

## Capitel 10.

## Von Chili, den Inseln des Feuerlandes, Juan Fernandes u. s. w.

### Erster Abschnitt.

### Chili.

Seine Lage, Größe, Clima und Producte. Zahl seiner Einwohner. Sitten und Gebräuche der freyen Indier.

§. 1. Das Königreich Chili ist sehr groß, allein seine Gränzen sind nicht genau bestimmt. Einige schränken es innerhalb der Spanischen Gerichtsbarkeit ein, andre dehnen es von 26 — 47° S. Breite aus; und noch andre schliessen gar das Feuerland und den äussersten Theil von Cap Horn in seine Gränzen ein. Nach den besten

Nach-

Nachrichten wollen wir den Namen Chili blos dem Striche Landes geben, der zwischen 26°—45° Südl. Breite, und zwischen 47° — 54° Westl. Länge liegt; und dann wird es gegen *N* von Peru, gegen *O* von der Provinz la Plata, gegen *S* von Patagonien, und gegen *W* von der Südsee oder dem Stillen Meere, begränzt. Seine Länge beträgt hiernach 12 bis 1300 Meilen, und seine Breite, wenn wir die weiten Ebenen von Chicuito jenseits der stolzen Reihe der Anden, die hier erstaunt hoch sind, mit rechnen, etwa halb so viel. Aber was in engerem Verstande Chili genannt wird, liegt zwischen dieser Bergkette und der Südsee, und enthält nur ein Land, dessen Breite 90 Meilen beträgt.

Die Jahrszeiten sind hier denen in der nördlichen Halbkugel beynahe entgegen gesezt; aber das Aussehen des Landes ist schön, und das Clima gesund. Hier fühlt man Hize und Kälte in den verschiedenen Jahrszeiten. Gegen *O* wird das Land durch die Anden gedeckt, und von *W.* her die Luft durch erfrischende Seelüfte abgekühlt; doch sind in einigen Gegenden die schneidenden Winde, die im Winter von den Gebirgen wehen, gewaltig scharf. Im Ganzen aber ist in diesem Lande eins der angenehmsten Climate von Südamerika. Im Winter fällt eine leichte Decke von Schnee auf die Thäler; aber die Berge sind davon so dick bedeckt, daß im Sommer daraus unzählige Bäche entstehn, die das Land ganz ausserordentlich fruchtbar machen. Denn Indisches und Europäisches Korn, Wein, Früchte,

und

und alle übrigen Nothwendigkeiten des Lebens gerathen hier im größten Ueberfluß und Vollkommenheit.

Von Getreyde wächst in Chili eine grosse Menge vortreflichen Weizens. Die Weinstöcke sind von verschiedener Art, und übertreffen an Menge und Geschmack der Trauben alle in Peru. Hier wird eine Sorte Muscateller-Wein gemacht, dem alle Weine von dieser Art in Spanien an Geschmack weit nachstehen müssen. Die Früchte, die am häufigsten in Chili wachsen, sind eben die, die in Europa bekannt sind. Besonders sind die Kirschen hier groß und wohlschmeckend. Von Erdbeeren giebt es hier, wie in Peru, 2 Sorten; in den Gärten der Städte nahe bey den Seeküsten werden Orangenbäume gezogen, die das ganze Jahr hindurch mit Blüthen und Früchten bedeckt sind; und in den Ebenen wächst eine erstaunliche Menge schöner Blumen wild.

Unter die merkwürdigen Kräuter, deren viele Medicinal-Kräuter sind, und zu allerhand anderem Gebräuche dienen, gehört das Panque, das beym Ledergerben von grossem Nuzen ist.

Ausser der reichen Mannichfaltigkeit von Producten auf der Oberfläche der Erde hat das Land einen Ueberfluß an Gold-Silber-Kupfer-Zinn- und Eisen-Gruben, ingleichen an Steinbrüchen von Lasur-Steinen und Magneten.

§. 2. Der vornehmste Gebrauch dieser reichen Ländereyen besteht darinn, daß man Ochsen,

Ziegen

Ziegen und Schafe mästet: dies ist die Hauptbeschäftigung des größten Theils der Einwohner auf dem Lande. Alle andere Lebensmittel sind in gleichem Ueberfluße vorhanden; Wälsche Hähne, Gänse und alles übrige zahme Federvieh, wird sehr wohlfeil verkauft. Wilde Vögel sind auch sehr gemein, und von gleicher Art mit denen in den Wüsten von Quito; ausser diesen aber giebt es noch Ringeltauben, Rebhüner, Auerhähne, und Schnepfen. Zu den Singvögeln gehört der Goldfinke, der ausser einer kleinen Veränderung im Gefieder dem Spanischen gleicht. Einer von den verschiedenen Vögeln, die dem Lande eigen sind, ist die Piche, die etwas grösser, als ein Sperling, und braun mit schwarz gesprenkelt ist, ausgenommen die sehr schöne rothe Brust und einige rothe mit lichtgelben untermischte Federn in den Flügeln. Schlangen findet man zwar hin und wieder in den Feldern und Gehölzen, aber ihr Biß ist nicht gefährlich; auch haben sich die Landleute nicht vor Raubthieren zu fürchten. Wäre daher dies Land keinen Erdbeben unterworfen; so könnte man sagen, daß die Natur alle ihre Schäze darauf verschwendet habe, ohne sie mit den gewöhnlichen Unbequemlichkeiten zu vermischen.

§. 3. Die Zahl der Einwohner in diesem weitläuftigen Lande stehet mit dessen Grösse in gar keiner Verhältniß. Alle Spanier in Chili sollen sich nicht über 20000 belaufen, und diese sind auf eine solche Art zerstreut, die den freyen Indiern in allen ihren Kriegen mit ihnen die

größten

größten Vortheile verschaft hat. Dies war der grosse Fehler des Valdivia, der den ersten Einfall in Chili that, und wie er hier Gold fand, soviel Kolonien anzulegen versuchte, daß er dadurch den von ihm sehr grausam behandelten Indiern Gelegenheit gab, ihre Freyheit wieder zu erringen, und die Spanier aus den Gebirgen zu vertreiben. Die Europäer, Mestizen, Mulatten und Negern werden zusammen auf 150000 geschäzt, die Indier aber sind bey weitem zahlreicher. Die bezwungnen Indier gehören den Spaniern ganz, leben unter ihnen, und dienen ihnen auf die nämliche Art, wie die Ureinwohner von Peru und Mexico. Zur bessern Einführung einer guten Ordnung und regelmässigen Polizey sind sie nach ihren Wohnungen in kleine Herrschaften abgetheilt, die Commandereyen genannt werden.

§. 4. Die Chilier sind groß, stark, activ und tapfer. Keine Indische Nation hat den Spaniern soviel zu schaffen gemacht; denn sie sind im Gebrauch des Säbels, der Piken, Bogen und Pfeile, geschickt, und ihre Disciplin ist viel regelmässiger und vernünftiger. Sie fechten Schwadronenweise, ziehen sich zurück, wenn sie gebrochen sind, stellen sich wieder in Ordnung und verstärken sich mit vieler Geschicklichkeit, und wählen den Plaz zum Treffen, zum Augriff, oder zur Vertheidigung, mit bewundernswürdigem Scharfsinn.

In verschiedenen Gegenden von Chili werden die Indier nicht so, wie die in Peru, durch

Caci-

Caciquen beherrscht; sondern das Alter giebt den einzigen Grund der Subordination unter ihnen ab, so daß der Aelteste in jeder Familie als ihr Gouverneur verehrt wird. Die, welche an den südlichen Theilen des Flusses Biobio, und die, so in der Nähe der Cordilleras, wohnen, haben bisher alle Versuche der Spanier, sie zu unterjochen, vereitelt. Denn wenn sie zu stark angegriffen werden, so verlassen sie ihre Hütten, und ziehen sich in die entfernteren Gegenden des Königreichs, wo sie sich mit andern Nationen vereinigen, und so mannstark zurück kommen, daß sie ihre alte Wohnungen mit leichter Mühe wieder einnehmen, ohne daß es die Spanier hindern können. Wenn um die Zeit nur einige wenige auf einen Krieg mit den Spaniern stimmen; so breitet sich die Flamme den Augenblick aus, und sie nehmen ihre Maasregeln so geheimniß voll, daß die erste Erklärung desselben im Angriffe der benachbarten Dörfer besteht. Sind sie noch nicht beysammen; so ist der erste Schritt, wenn Krieg beschlossen ist, der, daß die Nationen aufgerufen werden, welches sie das Pfeilschiessen nennen. Diese Aufgebote werden mit der größten Verschwiegenheit und Schnelligkeit von einem Dorfe zum andern geschickt, und selbst die Nacht, da der Einfall geschehen soll, wird bestimmt. Obgleich die Indier, die unter den Spaniern wohnen, davon benachrichtigt werden; so kömmt doch nichts davon aus: und noch ist kein einzigs Beyspiel vorhanden, daß von allen den Indiern, die als verdächtig eingezogen worden, einer je

etwas bekannt hätte. So bleiben ihre Anschläge undurchdringlich, bis ihre Ausführung ihnen den Schleyer abzieht.

Wenn sich die Indier von den verschiedenen Nationen versammlet haben; so wählen sie einen General, und erwarten darauf die Nacht, die zur Ausführung ihres Vorhabens bestimmt ist: alsdann greifen die in der Nachbarschaft der Spanier wohnenden Indier jene durch einen Ueberfall an. Sind sie mit diesen fertig, so theilen sie sich in kleine Haufen, zerstöhren ihre Landsize, Meyerhöfe und Dörfer, geben kein Quartier, und verschonen weder jung noch alt. Diese Partheyen vereinigen sich nachher wieder, und greifen in einem Haufen die grössern Pflanzstätte der Spanier an, belagern die Forts, und nehmen durch ihre Ueberlegenheit oft alles vor sich her ein. Gewinnen auch die Spanier einmal die Oberhand; so ziehen sich die Indier einige Seemeilen zurück, und halten sich ein paar Tage verborgen, bis sie auf einmal einen andern Ort, als wo sie sich vorher gelagert hatten, angreifen, und solchen plözlich mit Sturm zu erobern suchen. Oft glückt ihnen das, wenn nicht die Wachsamkeit des Befehlshabers gegen einen unvorhergesehenen Ueberfall Vorkehrungen gemacht hat; da sie denn gemeiniglich durch die bessere Spanischen Kriegszucht mit grossem Verlust zurück getrieben werden.

Weil diese Kriege mit den Spaniern den Indiern wenig Schaden thun; so dauern sie gewöhn-

wöhnlich einige Jahre. Denn die meiste Arbeit der leztern besteht darinn, daß sie ein kleines Stück Land bebauen, und etwas baumwollen Zeug zu ihrer Kleidung weben; und beydes verrichten die Weiber. Ihre Hütten sind in 1 oder 2 Tagen gebaut, und ihre Nahrung besteht in Wurzeln, Maiz und anderm Grtreyde.

§. 5. Den ersten Antrag zum Frieden thun gemeiniglich die Spanier; und sobald die Vorschläge angenommen worden, wird ein Congreß gehalten, wobey der Gouverneur, der Generalmajor von Chili, und die vornehmsten Officiere, nebst dem Bischof von Conception, und andre Personen von Range, zugegen sind. Von Seiten der Indier verfügt sich der General mit den Capitains seiner Armee, als Repräsentanten der Gemeinden, nach dem Congreß. Diese Congresse mit den Indiern werden nicht allein bey Friedensschlüssen, sondern auch bey der Ankunft eines neuen Präsidenten, gehalten; und bey beyden werden einerley Ceremonien, und zwar folgende, beobachtet.

Zuerst thut der Präsident den Indiern an der Gränze den Tag und Ort zu wissen, wohin er sich mit den oben erwähnten Personen begiebt. Von Seiten der Indier kommen nun die Häupter ihrer verschiedenen Gemeinheiten dahin; und beyde werden, zu desto grösserem Pomp der Zusammenkunft, von einer Escorte, die in einer gewissen zum voraus verabredeten Anzahl von Leuten besteht, begleitet. Der Präsident wohnt mit seiner Gesellschaft in Zelten, und die Indier

halten

halten sich nicht weit davon in ihren Hütten auf. Die Aeltsten oder Häupter der Indier geben dem Präsidenten die erste Visite, wobey er ihre Gesundheit im Weine trinkt, und selbst ihnen das Glas reicht, damit sie die seinige trinken; dann macht er ihnen Geschenke mit Messern, Scheeren, und solchen Kleinigkeiten, auf die sie am meisten halten. Hierauf kommt der Friedens-Tractat aufs Tapet, und die Art, wie die verschiedenen Artikel beobachtet werden sollen, werden festgesezt. Die Indier kehren alsdenn in ihr Lager zurück, und der Präsident macht ihnen eine Gegenvisite, wobey er soviel Wein mit nimmt, als zu einem mässigen Gastmale hinreicht.

Die Häupter der Gemeinden, die beym ersten Besuche nicht mit waren, gehn nun in einem Haufen hin, um dem Präsidenten ihren Respect zu bezeugen. Dieser macht jedem von ihnen beym Aufbruche des Congresses ein kleines Geschenk von Wein, das sie sehr reichlich mit Pferden, Hornvieh, Kälbern und Vögeln erwiedern; worauf beyde Theile nach ihren Wohnungen zurückkehren.

Um die Herzen der Indier desto sichrer zu gewinnen, ladet der Präsident verschiedene von ihnen zu seiner Tafel ein, und während der 3 bis 4 Tage, da der Congreß dauert, thut er alles mögliche, sich die Zuneigung des ganzen Haufens zu erwerben. Bey diesen Gelegenheiten wird eine Art Markt in beyden Lägern gehalten; ein Haufen Spanier geht mit Gütern,

die

die den Indiern angenehm sind, in dieser ihr Lager, und die Indier bringen Baumwolle, Zeuge, und Vieh ins Lager der Spanier. Beyde Theile handeln durch Tausch, und sezen jedesmal ihren ganzen Vorrath ab, wobey sie die genauste Ehrlichkeit und Regelmässigkeit beobachten, als eine Probe, wie sie künftig ihren Handel mit einander treiben wollen.

§. 6. Bey der größten Wuth, worinn die Indier in ihren Feindseligkeiten gegen die Spanier gerathen, schonen sie doch gemeiniglich der weissen Männer, und nehmen sie mit in ihre Hütten, wo sie solche als Landsleute behandeln; daher kömmt es, daß viel Indier von diesen Nationen die Farbe der in diesem Lande gebohrnen Spanier haben. In Friedenszeit gehen nicht wenig von ihnen in das Spanische Gebiet, wo sie sich auf gewisse Zeit zur Arbeit auf den Meyerhöfen vermiethen; und bey Ablauf des Termins gehen sie wieder nach Hause, und kaufen für ihren Lohn solche Sachen ein, die in ihrem Lande den meisten Abgang haben.

In Friedenszeit verkaufen die Spanier den freyen Indiern Eisen-Waaren, als Gebisse, Sporn, Messer und andre scharfe Instrumente, Spielzeug und etwas Wein. Dies geschicht alles durch Tausch: denn ob es gleich in den von den Indiern bewohnten Ländern Gold genug giebt; so können sie doch nicht dahin gebracht werden, die Gruben aufzunehmen, weil sie die Liebe der Spanier zu diesem Metall, und das Unheil kennen, das solches da, wo es gefunden wor-

worden ist, angerichtet hat. Und daher leisten sie ihre Bezahlung in Pferden, Hornvieh, und baumwollnen Zeugen. Der Spanier fängt seinen Handel damit an, daß er dem Haupte der Nation einen Becher mit Wein darbietet, und darauf seine Waaren auskramt, damit der Indier das, was ihm am besten gefällt, aussuchen möge, wobey er zugleich sagt, was er wieder erwarte. Sind sie eins; so macht ihm der Spanier ein Geschenk mit etwas Wein, und das Oberhaupt macht seiner Gemeinde bekannt, daß sie völlige Freyheit habe, mit diesem Spanier, als mit seinem Freunde zu handeln. Unter seinem Schuze geht nun der Spanier von einer Hütte zur andern, und empfiehlt sich dadurch, daß er dem Haupte jeder Familie einen Schluck von seinem Weine giebt, worauf sie ihr Gewerbe anfangen. Hat der Indier das, was er braucht, genommen; so geht der Kaufmann ohne Bezahlung weiter, und besucht die andern im Lande zerstreuten Hütten, bis er alles los ist. Dann kehrt er nach der Hütte des Oberhaupts zurück, ruft alle, seine Kunden auf dem Wege an, und sagt ihnen, daß er heimgehen wolle; und nun ermangelt keiner, das, worüber sie eins geworden sind, nach der Hütte des Oberhaupts zu bringen. Hier nehmen sie, mit aller Bezeugung einer aufrichtigen Freundschaft, Abschied von einander, und das Oberhaupt schickt sogar einige Indier mit, die ihn bis an die Gränzen begleiten, und ihm das eingetauschte Vieh forttreiben helfen. Die Spanier selbst bekennen, daß diese Indier we-

wegen ihrer Aufrichtigkeit im Handel merkwürdige Leute wären, und daß man kein Exempel wüßte, daß sie je einen Contract gebrochen, sondern daß sie ihre Bezahlung überaus pünctlich leisteten.

## Zweyter Abschnitt.

Eintheilung von Chili. Beschreibung der vornehmsten Städte, als St. Jago, Conception, Copiapo, Coquimbo, Valparaiso, und Valdivia.

§. 1. Chili ist in 4 Gouvernements abgetheilt, nämlich: in die General-Majorschaft des Königreichs Chili, Valparaiso, Valdivia, und Chiloe. Seinen Unterabtheilungen nach besteht es aus 11 Gerichtsbarkeiten; aber ihre Gränzen hat kein einziger Spanischer Schriftsteller genau bestimmt. Wir können daher nur eine Beschreibung der vornehmsten Städte, und dessen, was in jeder das merkwürdigste zu seyn scheint, mittheilen.

Sant Jago, die Hauptstadt von Chili, wurde von dem Capitain Pedro de Valdivia im J. 1541, im Thal Mapocho, unter 33° 40′ Südl. Breite, und 77° Westl. Länge, etwa 20 Seemeilen von Valparaiso, ihrem nächsten Hafen am stillen Meere, angelegt. Ihre Lage ist eine der bequemsten und reizendsten, die sich nur erdenken läßt; denn sie steht auf einer schönen Ebene, die 60 Meilen groß ist, und durch deren Mitte sich der Mapocho in Mäandern schlängelt. Dieser Fluß läuft so nahe bey der Stadt vorbey, daß sein Wasser durch Kanäle durch die Strassen geleitet wird, und zugleich die Gärten versieht, die fast jedes Haus hat. Die Stadt ist von *O* nach *W* 2000 Yards lang, und von *N* nach *S*

1200 breit. Am andern Ufer des Flusses, der die Nordseite der Stadt bespült, ist die grosse Vorstadt Chimba; und an der östlichen Seite liegt ein Berg von mittelmässiger Höhe, Namens Santa Lucia. Alle Strassen sind hübsch breit, gerade und gepflastert; sie laufen genau von *O.* nach *W.* und andre durchkreuzen sie rechtwinklicht von *S.* nach *N.* Fast in der Mitte der Stadt ist ein grosser Markt mit *piazzas* umgeben, der in der Mitte einen sehr schönen Springbrunnen hat. An der *N.* Seite ist der Palast der Königl. Audienz, wo die Präsidenten wohnen, ferner das Rathhaus und das öffentliche Gefängniß; gegen *W.* steht die Cathedralkirche und der bischöfliche Palast; die *S.* Seite besteht aus Krambuden, deren jede mit einem Bogen ausgeziert ist; und gegen *O.* ist eine Reihe Privathäuser.

Die meisten Häuser sind aus ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, und wegen der fürchterlichen Verwüstungen, die das Erdbeben oft in dieser Stadt angerichtet hat, sehr niedrig. Denn besonders zerstörte eins den 8. Jul. 1730 den größten Theil der Stadt; und auf dieses Unglück folgte eine epidemische Krankheit, durch die noch mehr Einwohner, als durchs Erdbeben selbst, umkamen. Aber diese Häuser fallen, ihrer Niedrigkeit ohngeachtet, doch gut in die Augen, und sind so eingerichtet, daß sie sowohl den Zweck der Bequemlichkeit, als des Vergnügens, erfüllen. Ausser der Kathedralkirche, deren Kapitel aus dem Bischofe, einem Dechant, Erzdiaconus, Cantor, 4 Domherren, und andern Untergeistlichen besteht, sind hier noch die Pfarrkirchen Sagrario, St. Anne, und St. Isadoro. Auch sind hier 3 Franciscaner-, 2 Augustiner-, und 1 Dominicanerkloster, eins, das den Vätern von der Barmherzigkeit gehört, und eins von St. Juan de Dios, 5 Jesuiter-Collegia, St. Diego, ein Collegium für Studierende, und ausserhalb der Stadt ein Kloster der Recollecten. Nonnenklöster sind, 2 von St. Clara, 2 Augustiner, 1 Carmeliterkloster, und eine geistliche Schwesterschaft

schaft nach der Regel des Heil. Augustins. Alle haben, wie in allen Städten dieses Welttheils gewöhnlich ist, eine Menge Ordensleute. Die Klosterkirchen sind sehr geräumig, und entweder von Ziegel- oder andern Steinen erbaut: besonders zeichnen sich der Jesuiter ihre durch die Schönheit ihrer Bauart aus. Die Pfarrkirchen stehn ihnen in allem Betracht, sowohl von innen, als von aussen, weit nach.

Hier ist eine königl. Audienz, die aus dem Präsidenten, 4 Auditoren, 1 Fiscal, und 1 Patron für die Indier besteht. Von den Schlüssen dieses Gerichts kann bloß an das höchste Conseil von Indien, doch nicht anders, als in Fällen notorischer Ungerechtigkeit und geschehener Verweigerung der Justiz, appellirt werden. Der Präsident steht zwar in einigen Stücken unter dem Unterkönige von Lima; doch ist er Gouverneur und Generalcapitain des ganzen Königreichs Chili, und residirt als solcher das eine halbe Jahr zu St. Jago, und das andre zu Conception. So lange er nicht in St. Jago ist, so handelt der Corregidor als sein Verweser, und dessen Gerichtsbarkeit erstreckt sich bey dieser Gelegenheit über alle übrige Städte des Königreichs Chili, nur mit Ausnahme des Kriegsgouvernements.

Die königl. Finanzkammer ist unter der Direction eines Schaz- und Zahlmeisters. Hier fließt der Tribut der Indier nebst andern Arten von Einkünften ein; und hier werden auch die Besoldungen der Officianten, und andre Anweisungen, ausgezahlt.

Die Glieder des hiesigen Tribunals der Kreuzbulle sind ein subdelegirter Commissair, ein Schazmeister und ein Rechnungsführer. Die Inquisitionscommission, die hier ist, wird vom Inquisitionstribunal zu Lima besezt. Der Magistrat dieser Stadt, wovon der Corregidor der Vornehmste ist, besteht aus Regidoren und 2 ordentlichen Alcalden. Diese haben die Polizey- und Civilregierung der Stadt zu besorgen. So lang der Präsident hier residirt, ist die

die Jurisdiction des Corregidors auf die Freyheiten von St. Jago eingeschränkt.

Die Sitten der Einwohner unterscheiden sich wenig von denen, die schon bey den grossen Städten beschrieben sind; nur statt des grossen Pomps zu Lima, kleiden sie sich hier sehr anständig ohne Pracht; doch halten sich alle Familien, die es haben können, eine Kalesche zum Spazierenfahren. Die Mannspersonen sind robust, von gehöriger Statur, wohl gestaltet, und haben eine gute Mine. Die Frauensleute haben alle Reize derer von Peru, und selbst noch feinere Lineamente und eine schönere Gesichtsfarbe: Allein sie verunstalten ihre natürliche Schönheit selbst, und schminken sich auf eine unsinnige Art, daß sie darüber nicht nur ihre delikate Haut, sondern auch ihre Zähne verderben; daher es etwas sehr seltenes ist, eine Frauensperson hier mit einer guten Reihe Zähne zu sehen.

§. 2. Die Stadt Conception liegt unter 36° 43′ 15″ Südl. Breite, am SOlichen Ufer einer schönen Bay, auf einem unebenen sandigten Boden an einem kleinen Abhange, und wird durch einen kleinen Fluß durchströhmt. Die Verwüstung, die das schreckliche Erdbeben im J. 1730 darinn anrichtete, hat gemacht, daß alle Häuser niedrig gebaut sind. Dieser gräuliche Vorfall geschah den 8. Jul. Um 1 Uhr des Morgens fühlte man die ersten Stösse, und da die Erschütterung zunahm, so trat die See nach ihrer Gewohnheit weit zurück, und kehrte dann mit solchem Ungestüm und so hoch angeschwollen wieder um, daß sie die ganze Stadt und das umliegende Land überschwemmte. Doch fanden viel Einwohner bey diesem plözlichen Unfall auf den benachbarten Anhöhen einen Zufluchtsort. Auf diese Ueberschwemmung folgten bald noch 3 bis 4 Stösse, und um 4 Uhr des Morgens, kurz vor Tages Anbruch, kam die Erschütterung noch einmal mit der allerfürchterlichsten Gewalt wieder, und zerstörte die wenigen stehen gebliebenen Gebäude vollends.

Die

Die Häuser haben theils Wände von Leimen, theils sind sie von ungebrannten Backsteinen gebaut, aber mit Ziegeln gedeckt. Die Kirchen sind klein und niedrig, wie die Klöster der Franciscaner, Dominicaner, Augustiner, und der Väter von der Barmherzigkeit; aber das Jesuitercollegium ist gut gebaut. Die bürgerliche Regierung dieser Stadt ist in den Händen eines Corregidors, den der König ernennt, und der an der Spize der ordentlichen Alcalden und Regidoren steht. Während der Vacanz dieses Posten, versieht der Präsident von Chili, der Gouverneur und Generalcapitain des ganzen Königreichs und Präsident der Audienz St. Jago ist (von welcher Conception abhängt), sein Amt. Sechs Monathe im Jahre muß der Präsident zu Conception wohnen, um die Kriegsangelegenheiten an der Gränze zu besorgen, und um dahin zu sehen, daß die Forts gut erhalten, und die Truppen wohl disciplinirt werden. Alle Gerichte und Aemter, die in den Städten von Südamerika üblich sind, trift man auch in Conception an.

Da alle Einwohner der Städte, Dörfer und des platten Landes in der Gerichtsbarkeit von Conception verschiedene Corps Landmiliz ausmachen, wovon einige in Sold stehen, alle aber bey einem plözlichen Lerm parat seyn müssen: so ist hier, ausser dem Corregidor, noch ein Lagermeister, der in allen Kriegssachen ausserhalb der Stadt commandiret.

Die Einwohner bestehen aus Spaniern und Mestizen, die man hier an ihrer Farbe nicht leicht unterscheiden kann; denn beyde sind ziemlich weiß, und einige haben eine frische Gesichtsfarbe. Das gute Clima hat, nebst der Fruchtbarkeit des Landes, viel Creolen und Europäer hieher gezogen, die in solcher Eintracht und Freundschaft mit einander leben, daß solches den andern Gegenden dieser Provinzen, wo Stolz und Eifersucht öftern Groll erregt, zum Beyspiel dienen sollte. Statt eines Mandels tragen die Männer einen Poncho, der wie eine Matraze gemacht, ohngefähr 2½ bis 3 Yards lang und 2 breit ist, und

in

in der Mitte eine Oefnung hat, durch die man just den Kopf stecken kann, das übrige aber hängt an den Seiten herab. Diesen tragen sie bey aller Witterung, sie mögen gehn oder reiten: Nur legen ihn die Bauern ab, wenn sie schlafen gehen, und sonst schürzen sie ihn so auf, daß sie sowohl die Arme als den ganzen übrigen Leib zur Arbeit oder zum Vergnügen völlig frey haben. Dies ist die allgemeine Kleidung der Leute von allem Range, wenn sie reiten. Ohngeachtet sie aber so schlecht und einförmig ist; so dient sie doch zur Unterscheidung des Ranges und der Qualität dessen, der sie trägt: denn einige werden blos zur Bedeckung, andre aber zum Staat getragen; und der gemeinen Leute ihre kosten bloß 4 bis 5 Thaler, andrer ihre hingegen 150 bis 200. Diesen Unterschied macht theils die Feinheit des Zeugs, theils verursachen ihn die Spizen und Stickereyen, womit sie ausgeziert sind. Sie werden von doppeltem wollenen Zeuge, das die Indier verfertigen, gemacht, und sind von Farbe gewöhnlich blau.

Die Einwohner sind vortreffliche Reiter, und besonders sind die hiesigen Frauenspersonen berühmt, daß sie so ausnehmend reiten können. Auch im Werfen der Schlingen beym Einfangen der wilden Stiere und andrer Thiere sind sie so geschickt, wie die Einwohner von Patagonien. Aber noch bey vielen andern Gelegenheiten wird hier diese Schlinge gebraucht, besonders wenn sie Händel mit einander haben, da sie solche mit erstaunender Fertigkeit werfen, und ihr zugleich mit der Lanze ausweichen. Dies ist die einzige Art, wie sie angreifen: und dann ist im offnen Felde das die einzige Rettung, daß man sich auf den Boden wirft, und Arm und Bein so fest, als möglich daran drückt. Ein andres Mittel ist, daß man sich dicht an einen Baum, oder auf der Strasse an eine Wand, lehnet.

So viel von den beyden Hauptstädten von Chili. Wir gehen zu den übrigen fort, so wie sie von *N.* nach *S.* liegen.

§. 3.

§. 3. Copiapo, der erste Hafen an dieser Küste, liegt im 27° Südl. Breite. Der Hafen heißt zwar eigentlich Caldera; aber der erstere Name ist der gewöhnlichste, weil beyde nahe bey einander liegen. Wegen seiner natürlichen Lage wird er etwas uneigentlich die reichste Stadt von der Welt genannt; denn Copiapo steht auf einer Goldgrube, die aber, weil noch eine reichere Mine von diesem Metall 6 Meilen davon entdeckt ist, von den Einwohnern nicht bearbeitet wird. Die Stadt ist sehr unregelmässig gebaut, und ihre Einwohner belaufen sich nur etwa auf 700; in den Bergwerken aber werden nicht weniger als 1000 Arbeiter gebraucht. Hier gehn beständig 12 Mühlen, die, eins ins andre gerechnet, täglich 150 Unzen liefern. Auch sind hier noch andre wichtige Handelsartikel. Salpeter liegt an vielen Orten 2 Fuß tief auf dem Boden, und unter jeder andern Regierung, als der Spanischen, würde er einen beträchtlichen Handel herbeyziehen. Der Stadt gegen S sind die reichen Bleyminen von Copiapo, die vernachlässigt werden, aber nach der Meynung verschiedener einsichtsvoller Schriftsteller, wegen der grossen Menge Lasursteine, die man auf der Oberfläche findet, grössern Vortheil schaffen könnten, als die Goldmine.

§. 4. Coquimbo, oder la Serena liegt im 29° 54′ Südl. Breite, etwa 1 Meile von der Küste des Stillen Meers. Ihre Lage ist die angenehmste von der Welt; denn sie hat eine weite Aussicht nach der See, nach einem Fluß, und ins Land hinein, das dem Auge eine sehr angenehme Mannichfaltigkeit von verschiedenen Kornfeldern und lebhaft grünen Gehölzen darbietet. Die Stadt ist sehr groß, aber nicht verhältnißmässig bevölkert; denn die Anzahl der Familien, die aus Spaniern, Mestizen, und einigen Indiern bestehn, beläuft sich nicht über 4 bis 500. Die Strassen sind gerade, gehörig breit, und durchschneiden einander nach rechten Winkeln, indem einige von *N.* nach *S*, andre von *O.* nach *W.* laufen, und hier, wie zu St. Jago und andern Plätzen von

Wich-

Wichtigkeit in diesem Theile von Amerika, lauter Quadrate von Gebäuden bilden. Zwar haben die Häuser nur Leimwände, und sind mit Blättern bedeckt, aber alle haben grosse Gärten, die mit amerikanischen sowohl als spanischen Fruchtbäumen und Gemüse bepflanzt sind. Denn das Clima, dessen Hize nicht zu groß, und dessen Kälte nicht zu strenge ist, schickt sich glücklich für beyde, so daß das ganze Jahr, sowohl wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, als des lieblichen Aussehens des Landes, den Anschein eines ewigen Frülings hat. Die Strassen sind regelmässig und bequem, doch werden sie nicht ganz durch die Häuser gebildet; denn ein Theil des Zwischenraums zwischen den verschiedenen Quadraten der Gebäude wird durch Gärten ausgefüllt: aber die meisten von diesen haben ein so angenehmes Aussehen, daß sie den schlechten Anblick der Häuser wieder gut machen. Die nördliche Seite der Stadt bespült der Fluß, nachdem er das ganze Thal in verschiedenen Krümmungen durchflossen ist; und durch Kanäle, die aus ihm geleitet werden, versieht er die Stadt mit Wasser, und erhält dadurch zugleich die Schönheit ihrer Lieblingsgärten.

Ausser der Pfarrkirche ist hier ein Augustiner, Dominicaner, und Franciscanerkloster, eins, das den Vätern von der Barmherzigkeit gehört, ein andres vom Orden St. Juan de Dios, und ein Jesuitercollegium. Die Kirchen dieser geistlichen Brüderschaften sind groß und anständig. Die Pfarrkirche nimmt einen Theil von der einen Seite des grossen Marktes ein; und gegen ihr über steht das Rathhaus, wo die Zusammenkunft der Alcalden und Regidoren ist, die nebst dem Corregidor den Magistrat ausmachen.

Der ganze Handel von Coquimbo besteht darinn, daß es jährlich 3 bis 4 mit Wein, Mehl, und andern Lebensmitteln beladene Schiffe nach Lima schickt. Dagegen erhält es alle Arten Europäischer Waaren, die

von

von hier aus nach allen übrigen Städten von Chili versandt werden.

§. 5. Valparaiso liegt im 33° 2′ 36″ Südl. Breite, und ist gegenwärtig sowohl groß als volkreich; denn es hat den beträchtlichsten Hafen in diesen Gewässern, der stets mit Schiffen von Callao und Panama angefüllt ist. Die Stadt würde daher noch grösser seyn, wenn ihre Lage nicht so unbequem wäre, da sie am Fusse eines Bergs liegt, und ein grosser Theil der Häuser an dessen Abhang gebaut ist. Der breitste und bequemste Theil ist der längs der Seeküste; aber dieser ist im Winter herzlich unangenehm, weil er alsdenn den Nordwinden so ausgesezt ist, daß die Wellen gegen die Wände der Häuser anschlagen. Die Häuser sind theils aus ungebrannten Ziegelsteinen, theils aus Kalk und Kieselsteinen, erbaut. Ausser der Pfarrkirche hat sie ein Augustiner- und Franciscanerkloster; es sind aber wenig Mönche darinn, und ihre Kirchen sind niedrig und schlecht. Die Einwohner sind Spanier, Mulatten, und Mestizen. In ihrer Nachbarschaft liegen viele Dörfer; und die grosse Anzahl Meyerhöfe geben dem Lande ein lustiges Aussehn.

Hier ist ein Kriegsgouverneur, den der König ernennt, und der das Commando über die Garnisonen in den verschiedenen Häfen, und über die Miliz in der Stadt und dem was davon abhängig ist, hat, die er gehörig discipliniren soll.

Weil Valparaiso der Stadt St. Jago so nahe liegt: so hat sich aller Handel, der sonst in St. Jago getrieben wurde, hieher gezogen, und diesem hat Valparaiso seine Gründung, sein Wachsthum und seinen Flor zu verdanken. Was die Schiffe von Callao hieher bringen, ist zwar nur geringe; aber von hier nehmen sie Weizen, getrocknete Fische, Cordouanleder, Talk und Tauwerk mit. Man hat Exempel, daß ein Schiff diese Reise in einem Sommer, d. i. zwischen dem November und Jun. dreymal gethan hat; und unterdessen versehn ganze Heerden von Maulthie-

thieren und Fuhren die Waarenhäuser mit frischem Vorrath aus allen Meyerhöfen in der Gerichtsbarkeit von St. Jago. Die Sommerzeit könnte man also die Valparaisermesse nennen; bey Annäherung des Winters aber wird der Ort zur Einöde, weil die vielen Handelsleute nach St. Jago gehn, und keiner zurückbleibt, wenn er nicht muß.

Die Früchte, die in der Nachbarschaft dieser Stadt wachsen, sind ihrer Grösse und Schönheit wegen zu bewundern; besonders eine Art Aepfel, Namens Quillota, die die größten in Spanien weit übertreffen, und bey dem ausgesuchtesten Geschmack so saftig sind, daß sie auf der Zunge schmelzen. Unter den mancherley Sorten von Wildpret giebt es zu ihrer Zeit, die im März anfängt, und durch einige der folgenden Monate dauert, solche Ketten von Rebhühnern, daß die Mauleseltreiber sie mit ihren Prügeln zu Boden schlagen, ohne aus der Strasse zu gehen, und eine Menge davon nach Valparaiso bringen; aber wenig von diesen oder andern Vögeln werden nahe bey der Stadt gesehn. Ein gleiches gilt von den Fischen, die im Hafen oder längst der Küste in sehr geringer Menge gefangen werden.

§. 6. Baldivia, oder Valdivia, ein berühmter Hafen am Ende einer schönen Bay, unterm 39° 6′ Südl. Breite und 80° Westl. Länge, hat seinen Namen von Valdivia, dem Spanischen General, der das Land eroberte. Jährlich werden ansehnliche Summen auf die Unterhaltung der Festungswerke verwandt, die aus 4 starken mit 100 schönen metallenen Kanonen besezten Kastelen bestehn. Doch soll es den Kanonen sowohl an hinreichenden Kanonirern und Laveten, als selbst an gnugsamer Ammunition fehlen; und die Garnison besteht hauptsächlich aus Missethätern, die aus Spanien dahin transportirt sind. Der Gouverneur ist zwar immer eine Person von Range; da er aber bloß zur Verbesserung seiner Glücksumstände hieher gesezt wird, so ist auch zu erwarten, daß er von der Gelegenheit profitiren werde.

werde. Die Einwohner sind vornehmlich Spanier, Creolen, und Mestizen, und belaufen sich etwa auf 2000. Der Handel dieser Stadt ist jezt weniger beträchtlich, als sonst, weil die Goldminen in ihrer Nachbarschaft zugemacht sind; doch werden noch immer 10 große Schiffe beym Handel zwischen diesem Hafen und Lima gebraucht. Größtentheils besteht er in Getreyde, gesalznen Lebensmitteln, Gold, und Häuten, die gegen Sclaven, Zucker, Chocolade und Europäische Waaren und Manufacturen umgesezt werden.

§. 7. Die Insel Chiloe, das lezte unter den Gouvernements von Chili, erstreckt sich von 42°—44° Südl. Breite, und ist etwa 150 Meilen lang und 17 breit. Die Küste ist Stürmen sehr unterworfen, besonders im März, da der Winter anfängt. Hier ist ein militarischer Gouverneur, dieser wohnt zu Chacao, dem vornehmsten Hafen auf der Insel, der wohl befestigt ist, und eine gute Gegenwehre leisten kann. Ausser Chacao, das den Titel einer Stadt führt, ist hier eine andre viel größre Stadt, Namens

Calbuco, wo sich der Corregidor, den der Präsident von Chili ernennt, aufhält; sie hat auch Regidoren und Alcalden, die jährlich erwählt werden. Hier ist eine Pfarrkirche, ein Jesuitercollegium, ein Franciscanerkloster, und eins für die Väter der Barmherzigkeit. Die Insel ist an allen Lebensmitteln ausnehmend fruchtbar, und wird von Spaniern, Mestizen, und christlichen Indiern stark bewohnt.

## Dritter Abschnitt.

### Von den Falkland-Inseln, den Inseln des Feuerlandes, und dem Statenland.

§. 1. Bey Beschreibung der Inseln an der Küste von Südamerika ist es jezt (1772) nothwendig geworden, von den Falklandinseln, dem Gegenstand der gegenwärtigen Streitigkeiten, einige Notiz zu nehmen. Sie liegen der Magellanischen Strasse *NO*wärts, unter 51° 22′ Südl. Breite, und 64° 30′ Westl. Länge von London. Von *N.* nach S. sind sie etwa 40 Meilen breit, und 95 Meilen von *O.* nach *W.* lang; und eine an einigen Orten 4, an andern 5 bis 6 Meilen breite Strasse trennt sie von einander. Durch diese Strasse und den grösten Theil der Küste werden sehr viel Bayen und Buchten gebildet. Da diese Inseln mit Südengelland unter gleichem Grad der Breite liegen, so mögen sie auch beynahe einerley Clima haben. Die Länge der Tage ist durch das ganze Jahr denen in Engelland gleich; nur sind die Jahrszeiten, da dies in der Südl. Breite ist, einander gerade entgegen gesezt, und die Kälte ist auf den Falklandinseln im Winter etwas strenger, als in Engelland. Von der See ab scheint das Land aus sanften Hügeln und aus einem guten Boden, worauf man hin und wieder Holzung sieht, zu bestehn. Doch haben wir noch jezt keine Nachricht von ihren Producten und wie es im Innern des Landes aussieht. Der Vortheil, den sie für uns haben, besteht in ihrer

glück-

glücklichen Lage; denn sie sind die auserlesensten Erfrischungsörter für Schiffe, die nach der Südsee gehen; und so lange wir sie commandiren, könnte es vielleicht immer in unsrer Macht stehn, den Handel der Spanier in Kriegszeiten ganz zu unterbrechen, und auch im Frieden könnten sie für uns sehr wichtig seyn.

Die Falklandinseln wurden zuerst von Sir John Narborough, unter der Regierung König Carls II, entdeckt, und im J. 1708 segelte Kapitain Woodes Rogers längst ihrer NOlichen Küste hin. Ihre Wichtigkeit behauptete der scharfsinnige Verfasser von Ansons Reise um die Welt sehr stark: Denn er merkte an, daß alle unsre künftige Expeditionen nach der Südsee sehr leicht vereitelt werden könnten, so lang wir, bey unsrer Fahrt dahin, die Kolonien der Portugiesen in Brasilien nothwendig berühren, und daher befürchten müßten, unsre Stärke, unsern Zustand, und die Absicht unsrer Ausrüstung, wenigstens so weit, als die Portugiesen in dieselben einsehen können, den Spaniern verrathen zu sehen: daß also eine Niederlassung auf der Insel Pepy, oder den Falklandinseln für uns vom größten Nuzen seyn würde. Daher wurde vor kurzem eine Kolonie hier angelegt, die uns aber die Spanier abgenommen haben; doch ist zu hoffen, daß, wenn das Land fruchtbar gnug, und das Clima der Constitution der Engelländer angemessen befunden wird, und wenn die Vortheile, die man von ihrem Besize erwartet, nicht ganz eingebildet sind, wir im Stande seyn werden,

sie

sie wieder zu erobern, und troz aller Widersezung zu erhalten. Aber nach diesem allen, und da diese Inseln so weit ausser dem gegenwärtigen Laufe unsers Handels liegen, ist das Urtheil, ob auch diese Vortheile den Kosten, die auf Errichtung der Festungswerke dort anzuwenden sind, das Gleichgewicht halten werden, blos der Weisheit der Regierung zu überlassen.

§. 2. Die der Magellanischen Strasse gegen S. liegenden Inseln sind gewöhnlich unter dem Namen Feuerland oder *Terra del Fuego* bekannt, und haben solchen von dem Feuer und Rauch bekommen, die die ersten Entdecker darauf wahrnahmen, und die von einem Vulkan auf der größten Insel herrührten, dessen Flamme zwar bey Tage nicht, bey Nacht aber sehr weit gesehen werden kann, und der zuweilen eine Menge Steine und Asche auswirft. Diese Inseln, wovon die bey weitem größte eigentlich Terra del Fuego heißt, erstrecken sich längs der Magelanischen Meerenge auf 400 Meilen von O. nach *W.*, und wurden so lange für einen Theil des festen Landes gehalten, bis Magellan die Strasse, die sie davon trennt, entdeckte, und durch selbige fuhr. Damals hielt man sie aber noch immer für Eine zusammenhängende Insel, bis nachher verschiedene Seefahrer fanden, daß sie durch etliche schmale Kanäle von einander getrennt wären.

Terra del Fuego ist meist sehr rauh und voller Berge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind; doch soll sie auch fruchtbare Thäler, Ebe-

nen

nen und Wiesen-Gründe haben, die durch viel schöne Quellen, die von den Bergen fließen, gewässert werden. Zwischen den vielen Inseln sind geräumige Bayen und Rheden, worinn grosse Flotten sicher vor Anker liegen können. Das Land soll an Holz und Steinen einen Ueberfluß haben, und von einem Volke bewohnt werden, das so weiß wie Europäer seyn, das der heftigen Kälte ohngeachtet nackt gehn, und den Leib mit Farben bemahlen soll.

Die Spanier, die die Magelanische Strasse am besten kennen, sagen, daß sie vom Jungfern-Cap, an der östlichen Einfahrt, bis ans Cap Desire am andern Ende, über 100 Seemeilen lang sey. Die Breite ist sehr verschieden, indem sie an einigen Orten nur 1 Seemeile, an andern 2 und mehrere, weit ist. Sie enthält viel sichre Häfen, die mit einer engen Einfahrt ins feste Land hinein gehen, und Bayen giebt es hier, deren Ende unabsehlich ist, und die von hohen Bergen an allen Seiten umgeben und beschüzt werden; so daß Schiffe bey jeder Witterung auch den schwächsten Anker sicher fallen lassen können.

§. 3. An der östlichen Seite der Inseln, die diese Meerenge bilden, liegt Staaten-Land, etwa unter 55° Südl. Breite, und zwischen diesem und dem Feuerlande geht die Strasse le Maire durch, die etwa 7 bis 8 Seemeilen lang ist.

„Ich muß bemerken, sagt der Verfasser von Lord Ansons Reise, daß, wenn das Feuerland schon ein ausserordentlich dürres Aussehn hat, die-

se Insel, Staatenland, doch sie in der Wildniß und dem Schrecken ihres Anblicks weit übertreffe; denn sie scheint ganz aus unzugänglichen Felsen ohne die geringste Mischung mit Garten- oder andrer Erde, zusammen gesezt zu seyn. Diese Felsen endigen sich in überaus viel rauhe Spizen, die zu einer ungeheuren Höhe empor steigen, und alle mit ewigem Schnee bedeckt sind. Die Spizen selbst sind an jeder Seite mit fürchterlichen Abgründen umgeben, über die sie oft auf die erstaunendste Art herabhängen; und die Berge, die sie tragen, sind überhaupt durch schmale Klüfte von einander abgesondert, die dem Lande das Ansehen geben, als ob es oft durch Erdbeben zerrissen wäre. Denn diese Spaltungen sind beynahe senkrecht, und gehn durch die Substanz des festen Felsen ganz bis zu dessen Boden hinab, so daß sich nichts wilders und scheußlicheres denken läßt, als der ganze Anblick dieser Küste." Die Fahrt ins Stille Meer oder in die Südsee geschieht jezt gewöhnlich so, daß man durch die Strasse le Maire bey diesen unwirthbaren Inseln vorbey fährt, und dann das Cap Horn, das südlichste Vorgebirge vom Feuerlande, doublirt.

Ausser den eben erwähnten Inseln giebt es noch viele andre, die aber von geringer Erheblichkeit und von keiner Europäischen Nation besezt sind. Wir verlassen also dieses unwirthbare Clima, und wenden uns zur kleinen aber hübschen Insel Juan Fernandes.

# Vierter Abschnitt.

## Von der Insel Juan Fernandes.

Ihre Lage, Grösse, Boden und Produkte. Gestalt des Landes, Muth der Ziegen, und besondre Beschreibung des Seelöwen. Von der kleinern Insel Juan Fernandes oder Masa Fuero. Schluß Anmerkungen über Amerika überhaupt.

§. 1. Die angenehme Insel Juan Fernandes soll ihren Namen von einem Spanier haben, der sie einmal geschenkt bekam, und sich einige Zeit hier aufhielt, um sie anzubauen, nachher aber sich anders besann. Sie liegt unter 33° 40′ Südl. Breite, ohngefähr 110 Seemeilen gegen *W.* vom festen Lande von Chili. Ihre Gestalt ist unregelmäßig; die größte Länge beträgt nicht über 15, und die größte Breite etwas weniger als 6 Meilen. Der einzige sichre Ankerplaz ist an der Nordseite, wo 3 Bayen sind; aber die mittelste, die die Engelländer unterm Namen der Cumberlands-Bay kennen, ist die weitste, tiefste, und in allem Betracht die beste. Der nördliche Theil der Insel besteht aus hohen, rauhen, zum Theil unzugänglichen Bergen, die aber doch alle mit Bäumen bedeckt sind. In diesem Theile ist der Boden so locker und seichte, daß sehr grosse Bäume an den Bergen bald aus Mangel der Wurzel verdorren, und dann leicht umgerissen werden. Auf einigen dieser Berge findet man eine besondre Art rother Erde, die röther wie Mennig ist, und bey genauerer Untersuchung vielleicht zu manchem Zweck nüzlich seyn möchte.

möchte. Die Bäume in den Wäldern an der nördlichen Seite der Insel sind meist aromatisch und von mannichfaltiger Art. Doch sind keine so groß, daß sie ansehnliches Bauholz liefern könnten, nur die Mirtenbäume, die die dicksten auf der Insel sind, ausgenommen; aber selbst diese reichen nur zu einer Länge von 40 Fuß zu. Der Gipfel des Mirtenbaums ist zirkelrund, und fällt so gleichförmig und regelmässig in die Augen, als ob er durch Kunst beschnitten wäre; an seiner Rinde sizt ein moosigter Auswuchs, der an Geschmack und Geruch dem Knoblauch gleicht. Es wächst auch hier der Pimento- und Kohlbaum. Unter sehr vielen andern Pflanzen giebt es hier fast alle die, welche man gewöhnlich zur Heilung der Scorbutischen Uebel, die man sich durch lange Reisen und viele Salzspeisen zugezogen hat, besonders geschickt hält; vornehmlich eine Menge Wasserkresse und Portulac, vortrefflichen Sauerampfer, und gewaltig viel Steckrüben (turnips), und Sicilische Rettige. Vieles Land ist auch mit Haber und Klee bedeckt.

Die Gestalt des Landes, wenigstens in Absicht auf den nördlichen Theil der Insel, ist ganz besonders: die Waldung, womit die meisten der steilsten Berge überzogen sind, ist frey von Buschwerk und anfliegendem Holze, so daß man überall leicht durchkommen kann. Das unregelmässige der Berge und jähen Abschüsse bildet durch ihre verschiedene Combinationen eine grosse Menge

ge romanzischer Thäler; und fast jedes durchströhmt ein Fluß des hellsten Wassers, der in Cascaden von Fels auf Fels fällt; so wie der Boden des Thals, durch den Lauf der benachbarten Hügel, in einen plözlichen steilen Abhang zerbrochen ist. In diesen Thälern sind einige besondre Pläze, wo der Schatten und liebliche Duft der benachbarten Wälder, die Höhe der überhängenden Felsen, und die Durchsichtigkeit und öftern Fälle der benachbarten Ströhme, Scenen von solcher Pracht und Würde darbieten, daß ihnen nicht leicht ein andrer Theil der Erdkugel gleich kommen wird. Denn hier kann man sagen, daß die ungekünstelten Wirkungen der sich selbst gelassenen Natur alle erdichtete Beschreibungen der feyerlichsten Einbildungskraft übertreffen.

Die Gegend, wo Commodore Anson sein Zelt aufschlug, beschreibt sein Kaplan in seiner Reise mit folgenden Worten. „Der Ort, den wir wählten, war ein kleiner lediger Plaz (lawn) an einer geringen Anhöhe, etwa $\frac{1}{2}$ Meile von der See. An der Fronte seines Zelts war ein grosser Zugang durch die Holzung nach der Seeseite zu gehauen, der sich mit einem allmähligen Abhange nach dem Wasser neigte, und eine Aussicht nach der Bay und den vor Anker liegenden Schiffen öffnete. Von hinten wurde der Plaz durch einen hohen Mirtenwald bedeckt, der sich in Gestalt eines Theaters um ihn herumzog; denn der Abhang, woran das Holz stand, erhob sich viel steiler, als der Plaz selbst doch so, daß die weiter im Lande liegenden Berge und jähen Anhöhen

sich

sich noch ziemlich hoch über die Gipfel der Bäume empor hoben, welches die Grösse des Anblicks vermehrte. Zwey Crystallwasser-Ströhme, die dem Zelte zur Rechten und Linken in einer Entfernung von 100 Yards flossen, und von den Bäumen, die den Plaz an jeder Seite begränzten, beschattet wurden, machten die Symmetrie des Ganzen vollkommen."

§. 2. Was die hier vorräthigen Thiere und Lebensmittel betrifft, so hat man diese Insel so vorgestellt, als ob auf ihr ganze Heerden Ziegen herum liefen; und dieß litt sonst keinen Zweifel, weil die Buckanier und Freybeuter gewöhnlich hier anländeten, als sie vormals diese Seen besuchten. Man weiß zwey Beyspiele von Leuten, die von ihren Schiffen hier zurückgelassen worden: der eine war ein Muskito-Indier, und der andere ein Schotte, Namens Alexander Selkirk. Beyde lebten einige Jahre allein auf dieser Insel, und kannten daher deren Producte wohl. Selkirk, der der lezte war, und von dem Daniel de Fon Gelegenheit nahm, seinen Robinson Crusoe zu schreiben, blieb vier bis fünf Jahre hier, und fieng indeß oft mehr Ziegen, als er nöthig hatte; daher er sie zuweilen an den Ohren bezeichnete, und wieder laufen ließ. Dies war etwa 32 Jahr vor des Commodore Ansons Ankunft auf dieser Insel; und sonderbar ists, daß die erste Ziege, die seine Leute bey ihrer Landung tödteten, aufgeschlizte Ohren hatte, woraus sie schlossen, daß sie vordem gewiß in der Gewalt des Selkirk gewesen

seyn

seyn müsse. Dies war ein Thier von einem sehr ehrwürdigem Ansehen mit einem gewaltig majestätischen Bart, und vielen andern Zeichen des Alterthums. Während ihres Aufenthalts auf der Insel trafen sie noch mehr eben so gezeichnet an; die vom männlichen Geschlechte zeichneten sich durch ihren sehr grossen Bart aus, und hatten alle andre Kennzeichen eines hohen Alters.

Aber jezt hat sich die Zahl der Ziegen sehr verringert. Denn wie die Spanier hörten, was den Buckaniern und Freybeutern das Ziegenfleisch, womit sie sich hier versahen, für Vortheile schaffte; so bemühten sie sich, die Zucht auszurotten, um ihren Feinden diese Hülfe abzuschneiden. Sie sezten zu dem Ende eine Menge grosser Hunde hier aus, die sich so geschwind vermehrten, daß sie alle Ziegen in den zugänglichen Theilen des Landes vertilgten; daher sich jezt nur noch wenige zwischen den Klippen und jähen Anhöhen, wohin die Hunde ihnen nicht folgen können, aufhalten. Diese sind in besondre Heerden, jede von 20 bis 30 Stück getheilt, die ihre eignen Bezirke bewohnen, und sich nie mit einander begatten. Der Verfasser von Ansons Reise erzählt einen wichtigen Streit, der hier zwischen einer Heerde dieser Thiere und einem Trupp Hunde vorfiel. Als ein Theil vom Schiffsvolke in ihrem Boote in die östliche Bay gieng, sahen sie einige Hunde sehr begierig rennen; wie sie nun gerne sehen wollten, hinter was für Wildpret sie her wären, so

hielten

hielten sie stille, und sahen sie endlich ihren Weg nach einem Hügel nehmen, auf dessen Spize sie bey weiterm Umsehen eine Heerde Ziegen wahrnahmen, die sich in Schlachtordnung gestellt zu haben schien, um solche zu empfangen. Es war daselbst ein sehr enger Pfad, den auf beyden Seiten Abgründe begränzten, und hier postirte sich der Chef der Heerde: hinter ihm, wo der Boden etwas geräumiger war, standen die übrigen Ziegen. Da man nach diesem Fleck auf keinem andern Pfad, als den dieser Held occupirt hatte, kommen konnte; so rennten zwar die Hunde sehr schnell den Berg hinauf, als sie aber ihm auf 20 Yards nahe kamen, wagten sie es nicht, ihn anzugreifen, indem er sie sonst unstreitig in den Abgrund herab getrieben haben würde; und daher gaben sie die Jagd unter einem grossen Geheul, ohne daß es zum Treffen kam, auf. Weil jezt selten Ziegen in ihre Gewalt gerathen, so glaubt man, daß sie sich vornehmlich von Seehunden nähren. Denn auf dieser Insel giebt es eine Menge dieser Amphibien, deren Fleisch die Seeeute gewöhnlich gern essen, und es mit dem Lammfleische vergleichen.

§. 3. Hier ist noch ein andres Thier von Amphibien-Art, nämlich der Seelöwe, der einige Aehnlichkeit mit dem Seehunde hat, aber viel grösser ist, und dessen Fleisch dem Rindfleische gleicht. Ein ausgewachsener Seelöwe ist 12 bis 20 Fuß lang, und hat 8 bis 15 im Umfange;

ge; dabey ist er so ausserordentlich fett, daß, wenn seine etwa 1 Zoll dicke Haut durchschnitten ist, erst noch das Fett wenigstens 1 Fuß dick angetroffen wird, ehe man ans Fleisch oder an die Knochen kömmt. Auch sind sie voll Blut; denn wenn sie an 12 Orten tief verwundet sind, so entstehn sogleich eben so viel Fontainen von Blut, die ziemlich weit sprizen. Ihre Haut ist mit kurzem Haar von hellbrauner Farbe bedeckt; aber ihr Schwanz und ihre Finnen, die ihnen auf dem Lande statt der Füsse dienen, sind fast ganz schwarz. Diese leztern sind am Ende wie Finger von einander gesondert, indem die Haut, die sie verbindet, nicht bis an die Spizen reicht; und an jedem dieser Finger sizt ein Nagel. Der Kopf ist gegen den übrigen Körper klein, und endigt sich in eine Schnauze. In jeder Kinnlade sizt eine Reihe grosser spiziger Zähne, wovon $\frac{2}{3}$ mit Zahnfleisch umgeben sind, die übrigen aber, die die härtesten und festesten sind, blos sizen. Sie haben einen Bart, wie die Kazen, kleine Augen und Ohren, und die ebenfalls sehr kleinen Nasenlöcher sind die einzigen Theile, die kein Haar haben. Sie haben eine entfernte Aehnlichkeit mit einem überwachsenen Seehund, ob man gleich in einigen besondern Dingen einen offenbaren Unterschied zwischen beyden antrifft, besonders bey dem Männchen. Diese haben eine grosse Schnauze oder Rüssel: der 5 Fuß und 6 Zoll unter dem Ende der obern Kinnlade herab hängt, und den die Weibchen nicht haben; daher dies leztere dadurch

durch von dem Männchen, das ohnedem viel grösser ist, leicht unterschieden wird.

Diese Thiere theilen ihre Zeit zwischen dem Lande und der See gleich, indem sie den Sommer im Wasser zubringen, und beym Einbruch des Winters ans Ufer kommen, wo sie den Winter über verweilen. In dieser Zeit begatten sie sich, bringen ihre Jungen, deren sie gewöhnlich 2 auf einmal haben, und die sind anfangs gleich so groß, als ein erwachsener Seehund, zur Welt, und säugen sie mit ihrer Milch. So lange die Seelöwen am Lande sind, nähren sie sich von dem Grase und Kräutern, die nahe am Ufer der frischen Wasser-Ströme wachsen; und wenn sie nicht fressen, so schlafen sie Schaarweise in den schlammigsten Gegenden, die sie antreffen können. Da sie von einem sehr schlafsüchtigen Naturel zu seyn scheinen, und nicht leicht erwachen; so stellt jeder Haufen etliche von den Männchen in einiger Entfernung zu Schildwachten aus, die Lerm machen, sobald sie jemand beunruhigen, oder auch sich ihnen nur nähern will, und dies thun sie durch ein lautes Geräusch, da sie bald als Hunde knurren, bald wie recht muthige Pferde schnauben. Die Männchen fechten oft wüthend mit einander, wobey sie sich mit den Zähnen fassen, und einander mit Blut bedecken. Der zulezt angezogene Schriftsteller erwähnt eines Seelöwen, den die Leute den Pascha nannten, und der gemeiniglich von einem

Serail

Serail von Weibchen umgeben war, dem kein andres Männchen sich zu nähern wagte. Diesen beneidenswerthen Vorzug hatte er nicht ohne viele blutige Widersprüche erlangt, wovon er noch immer die Zeichen an allen Theilen seines Körpers in vielen Narben trug.

Vögel giebt es hier nur wenige, und dies sind vornehmlich Habichte, Amseln, Eulen, und Brummvögel. Aber von allerley Fischen ist die ganze Bay voll, besonders von Stockfischen von ungeheurer Grösse, die hier eben so häufig sind, wie auf den Bänken von Newfoundland; ingleichen Cavallies, Gropers, grosse Barsen, Silberfische, Jungfern, und Meeraale von einer eignen Gattung. Aber den Vorzug vor allen hat ein schwarzer sehr hoch geschäzter Fisch, den einige den Schornsteinfeger nennen, und der an Gestalt einem Karpfen gleicht; und dann die vortreflichen Hummer, die gewöhnlich 8 bis 10 Pfund wiegen, und köstlich schmecken. Hier giebt es auch viel Hundsfische und grosse Haye.

§. 4. Die Spanier begreifen gemeiniglich 2 Inseln unterm Namen Juan Fernandes, und unterscheiden sie durch den Zusaz: die größre und die kleinere. Die grössere ist die eben beschriebene Insel; und die kleinere, die noch weiter vom festen Lande abliegt, nennen sie auch Masa Fuero: diese liegt etwa 22 Seemeilen

W gen S von der grössern Juan Fernandes ab. Sie ist mit Bäumen bedeckt, und hat einige schöne Wasserfälle, die sich an ihren Seiten herab in die See stürzen. Diese Insel hat jezt etwas vor Juan Fernandes voraus; hier sind nämlich eine Menge Ziegen, die gar nicht schön sind, und hier in aller Ruhe leben. Denn die Spanier haben diese Insel nicht für so wichtig angesehen, daß ihre Feinde solche besuchen würden; daher sie sich auch nicht die Mühe gegeben haben, die Lebensmittel darauf zu verderben. Auch eine Menge Seelöwen und Seehunde giebt es hier.

* * *

Hier schliessen wir unsre Beschreibung von Amerika. In den Theilen, die Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Provinzen gehören, sahen wir reiche Kolonien, die an allen Nothwendigkeiten und selbst an den Ueppigkeiten des menschlichen Lebens einen Ueberfluß haben; die Quelle eines gewaltigen Handels, der Europa mit ihrem Ueberfluß und schäzbaren Producten versieht, und nicht allein eine ungeheure Menge Schiffe erfodert, wodurch er die Schiffahrt befördert, und viel tausend Händen Arbeit giebt, sondern auch in dem Mutterlande eine unermeßliche Handlung wirkt, weil er eine unzählige Menge Volks mit verschiedenen Manufacturen beschäftigt, um Amerika mit den Gütern Europens zu versorgen. Da sie auf die Art den Handel leben und der Industrie Zunder mittheilen:

len; so bewirken sie einen Umlauf, der sowohl für das Mutterland, als für die Kolonien, unendliche Vortheile hat: und da beyder Interesse wechselseitig ist, so sollte dies den Knoten der Vereinigung, den man bey solcher Entfernung zwischen ihnen wahrnimmt, feste zuziehn.

Auf der andern Seite haben Portugall und Spanien, besonders das leztre, mit Ländern, die erstaunlich reich und groß sind, und die diese Nationen ausserordentlich mächtig machen könnten, diesen Zweck bey weitem nicht erreicht. Was Spanien betrifft; so war für dasselbe, soviel auch für das Gegentheil angeführt werden mag, die Entdeckung von Amerika das größte Unglück, das ihm begegnen konnte. Aus Spanien hat dieser Welttheil die nüzlichsten Einwohner weggezogen, und fährt noch immer darinn fort; da unterdessen das widersinnige Betragen des Spanischen Hofs, da er Leute von andern Nationen abhält, sich in seinen Amerikanischen Herrschaften frey niederzulassen, und da er in jeder grossen und und kleinen Stadt eine Menge Mönchs- und Nonnen-Klöster duldet, die Vermehrung seiner Herrschaften hindert, und die Länder des Spanischen Amerika ganz dünn bevölkert macht. Das Brittische Amerika hat die Manufacturen Großbritanniens blühend gemacht; das Spanische Amerika hat mit allem seinen Gold und Silber die Spanier zu stolz, sich selbst auf Manufacturen zu legen, und folglich arm gemacht.

---

Anhang.

# Anhang.
## Von
# Süd-Indien
## oder dem
# Fünften Welttheile.

## Capitel 1.
### Von den neuen Entdeckungen im Stillen Meere überhaupt.

### Erster Abschnitt.

Nordamerika, das sich, wie die Russen entdeckten. Westwärts, fast bis zu der Küste der Tatarey erstreckt. Allgemeine Betrachtungen über einen aneinanderhängenden Welttheil in Süden.

Wir sind nun in die Südsee oder das Stille Meer gekommen. Es füllt einen ungeheuren Raum, ist mehr als 10000 Meilen breit, und bespült zugleich die Küste von Peru und Chili, und die von Japan, Sina, und der Tatarey. Es heißt so, weil man es von Stürmen frey sich dachte; aber mit Unrecht: denn hier sind sie in manchen Jahrszeiten vielleicht weit heftiger, als in jedem andern Meer. Südsee wird es genannt, weil die Spanier, die es entdeckten, als sie die Landenge, welche Nord-

und

und Südamerika theilet, passirten, von *N.* nach *S.* giengen.

Ob man sich gleich bey der ersten Entdeckung vorstellte, als wenn diese See vom Nord- zum Südpol sich erstreckte; so hat man doch gefunden, daß, außer unzähligen Inseln, noch zwey feste Länder sie, so zu sagen, umgeben, deren Daseyn so gar lange unbekannt war. Das gegen *N* hält man für Amerika, das *W*wärts fast bis an Kamtschatka reicht. Durch die Entdeckungen der Russen wurde vom 52° bis 60° *N.* Breite längs diesem Lande hingeschifft; und es hat von *SW* nach *NO* ohngefähr 37° in die Länge. Aber, ob dieß feste Land mit der *W* Seite von Nordamerika zusammenhängt, oder durch einen Canal hiervon geschieden ist, oder ob es, ein Canal, der bis in die Hudsons-Bay geht, durchkreuzet, ist noch unentschieden.

Dieser Theil von Amerika hat ein weit besseres Klima, als die *NO* Küste von Asien, ohnerachtet sie dem Meer eben so nah, und überall voll hoher Berge ist, die ewig mit Schnee bedeckt sind. Denn jene Berge im *NO* von Asien sind nichts als nakte Stücke Felsen, ohne kostbare Metalle, wo kaum hier und da ein Baum, oder ein Gras ist, ausgenommen in den Thälern, wo einige kleine Sträuche und starre Pflanzen wachsen. Die Amerikanischen Berge hingegen, in der Nachbarschaft von Sibirien sind grün, und ihre Oberfläche ist von unten bis an ihren Gipfel mit dichtem schönen Holz beschattet. In diesem neuentdeckten Theile von Amerika fand

man

man eine Art Himbeeren von außerordentlicher Größe und sehr gutem Geschmack; außerdem noch Geißblatt (*Honey. suckle, periclymenum,*) Kranichbeeren (cranberries, *geranium*) Brombeeren, und Heidelbeeren in grosser Menge; aber da man nur die Küsten befuhr, so weiß man nicht, was für Früchte im Innern des Landes sind. Unter den Vögeln fand man, ausser den Schwänen, größern und kleinern Wasserhünern (*quails* and *plovers*) Grönländischen Tauben, Cranichen, Kibizen (*Seagulls*) und Elstern, 10 Arten, die man in Europa nicht kennt. Fische kommen früher in die Flüsse Amerika's, als in Kamtschatka, und ihre Menge ist sehr groß.

Die Einländer, die die Russen wahrnahmen, waren plump, breitschultricht, mittler Statur, und mit schwarzem strack herabhängendem Haar; ihre Gesichter waren platt und schwärzlicht; sie hatten schwarze Augen, und dicke Lefzen. Sie trugen Hemder, die bis unter das Knie herabhiengen; sie waren um den Leib mit ledernen Riemen begürtet, und hatten weite Hosen von Seehunds-Häuten, kurz, sie gleichen sehr den Kamtschadalen. Sie haben Bogen und Pfeile, Boote 12 Fuß lang, und 2 breit, vorn und hinten spiz, die aus einer Zusammensezung von Holz und röthlicht gefärbten Häuten, wahrscheinlich von Seehunden bestehen. Aehnliche beschrieben wir oben bey der Hudsons-Bay: auch die Grönländischen Bote sind so. Der Siz darauf ist rund, zwey Yards vom

Steuer-

Steuerruder, rings um her mit starken Darmsaiten befestigt, die durch lederne Riemen um den Rand her, zusammengezogen, und wieder, wie ein Beutel, geöffnet werden können. Wenn der Amerikaner darauf sizt, streckt er seine Füsse aus, und zieht das Fell strack um seinen Leib herum. Diese Boote sind so leicht, daß sie von einer einzigen Person leicht regiert werden können, und halten gleichwohl das allerstürmischste Wetter aus. Fremde nehmen sie sehr freundlich auf, sprechen freundschaftlich mit ihnen, wobey sie sie ohne Unterlaß ansehen, begegnen ihnen mit sehr vieler Höflichkeit, und machen ihnen Geschenke von Thran.

Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die nördlichen Theile von Amerika ursprünglich von Sibirien aus bevölkert worden sind; denn wenn man gleich annimmt, daß Amerika und Asien nie zusammengehangen; so liegen doch diese zween Theile der Erdkugel so nahe an einander, daß man es wenigstens nicht für unmöglich ausgeben kann, daß Asiater nach Amerika herüber gegangen, besonders, da die vielen Inseln dazwischen den Uebergang erleichtern konnten. Der Leser wird bald hinlängliche Gründe finden, daß ein südliches Land, das von den Würz-Inseln gegen das feste Land von Südamerika einen schiefen Winkel macht, wahrscheinlich wohl Mexico, Peru, und Chili, bevölkert hat.

Der scharfsinnige Verfasser der verbesserten Ausgabe der Harrisischen Sammlung von Reisen, hat bemerkt, daß Anton van Demans-

Land, Neu-Holland, und Carpentaria, Ein festes Land ausmachen, wovon Neuseeland durch eine Strasse geschieden, und ein Theil eines andern Landes, das mit Afrika zusammenhieng, zu seyn scheinet; so wie dieß, von dem wir nun sprechen, ganz deutlich zu Amerika gehört. Dieß feste Land reicht von dem Aequator bis zum 44° Südl. Breite, und 66° von *O* nach *W* daher muß der längste Tag hier in den nördlichsten Gegenden 12 Stunden seyn, und in den Südlichsten ohngefähr 15 oder etwas mehr. Es erstreckt sich demnach vom 1 bis zum 7 Clima, und muß die glücklichste Lage haben. Und da die besten und reichsten Gegenden in der bekannten Welt alle in der nämlichen Breite liegen; hat man nicht die höchste Ursach zu denken, daß die Natur mit ihren Producten auch hier die vortreflichste ist? Dieß ist mehr als eine bloße Muthmassung. Die ersten Entdecker behaupteten, daß einige Theile Ueberfluß an Gold, Silber, Perlen, Muscatennüsse und Blüthe, Ingwer, und Zuckerröhren von ausserordentlicher Größe haben.

Wir müssen nicht vergessen, daß nahe an dem festen Land, unzählig viele Inseln sind, und daß andere ziemlich weit davon abzerstreut, und einige derselben gerade zwischen dem entdeckten Theil und Amerika liegen.

Wir wollen die Theile dieses Landes einzeln betrachten. Neu-Holland, ein sehr großes Land, hängt, wie Dampier versichert, weder mit Asia oder Afrika, noch mit Amerika zusammen;

men; und doch geht es vom 10° bis zum 31° Südl. Breite, (über 12000 Meilen;) und wie viel weiter es gegen S sich erstreckt, weiß man noch nicht gewiß. Die Holländer sind wegen der Nähe ihrer Gewürz-Inseln, besser als sonst irgend eine Nation mit diesen Gegenden bekannt: aber sie haben mit großer Sorgfalt ihre Entdeckungen geheim gehalten; doch haben sie einigen Theilen des Landes Namen gegeben. Indessen sind auch viele andere Europäer nach Neu-Holland gekommen, besonders Dampier. Dieser sagt, daß der Theil, welchen er gesehen hat, aus niedrigem ebenem Land bestehe, mit Sandbänken an der See. In einem Theil sind die meisten Bäume Drachenbäume, (*Dragon-trees*) welche ziemlich groß sind; und aus deren Knospen oder Rizen im Stamm das Gummi fleußt, das man Drachenblut nennt. In einem andern Theil waren mancherley andere Arten von Bäumen; keiner aber über 10 Fuß hoch; der Stamm hatte etwa 3 Fuß im Umfang, und 5 bis 6 Fuß, bis die Zweige anfangen. Einige hatten den angenehmsten Geruch, und waren roth unter der Rinde; die meisten trugen Blüthen oder Beeren, jene von verschiedenen Farben, roth, weiß, gelb, gemeiniglich blau; und die blauen hatten meist den stärksten Wohlgeruch. Auch wuchsen verschiedene Arten Blumen auf dem Boden; einige waren überaus schön, und manche hatte er vormals nie gesehen. Die Landthiere, die er sah, waren nur eine Art *Racoons*, die aber von den Westindischen verschieden waren. Ferner

ner eine Art von *Guanas* die ausserordentlich garstig waren. Von Landvögeln sah er keine von der grossen Art, als Adler, und 5 oder 6 Arten kleine Vögel, die sehr schön sangen. Die Wasservögel waren Enten, *Curlieus* (*Numenius* sive *Arquata Major*) Krebsfänger (*Crabcatcher*,) Pelicane, und andere, die unser Verfasser noch nie gesehen hatte. Die Einwohner sind, nach Dampier, lang, nicht dick, mit dünnen langen Gliedmaaßen, großen Köpfen, runden Stirnen, platten Nasen, ganz vollen Lippen, und weitem Mund: ihr Haar ist schwarz, kurz, und krauß, wie das Negernhaar, auch die Farbe ihrer Haut ist sehr schwarz. Sie hatten keine Art von Kleidung, sondern nur Baumrinde wie einen Gürtel um ihren Leib gebunden, und einen Bündel von langem Gras oder einen Baumzweig voller Blätter unter dem Gürtel befestiget, um die Blöße zu bedecken. Aber die Völker, die weiter ins Land hinein liegen, werden ganz anders beschrieben.

Van Demens-Land, ist ein sehr grosses Land. Abel Jansen Tasman hat es entdeckt. Wir wissen sonst nichts merkwürdiges davon, als die Lände der Küste, die er unter 25° *S* Breite, und 133° *O*wärts von London stand. Er steuerte *OSO* längs der Küste bis zu der Höhe von 44° *S* Breite, wo das Land *O*wärts und hernach *NO* zum *N* sich einbiegt. Im 43° 10′ *S* Breite, und in der Länge vom 137° 50′ *O*wärts von London, gieng er in einer Bay vor Anker, der er den Namen Friedrich Heinrich gab. Die

Bäu-

Bäume hier, wie er wahrnahm, wuchsen nicht sehr dicht, und waren auch nicht mit Sträuchen oder kleinen Holzwerk beschwert. Von diesen Bäumen nahm er einiges Gummi und Harz zu sich.

Australia delle Spiritu Santo, liegt ohngefähr im 15° S Breite; und, wie Peter Fernandez de Quiros, der es entdeckt hat, sagt, erstreckt sich vom 150° der Länge Owärts von London, bis zum 130° W Breite von den nämlichen Meridian, und ist folglich zusammen 80° oder bey 4600 Meilen groß. Indessen diese Größe giebt er nur muthmaaßlich an; denn er hat nicht selbst diese ganze Küste, von der er spricht, entdeckt. In einigen Schriften die er dem Könige von Spanien überreichte, beschreibt er die Pflanzen, Bäume, Vögel und Fische des Landes genauer, und sagt, daß es verschiedene Arten von Specereyen und ausnehmend gute Zuckerröhre, nebst einer großen Menge von Gold und Silber hervorbringe. Er beschreibt verschiedene bequeme Häfen, und erhebt die Gesundheit der Luft, die so fürtreflich seyn soll, daß, ohnerachtet er eine große Anzahl Leute bey sich hatte, die, wie er selbst, an dieses fremde Clima nicht gewöhnt waren, und doch in freyer Luft, stets arbeiten mußten, und oft auf die Hize sehr kaltem Thau ausgesezt waren, doch keiner von ihnen krank wurde. Die Einwohner selbst fand er stark, gesund, und viele darunter sehr alt.

Neu Guinea erstreckt sich vom Cap Mabo ohngefähr 50′ S Breite, und 160° 30′ Oestlicher Länge von London, bis zu König Wilhelms Cap, im 6° 30′ S Breite, und ohngefähr 143° der Länge. So läuft die Küste von *NW* nach *SO*; wie weit sie aber Südwärts reiche, wußte man vor Cooks Zeiten noch nicht. (Capitain Cook fand, daß es eine lange schmale Insel war, die Nordostwärts vom 2° Südl. Breite bis zum 12°, und ohngefähr vom 206° Westl. Länge zum 228° sich erstreckte; aber auf einer Seite schien sie nicht über 50 Meilen breit zu seyn. Die Europäer kennen diese Insel wenig, jedoch die Holländer ausgenommen.) 1529 ward dieß Land vom Saavedra entdecket, und bekam von ihm den Namen Terra de Papuas; aber van Schouten, der Holländische Entdecker, nannte es Neu Guinea. Einige theilen es in 3 verschiedene Theile. Was vom 143° — 135° Longit. liegt, nennen sie Neu Guinea in engerem Verstande. Einer kleinen Strecke Landes, das von da nach Cap Mabo zu liegt, geben sie den Namen terra de Papos. Und das, was Swärts davon, zwischen dem 58° Südl. Breite, liegt, nennen sie Carpentaria, oder Carpenter's Land, von einem Holländischen Capitain, der es entdeckte. Aber man weiß nicht gewiß, ob das, was hier ein Meerbusen heißt, nicht vielmehr eine Strasse ist.

Commodore Roggewein bemerkt, daß das feste Land von Neu Guinea ihm sehr hoch vorkam,

kam, und höchst reich an Kräutern und Bäumen ist: denn binnen den 400 Seemeilen die er längs der Küste hinseg lte, bemerkte er auch nicht einen nackten Fleck Landes, und schließt daraus, daß es viele reiche Producte haben müsse. Er fügt hinzu, glaubwürdige Leute hätten ihn versichert, daß einige freye Bürger aus den Molukken jährlich nach Neu Guinea giengen, und für kleine Stücken Eisen Muscatnüsse eintauschten. Die beste Nachricht von Neu Guinea überhaupt war sonst die vom Dampier, der es am Neujahrstag 1700 zwischen den 3 und 4° Südl. Breite, zuerst entdeckte, wo es hohes ebenes Land war, bedeckt mit langen blühenden Bäumen, die sehr grün aussahen, und die angenehmste Aussicht gaben. In den Wäldern fand er verschiedene Arten von Obst, die er vorher nie gesehen hatte; aber er beschreibt keine davon. Einer seiner Leute schoß einen prächtigen Vogel, so groß als der größte Haußhahn; er war himmelblau, und hatte einen weißen Fleck mit roth umgeben in der Mitte jedes Flügels, sein Kopf war mit einem Büschel langer sehr schöner Federn gekrönt; er hatte starke Füsse mit röthlichten Klaven, und der Kropf voll von kleinen Beeren. Sein Nest war in einem Baum, wo man ein Ey, so groß, als ein Hünerey, fand. Die Jolle, die einen andern Weg nach Wasser gesandt ward, und Nachts zurückkam, brachte einen hölzernen Topf, sehr künstlich gemacht, mit: sie hatten ihn neben einem kleinen Rost gefunden, den man zum troknen der Fische gebrauchte. Auch sahen sie da

Stücke

Stücke von einem Canoe; aber niemanden von den Einwohnern.

Ein wenig weiter *N*wärts von diesem Orte fand Dampier einen Fluß mit gutem Wasser, in den ein Boot kommen, und wo ein Schiff nahe am Ufer ankern konnte. Hier landete der Capitain an einer kleinen Bucht, wo er 2 Rostöfen (*barbecues*) fand; dem Anschein nach waren sie nicht über 2 Monate da. Aus den Querstücken, die mit scharfen Instrument behandelt waren, war zu schliessen, daß die Einwohner Eisen hatten.

Schouten, und andere Seefahrer, die verschiedene Theile dieses Landes besucht, haben es als eines der reichsten in der Welt vorgestellt; aber weit hinein zukommen war ihnen nicht möglich; denn es war sehr volkreich, dazu waren die Einwohner beherzt, und meistentheils wohl bewafnet.

So unvollkommen sind die Nachrichten von diesem Lande, obgleich eine Menge Seefahrer von verschiedenen Nationen dahin gekommen sind. (Cook hat Roggewyns Nachrichten bestätigt. Er fand sehr hohe mit Thälern vermischte Berge da, Hayne von Cocosbäumen, Plantanen, Brodpflanzen, und die meisten Bäume und Gesträuche, die man in andern Inseln der Südsee antrift. Die Einwohner, sagt Cook, haben mit den Neu Holländern auf der andern Seite der Strasse sehr viel Aehnlichkeit; sie haben auch ihr Haar kurz abgeschnitten, und gehen ganz nackend. Sie haben nicht bloß Lanzen, sondern auch eine kurze Art Stöcke,

oder

oder vielleicht hohle Röhre, die, wie man sie schwang, seitwärts Feuer und Rauch von sich gaben. Was und warum dieß Feuer war, konnte man nicht ausmachen. Das Schiff Endeavour sahs, und das Schiffsvolk dachte wirklich, daß es Feuergewehre wären; und wären die, welche vom Ufer ins Boot kämen nicht so nah gewesen, daß sie den Knall hätten hören müssen, so würden sie es für Freudenschüsse gehalten haben. Die Wurfspiesse, die sie gegen sie warfen, waren 4 Fuß lang, sehr schlecht von Schilfrohr oder Bambu gemacht; die Spize vorn war von hartem Holz, woran viele Zacken waren: sie warfen sie sehr heftig.) Wir schliessen mit einigen Inseln in dem Stillen Meer, die am besten beschrieben sind.

## Zweyter Abschnitt.

Von den merkwürdigsten Inseln im Stillen Meer, die die Europäer entdeckt haben. Oster-Insel. Nova-Britannia, Gerrat-Dennis und-Anton Cove's-Insel. Moa, Krimoa, die Tausend Inseln. Der Erquickungs- und Baumans-Insel. Die Böse Insel. Die Brüder. Die Schwester. Coco-Hofnungs- und Hoorn-Insel. Bemerkungen über ihre Einwohner.

*Pasch*-Island, oder die Oster-Insel, liegt im 28° 30′ Nördl. Breite, und soll ohngefähr im 102° Westl. Länge von London seyn. (Die neuesten Entdeckungen sagen, daß sie im 28° 30′ Südl. Breite, und ohngefähr im 180° 30′ Westl. Länge von London liege, und 60 Seemeilen

len im Umfang habe. Die Einwohner sollen lang, stark und sehr geschwind auf den Füssen seyn, von angenehmer und bescheidner Mine, braun wie die Spanier, einige aber weit schwärzer, andere schöner. Ihre Ohren hängen bis zu ihren Schultern herab, und weiße Kugeln sind daran festgemacht. Die Männer sind ganz nackend, und ihre Leiber mit verschiedenen Figuren bemalt. Ihre Weiber sind auch sehr schön angemalt, und einige mit weißer, andere mit rother Leinwand ihrer Art bedeckt, die so fein wie Seide anzufühlen ist. Ihre Häuser sind 40 bis 50 Fuß lang, 6 oder 8 breit, aus einer großen Menge von Stangen gemacht, und die Zwischenräume mit leinichter Erde angefüllt. Sie ziehen ihre einzige Nahrung aus der Erde, daher bepflanzen und pflügen sie sie. Das Land hat Zäune, die nach der Linie gehen. Sie sind sehr friedfertig und sollen den Gebrauch der Waffen gar nicht einmal kennen. Sie haben Bilder von Stein in der Gestalt eines Manns mit großen Ohren, dessen Kopf mit einer Art von Krone geziert ist. 20 oder 30 Schritte davon ist ein Krieß von weißen Steinen.) Ihren Namen hat sie vom Commodore Roggewein, der sie am Ostertag 1722 entdeckte. Der Commodore kam mit 3 Schiffen dahin, und schickte das kleinste ab, das Land zu untersuchen. Sie brachten ihm die Nachricht, daß es sehr fruchtbar und gut bevölkert zu seyn schiene. Im folgenden Tag kam ein Indier in seinem Canoe zu ihnen; man gab ihm durch Zeichen zu verstehen aufs

Schiff

Schiff zu kommen; sogleich that ers, und wurde wohl empfangen. Er war nackend, und sie gaben ihm ein Stück Tuch, Corallen, Paternoster, und ander Spielwerk, das er alles um seinen Hals hieng. Sein ganzer Cörper war mit verschiedenen Figuren bemalt, seine natürliche Farbe schien dunkelbraun, seine Ohren waren ausserordentlich lang und breit. Er war lang, stark, und hatte eine anmuthige Mine; war dabey munter, behend und lebhaft. Darauf kleideten sie ihn von Kopf zu Fuß, welches er nicht haben wollte; und er sah wirklich ungeschickt darinn aus. Man sezte ihm Essen vor, aber ein Messer oder Gabel zu gebrauchen, dazu konnte man ihn nicht bringen. Da sie es für unmöglich hielten, diesen Tag irgendwo vor Anker zu kommen; so entschlossen sie sich, ihn ans Ufer zu bringen. Sie ließen ihm alles was er bekommen hatte, um auch andere herbeyzulocken; aber, zum Erstaunen, der arme Mensch wollte gar nicht einmal weg, und sie hatten viel zu thun, ihn in sein Canoe zu bringen.

Den nächsten Morgen bey Tags Anbruch kamen sie in einen Busen, und viele 1000 Einwohner kamen herab, sie zu empfangen, und brachten eine grosse Menge Vögel und Wurzeln mit sich. Viele kamen an Bord damit, die übrigen giengen am Ufer herum. Den Tag darauf bestimmten die Holländer zur Landung; da kam ihr freundlicher Indier, den sie vorher bewirthet hatten, zum zweytenmal, und viele seiner Landsleute mit ihm, und hatten ihre Canoes mit

einer

einer Menge von lebendigen Vögeln und Wurzeln, nach ihrer Art zubereitet, beladen. Unter ihnen war ein völlig weißer Mann; an seinen Ohren hiengen runde weiße Gehänge, so dick als eine Faust. Er sah sehr andächtig aus, und schien einer ihrer Priester zu seyn. Nun landeten 150 Holländer. Das unschuldige gutherzige Volk kam voller Neugier in dicken Haufen um sie her, einige betasteten ihre Waffen; da glaubten die Holländer, sie müßten mit Gewalt sich Platz verschaffen, und waren so barbarisch grausam, auf sie zu feuern. Viele wurden getödet, und unter denen der freundliche Indier, der zweymal auf ihrem Schiff gewesen war. Dieß zerstreute die Indier, und brachte sie vor Schrecken ganz außer sich; doch in wenigen Minuten erholten sie sich von ihrem Erstaunen, und versammelten sich wieder, aber kamen nicht näher, als 10 Schritte. Da glaubten sie wahrscheinlich vor dem Donner und Bliz der Musketen sicher zu seyn; sie heulten uud erhoben ein gräßliches Klaggeschrey. Dabey brachten sie eine große Menge Lebensmittel, und um alles zu versuchen was ihre Angreifer befriedigen konnte, so sollen Männer und Weiber und Kinder ihnen Palmzweige, als Friedenszeichen vorgehalten, und mit den demüthigsten Stellungen gesucht haben, die Fremdlinge zu besänftigen: ja sie stellten ihnen so gar ihre Weiber vor, und gaben zu verstehen, daß sie ihnen überlassen wären. Die Holländer, durch diese Demuth besänftigt, bereuten ihr voreiliges Verfahren, und machten ihnen

nen Geschenke von gefärbtem Tuch 60 Yards lang, von Paternostern, und kleinen Spiegeln, woran sie das größte Vergnügen zeigten. So wie nun die Indier die friedliche Gesinnung der Holländer wahrnahmen, so brachten sie ihnen 500 lebendige Vögel auf einmal, die unserem Hausgeflügel ähnlich waren, nebst einer großen Menge rother und weißer Wurzeln und Erdäpfel die sie statt des Brods gebrauchen. Sie brachten ihnen auch einige 100 Zuckerröhre, und eine Menge Indischer Feigen, deren Fleisch so süß, wie Honig war. Die Holländer sahen in dieser Insel keine anderen Thiere, als Vögel von aller Art; doch hielten sies für wahrscheinlich, daß mitten im Land, Vieh und mancherley Arten von Thieren wären; denn da sie den Indiern auf ihrem Schiff Schweine zeigten, so gaben sie durch Zeichen zu verstehen, daß sie dergleichen Thiere schon vorher gesehen hätten.

Jeder Stamm oder Familie schien vor sich ein besonders Dorf zu haben, das aus Hütten ohngefähr 50 Fuß lang bestand, worinn sehr weniger und schlechter Haußrath war, etwa einige rothe und weiße Decken, die ihnen bey Tag, wenn sie ausgiengen, zu Kleidern, und des Nachts zu Matrazen dienten. Das Zeuch war so sanft zu berühren, als Seide, und wahrscheinlich wars ihre eigene Arbeit. Ihr Fleisch kochen sie in erdenen Töpfen, und rund um ihre Dörfer haben sie kleine umzäunte Gärten, die sehr artig eingetheilt sind.

Neu-Britannien ward vor Zeiten so vorgestellt, als wenns mit Neu-Guinea zusammen hienge; Dampier aber fand, daß es eine Insel ist. Es liegt 40 Meilen noch weiter Ostwärts von der östlichsten Spize von Neu-Guinea. Seine nördlichste Spize liegt im 2° 30′ Nördl. Breite, seine südlichste aber 6° 30′ Südl. Breite, und ist also ohngefähr 5° 16′ lang. Dem Anschein nach ist es meist bergicht mit Thälern untermischt, und hat überall Ueberfluß an grossen und prächtigen Bäumen, überall die schönste Abwechselung von Gehölzen und Weiden, und an den Seiten der Hügel viele grosse Plantagen urbar gemachten Landes. Seine Einwohner sind ein zahlreiches starkes handfestes Volk, von sehr dunkler Farbe.

Rund um Neu-Britannien sind verschiedene kleinere Inseln, wovon einige, besonders auf der *NO* Seite, voll von Cocosnußbäumen sind. Unter diesen ist Gerrat Dennis-Insel von 14 oder 15 Seemeilen im Umkreis, hoch, bergicht, und sehr waldicht: aber die Seiten der Hügel sind dick mit Plantagen besezt, und die Bayen an der See haben eine Menge Cocosbäume, zwischen denen hier und da ein Haus steht. Diese Insel ist sehr volkreich; die Einwohner sind, wie die vorigen schwarz, stark, festgliedricht, mit grossen Köpfen; ihr von der Natur krauses Haar ist in verschiedenen Gestalten geschoren, und bunt gefärbt. Sie verstellen sich ganz durch ihr Anmahlen, und sollen ihr Gesicht auch noch dadurch häßlich machen, daß sie etwas durch die Nase

stecken

stecken, das auf beyden Seiten oben auf der Backe wieder heraus geht. Auch haben sie grosse Löcher in ihren Ohren, die sie aus dem nämlichen seltsamen Grund einer eingebildeten Schönheit aufreissen. Ihre Waffen sind hauptsächlich Spiese, Schwerdter, Schleudern, Bogen und Pfeile. Sie fahren in Proas, die einigermassen denen gleichen, die wir bey der Insel Tinian beschrieben haben; aber die Vorder- und Hintertheile, die man nicht unterscheiden kann, sind in verschiedene Figuren ausgeschnitten, als Vögel, Fische, Menschenköpfe; diese wissen sie mit ihren schönen Rudern (*padd les*) sehr geschickt zu behandeln.

Anton Cove's Insel, wie sie in den Holländischen Schriften heißt, liegt im 3° 25′ Südl. Breite, und ist ein hohes Land, von 4 bis 5 Seemeilen im Umkreis, sehr waldicht, voller Plantagen an den Seiten der Berge, und mit einer Menge Cocosbäume an den Ufern. Südostwärts liegen 3 oder 4 waldichte Inseln, die eine hoch, und andere niedrig und eben, alle mit Cocosbäumen und anderem Holz bedeckt. Diese sind alle wohl bevölkert. Nordwärts ist eine andere Insel, von mittler Höhe, ein wenig grösser, als jene. Einige Canoes kamen von dieser Insel an Bord zu Capitain Dampier; sie hatten Fahrzeuge (Proas) aus einem Baum gemacht, der hohle Theil war mit Figuren ausgeschnitten, und an beyden Seiten waren Ruder. Das Ufer war mit Menschen bedeckt, die immer, so wie er am Ufer hinsteuerte, mitgiengen. Jedem von den

drey

drey Einwohnern, die an Bord kamen, gab er ein Messer, einen kleinen Spiegel, und eine Reihe Paternoster. Er zeigte ihnen grosse Kürbisse und Cocosnußschaalen, und gab zu verstehen, sie möchten ihm dergleichen bringen; und sie gaben ihm 3 Cocosnüsse aus einem Canoe. Er zeigte ihnen Muscatnüsse; und an ihren Bewegungen merkte er, daß sie auf ihrer Insel sie auch haben. Auch Goldstaub wieß er ihnen, und sie schienen damit bekannt zu seyn, indem sie ausschrien: menihl, menihl, und auf das Land hin deuteten.

Die Insel Moa und Arimoa liegt im 3° der Breite. Die leztere ist die größte, beyde aber sind sehr wohl bevölkert, voll Cocosnüsse, Indischen Feigen, und verschiedenen Arten Wurzeln. Die Einwohner haben eine sehr große Anzahl Canoes, und gehen wohl bewaffnet mit Bogen und Pfeilen einher; so gar auch die Kinder und Weiber sollen das nämliche thun. Moa ist nicht so volkreich als Arimoa; beyde Inseln, eine wie die andere, sind angenehm und fruchtbar.

Westwärts von diesen Eyländern ist das Meer so voll von Inseln, daß der Commodore Roggewein und seine Leute es für schwer oder gar unmöglich hielten, sie zu zählen, und ihnen den Namen Tausend-Inseln gaben. Die Einwohner sind Negern, kurz und untersezt; ihre Köpfe sind mit dicken krausem Haar bedeckt; sie gehen alle nackend, nur haben sie ein Gehänke um ihren Leib herum befestiget, das nach ihrer Art mit Zierrathen versehen ist; Nur einige von ihnen

haben

haben Armgehänge, und andere haben eine Art leichter Strohhüte auf, die mit Federn von Paradiesvögeln geziert sind. Roggewein schildert sie als verwegene, boshafte Leute, mit denen man nicht umgehen konnte. Sie sollen ein Stück Holz haben, wie eine Tabacksröhre, einen Finger lang, das stechen sie durch die Nasenknorpel, um sich hiermit ein muthiges und schreckliches Ansehen gegen ihre Feinde zu geben.

Die Insel Recreation liegt im 16° Südl. Breite, und ohngefähr 140° Westl. Länge, hat 12 Seemeilen im Umfang, ist ausserordentlich fruchtbar, besonders an Bäumen, meistens Palmen, Cocos, und dem, wegen seiner Schwere, so genannten Eisenholz. Die Holländer dachten mit Recht glauben zu können, daß es im Herzen des Landes reiche Bergwerke giebt. Die Einwohner sind mittler Gestalt, stark und behend, tapfer und sehr verrätherisch, besonders die Weibspersonen; denn einst bey einer guten Gelegenheit schlugen sie einige Holländer todt. Ihr Haar ist schwarz, lang und glänzend; sie bestreichen es mit Cocosnußöl. Sie mahlen ihre Leiber, wie die auf der Oster-Insel; und die Männer befestigen um ihren Bauch eine Art Nez, das sie zwischen ihren Füssen durchziehen, und hinten schürzen. Aber die Weiber sind mit einer Art Mantel bedeckt, dessen Stoff sie selbst bearbeiten; und der wie Seide aussieht. An dem Hals und Handgelenken tragen sie Perlenreihen.

Die Baumanns-Inseln liegen im 12° Südl. Breite, und 152° Westl. Länge von London.

In einer Entfernung sehen sie sehr schön aus, haben fruchtbare Bäume genug von allen Arten, und bringen Kräuter, Korn und Wurzeln in grosser Menge hervor; das Land gegen die Küsten hat auch sehr grosse und regulaire Plantagen. Als Roggewein hieher kam; kamen die Indier, so bald sie die Schiffe sahen, in ihren Booten, brachten ihnen Fische, Cocosnüsse, Indische Feigen und andere Erfrischungen; die Holländer gaben ihnen, wie gewöhnlich, ihr Spielwerk dafür. Sie fanden bald, daß diese Inseln sehr volkreich sind; denn viele tausend Männer und Weiber, jene mit Bogen und Pfeilen, kamen ans Ufer herab, um sie zu besehen. Unter den übrigen sahen sie eine majestätische Person, deren Kleidung und die Ehrerbietung, die ihr die andern erzeigten, bald zu erkennen gaben, daß es der Herr der Insel war. Er stieg in ein Canoe, von einer jungen Frauensperson begleitet, die dicht an seiner Seite saß. Sein Canoe wurde sogleich mit einer grossen Anzahl anderer Schiffe umgeben, die zur Bedeckung dienen sollten. Alle Einwohner hier sind weiß, und haben die Europäische Farbe, nur daß sie von der Sonne gebrannt aussehen. Sie scheinen ein sehr unschuldiges und gutes Volk zu seyn, munter und lebhaft, sie behandelten jeden Fremden mit grosser Höflichkeit, und zeigten nichts wildes und ungesittetes in ihrem Betragen. Statt bey der Ankunft der Holländer Zeichen von Schrecken von sich zu geben, waren sie höchst vergnügt, und behandelten sie mit einer Gütigkeit und Hochachtung,

tung, die nicht zu beschreiben ist; ja da erst gaben sie ihre Liebe durch ihr innerliches Leid zu erkennen, da, bey aller ihrer Sorgfalt, diesen Fremden zu dienen, sie sie doch nicht hatten überreden können, bey ihnen zu bleiben. Ihre Körper waren nicht gemahlt, wie die vorigen: sondern schön von dem Gürtel herabwärts gekleidet, mit einer Art seidener Franzen daran, die artig gefaltet waren. Hüte trugen sie von einem sehr hübschen Zeuge, die sehr breit waren, um die Sonnenhize abzuhalten: und um ihren Hals hatten sie schöne wohlriechende Blumenreihen. Das Land sah ganz ausserordentlich schön aus; in jeder Insel herrschte eine reizende Abwechslung von Thälern und Hügeln; jede schien so schön, als nur die Einbildungskraft sichs mahlen kann. Einige davon hatten 10, andre 15 bis 20 Meilen im Umkreis. Jede Familie oder jeder Stamm schien sein eignes Land und eine besondere Regierung zu haben. In jeder waren die schönsten und regulärsten Plantagen angelegt.

Zwischen dem 15° und 16° Südl. Breite sind 4 Inseln, jede von 4 bis 5 Seemeilen im Umkreis, mit einer fortgehenden Kette steiler Felsen zwischen ihnen. Diese Inseln sind so dicht beysammen, daß ein Schiff kaum Plaz hat durchzukommen, und in einer von diesen Strassen gieng Commodor Roggeweins Schiff zu Grund; daher heißt die dabey liegende Insel die Unglückliche; die zwey zunächst dabey heissen die Brüder, die 4te die Schwester. Alle 4 sind mit unaussprechlich reizendem Grün bedeckt, und haben

ben überall hohe schöne Bäume, meist Cocos-Bäume. Die Kräuter hier waren so erquickend und gesund; daß das Schiffsvolk, wovon viele den Scorbut hatten, ganz ausserordentlich sich dadurch wieder hergestellt fanden. Auch sahen sie eine ungeheure Anzahl Seeschnecken, Mießmuscheln, Perlenmutter und Perlenaustern. Diese Inseln liegen sehr niedrig, und müssen daher öfters überschwemmt werden; aber die Einwohner haben Mittel genug dagegen, nicht blos gute Canoes, sondern auch starke Barken mit Seegeln und Tauen. Die Einwohner sollen von ganz ausserordentlicher Statur seyn, bemahlt mit verschiedenen Farben, und mit langen Piken oder Lanzen bewaffnet.

Die Cocos-Insel, im 16° 10′ Südl. Breite, hat ihren Namen von ihrem ausserordentlichen Ueberflusse an Cocosbäumen. Eigentlich ist sie ein hoher Berg. Zwey Seemeilen Südwärts ist eine andere lange aber niedrige Insel, der Schouten, wegen der Verrätherey der Einwohner, den Namen der Verräthers-Insel gab. Jede scheint unter der Herrschaft eines besondern Hauptes oder Königs zu stehen.

50 Seemeilen gegen Westen liegt die Insel der Hoffnung: die Holländer hiessen sie so, weil sie hier frisch Wasser anzutreffen hofften; aber weil sie mit Felsen umgeben war, gegen die die See mit grosser Wuth schlug, so konnten sie hier nicht landen. Sie bringt Cocos- und andere Bäume hervor. Die Insel ist mit Bergen bedeckt,

deckt, und man sah ein grosses Dorf mit verschiedenen Häusern an der Küste.

Das Eyland Hoorn liegt nach *NW.*, ohngefähr im 14° S. Breite. Die Einwohner haben eine gelbbraune Farbe, sind lang, frisch, munter, stark, wohl proportionirt, schnell auf den Füssen, sehr erfahren im Schwimmen und Tauchen. Sie sind sehr geschickt, und suchen im Puz ihrer Haare ihre Ehre. Die Weiber hingegen sind sehr häßlich, übelgestaltet, und ganz kurz. Ihre höchst ekelhafte Brüste hängen ihnen wie lederne Beutel, bis auf den Leib herab; dabey sind sie doch sehr geil. Das Volk hat einen König oder ein Haupt über sich, dem sie mit sehr grosser Ehrerbietung zu begegnen scheinen. Sie haben keinen Begriff von Handlung; sie gaben zwar den Holländern viele Schweine und andere Lebensmittel, aber blos aus angebohrner Gütigkeit und Menschenliebe; indessen machten ihnen doch die Holländer eben so grosse Geschenke dagegen. Diese Leute sollen bis auf den heutigen Tag weder säen noch irgend eine andere Arbeit verrichten; sie sammlen nur ein, was die Erde von selbst hervorbringt, Cocosnüsse und andere Früchte.

Ausser den erwähnten Eyländern, sind noch viele andere entdeckt worden, und es liegt eine grosse Menge auf dem Stillen Meere ausgestreut.

Vielleicht wird dieses grosse feste Land, das wir so unvollkommen kennen, nebst den unzähligen Inseln, in diesem entfernten Theil der Erde, künftig der Wohnsiz einer Europäischen oder Amerika-

rikanischen Macht. Es kann etwa dem Spanischen Amerika, wenn es sein Joch einmal abschüttelt, unterwürfig werden. Geschieht dieß oder dergleichen jemals; so möge doch das Leben, die Freyheit, das Eigenthum, und das Glück der armen Einwohner nicht angetastet werden! Möchte dieser nun fast unbekannte Theil der Erde die Räubereyen, die Verwüstungen und Mordthaten nicht kennen lernen, die ein grosser Theil Amerika's hat ausstehen müssen! Unterdessen bleibt dieß Land mit seinen Inseln ein Schaz der geographischen Wissenschaften und der Naturhistorie, der vor den Augen Europens verborgen ist. Neuere und bessere Entdeckungen müssen ihn erst ans Licht bringen.

## Capitel 2.

### Neuste Entdeckungen von Süd-Indien. Zuerst von Otaheiti, oder König Georgs-Insel.

### Erster Abschnitt.

#### Seine Gestalt, Aussicht, Umfang, Vegetabilien, und Thiere.

Diese Insel liegt zwischem 7° 28′, und dem 17° 53′ Südl. Breite, und zwischen dem 149° 11′ und 149° 39′ Westl. Länge. Sie besteht aus zwey Halbinseln, die etwas zirkelförmig sind, und durch eine Landenge zusammenhängen. Sie ist mit Corallenen Klippen im Meer, die einige treffliche Buchten und Häfen bilden, umringt,

wo

wo Raum und Wasser genug ist, die gröste Anzahl von noch so grossen Schiffen zu sichern.

Ihre Aussicht ist ganz sonderbar; denn ein Rand ebenen Landes geht um jede Halbinsel fast ganz herum; darhinter erhebt sich das Land in Reihen von Bergen, die bis in die Mitte der Halbinsel auf beyden Seiten steigen, und so Berge bilden, die 60 Seemeilen weit gesehen werden können. Der Boden ist überall, ausser ganz oben an den Gipfeln der Berge, sehr reich und fruchtbar, mit einer Menge von Bächen bewässert, und mit Obstbäumen verschiedener Art, die die angenehmsten Hayne bilden, bedeckt. Der Rand von den Gebirgen bis an die See, ist selten breiter als $\frac{1}{2}$ Englische Meile; hier nur und in einigen Thälern wohnen die Leute.

Hier giebt es Cocosnüsse, Brodfrucht, Zuckerrohr, Plantanen, eine köstliche Frucht, die man hier *jambu* nennt, 13 Sorten bananas, Aepfel, süsse Erdäpfel (potatoes), yams, und viele andere, wovon hier die Einwohner sich nähren. Aber Europäisch Obst haben sie nicht, nicht Garten- oder Hülsenfrüchte, noch Korn von irgend einer Art.

Zahme Thiere giebt es keine, ausser Schweine, Hunde und Federvieh; und die einzigen wilden Thiere sind, Tropikvögel, Papegeyen, wilde Tauben und Enten, einige wenige andere Vögel, Razen, sehr wenige Schlangen. Die See aber giebt den Einwohnern sehr viele Arten der trefflichsten Fische.

## Zweyter Abschnitt.

Beschreibung der Einwohner, ihre Kleider, Häuser, Nahrung, Vergnügungen, Künste und Manufacturen, Sitten, Gewohnheiten und Regierung.

Die Männer sind lang und stark, haben grosse starke Gliedmaßen, und eine schöne Gestalt; die Frauenzimmer sind nicht so groß. Sie haben eine helle Olivenfarbe, eine sanfte und glatte Haut, überhaupt ein schönes Antliz, obgleich die Nase etwas platt ist. Die Augen, besonders der Weiber, sind voll Ausdruck; ihre Zähne weiß und glatt, der Athem nicht garstig. Ihr Haar ist rauh, und fast ganz schwarz. Die Männer haben Bärte, die sie in verschiedenen Gestalten tragen; immerfort raufen sie viele Haare davon heraus, das übrige halten sie vollkommen rein und nett. Beyde Geschlechter reissen auch jedes Haar unter den Armen heraus. Aus ihren Bewegungen blickt Munterkeit und Behendigkeit heraus; ihr Gang ist anständig, ihre Art zu betragen frey, ihr Umgang mit Fremden und Jedermann höflich und gesprächig. Auch scheinen sie tapfer zu seyn, offenherzig, aufrichtig, weder mißtrauisch noch verrätherisch, weder grausam noch rachgierig. Ihre einzigen Fehler sind, ein Hang zum Stehlen und zur Unzucht.

Noch eines: sowohl Männer als Weiber sind wegen ihrer Reinlichkeit merkwürdig; beständig baden sie sich in fliessendem Wasser dreymal des Tags, einmal des Morgens, so bald sie aufstehen, dann Mittags, und noch ehe sie Nachts schlafen,

schlafen gehen, es mag nun der See oder der Fluß nahe seyn oder nicht. So oft sie essen, waschen sie die Hände und den Mund; ihre Kleider und Personen haben daher keinen Flecken, oder etwas unreines an sich.

In einigen Gegenden schneiden die Männer ihr Haar kurz ab, die Weiber aber sind auf seine Länge stolz: in andern schneiden die Frauenzimmer rund um die Ohren es ab, und die Männer, ausgenommen die Fischer, die den ganzen Tag im Wasser sind, lassens über ihre Schultern herabhängen, oder knüpfens in einen Bund oben am Wirbel zusammen. Auch hier herrscht die Gewohnheit, die Haut sich zu entstellen: man zeichnet sie mit einem kleinen Instrument, dessen Zähne in eine Mischung einer Art von Lampenschwarz getunkt worden sind; und dieß heißt hier tättowen. Es geschieht an jungen Personen beyderley Geschlechts, so bald sie 12 oder 14 Jahr alt sind, an verschiedenen Theilen des Leibes und in verschiedenen Gestalten. Die Weiber haben gemeiniglich auf jedem Gelenke ihrer Finger oder Fußzehen das Zeichen eines Z, das auch aussen um ihre Füsse herum hineingemacht ist. Auch die Männer haben diese Figur, beyde Geschlechter noch ausserdem Vierecke, Zirkel, halbe Monde, schlechte Vorstellungen von Menschen, Vögeln, Hunden, und viele andere Sinnbilder in ihren Füssen oder Armen. Der Theil, an dem diese Zierrathen am meisten verschwendet werden, ist der Hindere, der bey beyden Geschlechtern ganz dunkelschwarz ist, mit Bogen darauf, einen über

den

den andern, gezogen, die bis an die kleinen Ribben gehen. Oft sind sie $\frac{1}{4}$ Zoll breit, nicht gleich, sondern am Rand gerauft. Das Gesicht ist meistens natürlich gelassen.

Ueber die Beine und Füsse tragen sie keine Bedeckung; sie beschatten ber ihre Gesichter gegen die Sonne mit kleinen Müzen, entweder von Binzen (matting), oder Cocosnußblättern. Aber dieß ist nicht ihr ganzer Kopfpuz: die Frauenzimmer tragen bisweilen kleine Tulbande, und manchmal einen Schmuck, der Tomou heißt, den sie weit höher schäzen. Er ist von Menschen-Haaren, in Faden gewunden, gemacht; diese wissen sie so geschickt um den Kopf herum zu schlingen, daß es recht artig aussieht; Blumen verschiedener Art werden dazwischen gesteckt. Oft bringen die Männer die Schwanzfedern des Tropikvogels an dem Haarbüschel an, der oben auf dem Kopf bey manchen zusammen gebunden ist; zuweilen tragen sie eine ganz seltsame Art Kränze von Blumen. Beyde Geschlechter tragen Ohrringe.

Ihre Kleider bestehen aus Leinwand oder Binzen verschiedener Art. Das Linnen, das die Nässe nicht aushält, ziehen sie bey trocknem Wetter an, die andern, wenns regnet. Die Kleidung der Frauenzimmer von Stande besteht aus mehreren Stücken, ein Stück 2 Yards breit und 11 lang, wickeln sie verschiedene male um ihren Leib, daß es wie ein Unterrock bis an die Mitte des Fusses herabhängt; dann haben sie 2 oder 3 andere Stücken $2\frac{1}{2}$ Yards lang, 1 breit, eine

Oeff-

Oeffnung in der Mitte, eins über das andere gelegt, und so stecken sie den Kopf durch die Oeffnungen, die langen Enden vorn und hinten abwärts, so daß es an den Seiten offen bleibt und die Arme Freyheit haben; um ihren Leib ist ein Gürtel von dünnerem Zeug gebunden. Die Mannskleidung ist eben so: nur daß sie das Stück, das um ihre Hüften gewunden ist, nicht wie einen Rock herab hängen lassen, sondern es zwischen ihre Beine umschürzen, daß es eine Aehnlichkeit mit einem Paar Hosen hat. Dieß ist die Kleidung aller Leute von jedem Rang; nur die Niedrigen dürfens nicht so weit tragen. In der Hize des Tages erscheinen sie fast ganz nackend; die Frauenzimmer haben nur einen sehr kleinen Rock an, und die Männer nichts, als den Gürtel zwischen ihren Beinen herum um den Unterleib gebunden. Da der Puz in heissen Climaten immer beschwerlich ist, so legen die Frauenzimmer Abends alles, was sie an dem obern Theil ihres Leibes tragen bis auf den Rock, mit eben der Nachlässigkeit und Leichtigkeit ab, als unsere Damen ihre Salope weglegen. Die Kinder gehen ganz nackend: die Mädgen, bis sie 3 oder 4 Jahr alt sind, und die Jungen bis ins 6te oder 7te.

Ihre Wohnungen sind alle zwischen der See und den Bergen in den Gehölzen; und um jedes Haus ist nur so viel freyer Plaz, daß der Regen von den Bäumen nicht darauf tropfen kann. So gelangen sie unmittelbar von dem Haus in das Grün, das ausnehmend schön ist.

Es

Es besteht aus dem bread-fruit oder Cocosnußbäumen, und ist mit Fußpfaden, die von einem Haus zum andern, in alle Gegenden hinführen, durchschnitten. Nichts kann in einem so warmen Land angenehmer und schöner seyn, als diese Spaziergänge. Da kein Buschwerk unter den Bäumen sizt, so kühlet der Schatten, ohne die Luft zu hindern; und weil die Häuser keine Mauren haben, so bekommen sie den Wind, wo er auch nur herbläst. Die Häuser mittler Größe, sind ein länglicht Viereck, 24 Fuß lang, 11 breit, mit abhängigem Dach, das auf 3 Reihen Pfosten, parallel gesezt, stehet, eine Reihe an jeder Seite, und eine in der Mitte. Die größte Höhe in der Mitte ist ohngefähr 9 Fuß, und das Dach unten an jeder Seite ohngefähr $3\frac{1}{2}$ Fuß vom Boden. Alles übrige ist offen, kein Theil mit einer Mauer umgeben. Das Dach ist mit Palmblättern bedeckt, und der Boden einige Zoll tief mit weichem Heu, worauf sie ihr Binzwerk (*matting*) legen; und so ist das Ganze ein Küssen, worauf sie des Tags sizen und des Nachts schlafen. Doch in einigen Häusern ist ein Stuhl für den Hausvater. Ueberdem haben sie Holzblöcke, deren obere Seite gehöhlt ist; dieß sind ihre Polster. Das Haus brauchen sie meist nur zum Schlafen; bey schönem Wetter essen sie unter den Schatten des nächsten Baums. Die Kleider, die sie bey Tag tragen, sind ihre Decke bey Nacht; und der Boden, der das gemeinschaftliche Bett der ganzen Familie ist, ist nicht abgetheilt.

Nur

Nur die Chefs haben Häuser von anderer Art, wo eine Art von Closet angebracht ist. Sie sind so klein, daß sie in ihre Canoe gebracht und gelegenheitlich aufgestellt werden können; an der Seite sind sie mit Cocosblättern eingeschlossen, doch nicht so fest, daß keine Luft durchdränge; hier schläft der König mit seinem Weib allein.

Noch giebt es andere weit grössere Häuser, wo sich alle Leute eines gewissen Districts aufhalten können. Einige 200 Fuß lang, 30 breit, und unter der Spize 20 Fuß hoch. Sie werden auf gemeine Kosten der ganzen Gegend gebaut, und haben an jeder Seite einen grossen Vorhof, der mit langen Pallisaden eingeschlossen ist; auch hier sind, wie in den Privathäusern, keine Mauren. Die Leute brauchen auch wirklich keine abgesonderten Stuben, die nicht einmal den Begriff des Unanständigen haben, die eben so wenig, als wir, wenn wir in Gesellschaft unserer Freunde oder Familie unsern Hunger stillen, mit einem Gedanken von Unschicklichkeit oder Schamhaftigkeit, jede Begierde oder Leidenschaft vor Zeugen befriedigen.

Der größte Theil der Nahrung, die man hier genießt, ist aus dem Pflanzenreich, Cocosnüsse, Bananas, Brodfrucht, Plantanen, und viele andere Arten von Früchten. Schweine, Hunde und Federvieh ist seltener; aber eine grosse Menge Fische. Nur 2 Arten haben sie, ihre Speisen zuzurichten, Braten und Backen. Feuer machen sie sich, indem sie ein Stück trockenen Holzes an ein anderes reiben, eben so wie unsere

Zim-

Zimmerleute einen Meisel wezen. Dann graben sie ein Loch in die Erde, decken den Boden mit grossen Kieseln, und machen darinn ein Feuer an. Wenn dieser Ofen heiß genug ist, so thun sie die heiße Asche heraus, bedecken die Steine mit grünen Cocosblättern, und wickeln das Thier, das gekocht werden soll, in Plantanen-Blätter. So bald es in der Höhle ist, so werden andere Blätter darum gelegt, und heisse Asche ringsherum bis hinauf; dann ihre Brodfrucht und Yams darüber; ganz oben darauf das übrige der Asche mit heissen Steinen vermischt, und alles mit Erde fest zugedeckt, um die Hize beysammen zu behalten. Schweinefleisch und Fische werden auf diese Weise trefflich gekocht, und die Englischen Herrn, die da waren, hielten's für saftiger und gleicher ausgekocht, als in irgend einer Europäischen Küche; und ein Südseeländischer Hund, der hier ganz von Pflanzen lebt, wurde beynahe für eben so gut gehalten, als ein Englisches Lamm. Dies ist ihre Nahrung, und Salzwasser ist die gewöhnliche Brühe daran. Zum Getränke haben sie alle sonst nichts als Wasser, und den Saft der Cocosnüsse. Bemerkungswürdig ist, daß Männer und Frauen niemals beysammen essen.

Ihre Vergnügungen sind Musik, Tanzen, Ringen, die Lanze auf ein Ziel werfen, und wer am weitesten mit dem Bogen schiessen kann. Ihre musikalischen Instrumente sind nichts als Flöten und Trommeln; die Flöten sind von Bambu gemacht, 1 Fuß lang und haben nur 2 Löcher

zu fingern, können also nur 4 Noten blasen, und sie bliesen seither nur nach einem Ton. Zu diesen Löchern nehmen sie den Zeigefinger der linken Hand, und den mittlern der Rechten. Statt die Flöte an den Mund zu thun, blasen sie mit einem Nasloch hinein, das andere halten sie mit dem Daumen zu. Die Trommel ist von einem hohlen Stück Holz, cylindrisch gemacht, unten nichts als Holz, oben mit einem Hayenfell bebedeckt. Auf beyde Enden schlagen sie mit ihren Fingern, und wissen 2 Trommeln von verschiedenen Tönen harmonisch zu schlagen. Zu diesen Instrumenten singen sie Gesänge aus dem Stegreif; meistens, doch nicht stets, in Reimen.

Sie haben Kerzen von einer Art ölichter Nüsse, eine über die andere, vermittelst eines hölzernen Dachts, der durch ihre Mitte durchgestochen wird, gesteckt. Ist die oberste angezündet, so brennt sie bis zu der zweyten und verzehrt zugleich den Theil des Holzes, der durch dieselbige geht; die zweyte faßt dann Feuer, und brennt auf die nämliche Weise bis zu der dritten, und so fort. Diese Kerzen brennen erträglich hell, und manche recht lang.

Ihre vornehmste Manufactur ist ihr Zeug, wovon es 3 Arten giebt, aus der Rinde dreyer verschiedener Bäume gemacht. Der feinste und weisseste wird von dem Sinesischen Papiermaulbeerbaum gemacht: diese tragen die Vornehmern, und wenns roth gefärbt ist, so sieht es schöner aus. Eine zweyte Art ist vom

Baum

Baum der Brodfrucht, meistens von Geringern getragen, ist nicht so weiß und sanft; eine dritte von einem Baum, der unsern Feigen gleicht, rauh und hart, braun wie das dunkelbraunste Packpapier; dieß sieht zwar nicht so schön aus, und ist nicht so fein, aber das kostbarste; denn es widersteht dem Wetter, die andern nicht. Von diesem, das sehr selten und sehr nuzbar ist, tragen die Chefs ihre Morgenkleider, meistens parfümirt. Das Leinwand von diesen drey Bäumen wird alles auf die nämliche Weise gemacht. Ist die Rinde abgelößt, so wird sie in fließend Wasser eingeweicht; ist es weich genug, dann wird das innere Fleisch der Rinde von der grünen Aussenseite abgesondert; und nichts bleibt, als die sanften Fasern der Innern. Diese werden auf Plantanenblätter ausgebreitet, und der Länge nach eins neben dem andern, zu 1 Fuß breit, in einer Länge von 11 oder 12 Yards neben einander gelegt; wenn so 2 oder 3 Reihen übereinander sind; so sorgt man dafür, daß sie überall gleich dicke sind. Ist es so getrocknet, daß die Fasern an einander kleben, so wirds in 1 Stück von dem Boden aufgehoben, auf die ebene Seite eines langen Stücks Holz gelegt, und mit einem hölzernen Instrument geschlagen, das einem viereckten Barbierriemen gleicht, wo auf jeder Seite kleine Streifen, die einige dünnere und dickere Kerben haben, hineingekerbt sind. Zuerst schlagen sie es mit der rauhesten Seite, und so fort, zulezt mit der feinsten. So wie mans schlägt, wirds sehr schnell ausgedehnt; die Streifen geben

ihm

ihm den Schein von Fäden: wenn man es in der Luft bleicht, so wird es sehr weiß Die Fürtrefflichkeit dieses Zeugs besteht in seiner Kühle und Sanftheit. Die Farben, womit sies färben, sind meistens roth und gelb. Das rothe ist ausserordentlich schön, und man behauptet, daß es heller und feiner ist, als irgend eine Europäische Farbe; und doch wirds aus dem Saft zweyer Pflanzen gemacht, die an und für sich nicht die geringste Merkmale von dieser Farbe haben.

Eine andere beträchtliche Manufactur ist das Binzentuch (*matting*); einiges ist feiner, und in aller Rücksicht besser, als man in Europa hat. Das rauhe dient zu ihren Schlafküssen, das feinere tragen sie bey nassem Wetter.

Auch sind sie sehr geschickt, Weidenarbeit zu machen: tausend verschiedene Muster von Körben machen sie, viele überaus nett.

Seile und Schnüre verfertigen sie von der Rinde des Poerou von 1 Zoll dick bis zu der Dicke eines dünnen Packfaden; daraus machen sie Fischerneze. Aus den Fasern der Cocosnüsse machen sie Fäden, um die verschiedenen Theile ihrer Canoes zusammen zu binden; und von der Haut einer Art Nesseln (*nettle*), die auf den Bergen wachsen machen sie die besten Angellinien in der Welt; mit diesen halten sie den stärksten und schnellsten Fisch, als Boniten und Albekoren, die in einer Minute unsere stärksten seidenen Angeln, wenn sie auch zweymal so dick wären, abreissen würden. Sie machen auch eine Art Neze, von rauhem Gras,

dessen Blätter Flaggenförmig sind; diese knüpfen und winden sie blos zusammen, bis das Nez, das ohngefähr so weit, als ein breiter Sack ist, 60 bis 80 Klafter lang ist; sie werfen es mit aller Macht in seichtes sanftfließend Wasser; und sein eigen Gewicht hält es so dicht am Gruud, daß selten ein Fisch entwischen kann. Sie sind sehr erfindrisch in jeder Art Fische zu fangen. Sie machen Harpunen von Rohr, vorn mit hartem Holz zugespizt, die in ihrer Hand die Fische heftiger treffen, als eiserne Spizen in den unsrigen es könnten. Noch haben sie 2 Arten von geschickt mit Perlemutter eingelegten Angeln.

Boote haben sie von verschiedener Art, von 72 Fuß lang bis 5, allemal aber sehr eng; daher, so oft sie schiffen, befestigen sie ein Stück Holz an das Ende zweyer Stangen, die kreuzweis im Fahrzeug liegen, und lassen noch 6 bis 10 Fuß über seine Seite etwas hinausgehen, fast eben so, als wie an der fliegenden proa der Ladronen-Inseln, dies heißt outrigger; daran werden die Taue fest gemacht, das Schiff aufrecht zu halten, und seinen Umsturz, wenn der Wind scharf bläst, zu verwehren. In vielen Schiffen ist das Vorder- und Hintertheil weit höher als die Mitte, der Gestalt nach ein halber Zirkel, so daß besonders das Hintertheil der größten Boote bisweilen 17 oder 18 Fuß hoch ist, wenn das Boot selbst kaum 3 Fuß hat. Ihre Kriegsboote gehen niemals allein aus, sondern je zwey und zwey, Seite bey Seite, ohngefähr 3 Fuß weit von einander, durch starke Pfäle aber, die herüber

liegen,

liegen, zusammen vereint. Auf dem vordern Theil darauf ist ein eben Dach aufgerichtet, ohngefähr 10 oder 12 Fuß lang und etwas breiter als die Boote. Es ruht auf Pfeilern, die 6 Fuß hoch sind. Auf dieser Bühne stehen die Fechtenden mit Schleudern und Speeren, Waffen, die sie zum werfen brauchen. Denn unter die andern Besondernheiten dieses Volks gehört auch noch diese Sitte, daß sie ihre Bogen und Pfeile blos zu ihren Spielen brauchen. Unter diesen Bühnen sizen die Ruderer, die die Verwundeten von oben zu sich nehmen, und Leute an ihre Stelle hinauf hergeben. Einige Böte haben 1 Mast, und andere 2, mit Federn an der Spize. Die Seegel sind alle von Binzen; ihre Ruder (*ours* or *paddles*) haben eine lange Stange und ein flaches Blatt, wie eine Backofenschaufel.

Das sonderbarste ist, sie haben keine andere Werkzeuge, Bäume zu fallen, Boote zu machen, Steine zu hauen, aus Holz Formen zu bilden, und sie zu poliren, als einen Hobel von Stein, einen Meisel oder Bohrer von Bein, eine Raspel von Corallen, und die Haut eines Fischs, der Stachelroche, (*sting-ray*) heißt, mit Corallensand, zum feilen oder glätten.

Ihre Sprache ist sanft und melodisch, sehr viele Selbstlauter, und leicht auszusprechen. Das Jahr theilen sie in 13 Monate, und den Tag in 12 Theile, jeden von 2 Stunden, 6 für die Nacht, 6 für den Tag, und können jede Zeit des Tages nach der Höhe der Sonnen, wie sie am Horizont steht, wohl errathen.

Das

Das Volk glaubt an eine oberste Gottheit, dabey aber nehmen sie noch eine Menge Unter-Gottheiten an; sie beten, aber Bilder haben sie nicht, und glauben das Daseyn der Seele in einem abgesonderten Zustand, wo es zwey verschiedene Stufen von Glückseligkeit gebe.

Heyrathen scheint hier nichts anders zu seyn, als eine Uebereinkunft zwischen Mann und Frau, wobey der Priester nichts zu thun hat.

So bald man weiß, daß einer hier gestorben ist, so ist das Haus sogleich mit Verwandten angefüllt: einige beweinen ihren Verlust mit lauten Klagen; aber die nächsten Blutsfreunde zeigen ihren Schmerz durch stilles Leid. So währt es fort, bis an den nächsten Morgen, wo der Leichnam, in ihr Tuch eingewickelt, vom Priester, der erst über den Leichnam sein Gebet hersagt, dann auch während der Procession immer wiederholt, begleitet, auf einen Sarg an die Seeseite gebracht, und ganz nah ans Gestade hingesezt wird; der Priester betet noch einmal, nimmt Wasser in die Hand, und wirfts gegen den Leichnam, aber nicht darauf. Dann wird er 40 oder 50 Yards zurückgetragen, und bald darauf abermal ans Ufer gebracht, wo die Gebete und das Besprüzen von neuem anfangen. So geschieht es etlichemal. Unterdessen wird ein klein Haus gebaut, das heißt, etwas Land wird mit Pfählen umgeben. Mitten in diesem Haus werden Pfosten geschlagen, die den Sarg halten können, der endlich dahin getragen und darauf gesezt wird; hier bleibt der Leichnam; und das Trauren fängt von neuem

neuem an. Die Frauen versammlen sich, und werden von der nächsten Verwandten, die mit dem Zahn einer Haye sich öfters oben in den Scheitel sticht, an die Thüre geführt: Blut folgt in grosser Menge, und wird in Leinwandsstücken, die unter den Sarg geworfen werden, aufgefaßt. Die übrigen Weiber folgen ihrem Beyspiel, und die Ceremonie wird nach 2 oder 3 Tagen, so lang ihre Betrübniß dauert, wiederholt. Auch die Thränen, die man bey dieser Gelegenheit vergießt, werden in ihre Leinewand aufgenommen; einige junge Leute schneiden auch ihr Haar ab, und alles wird unter den Sarg geworfen; denn sie denken, daß des Verstorbenen Seele um den Plaz, wo der Körper beygesezt ist, herumschwebe, und diese Zeichen ihrer Liebe und Neigung sich wünsche. Dann fangen die Männer an, ihre Rolle zu spielen, indem sie mit einigen andern Ceremonien, das nämliche thun, was die Weiber gethan hatten; und so fahren sie nach gewissen Zwischenräumen bey 5 Monate fort zu handeln. Was da noch von dem Körper übrig ist, wird aus der Bahre genommen, die Beine werden geschabt, sehr rein gewaschen und begraben.

Unter diesem Volk herrscht eine Subordination, die dem frühen Zustand jeder Nation in Europa unter dem Feudalsystem gleichkommt. Ihre Stände sind, *caree rahie*, was bey uns König ist; *caree* ist Lord, *manahouni* Vasall, und *toutou* Leibeigener. Der Earee rahie, oder König jeder Halbinsel wird von allen Ständen sehr

geehrt,

geehrt, aber scheint nicht so viele Macht zu haben, als jeder earee in seinem eigenen Distrikte ausübt. Diese lezten sind Herrn von einer oder mehreren Distrikten, in die jede Halbinsel getheilt ist, in allem ohngefähr 100 in der ganzen Insel; sie vertheilen ihr Land unter die Manahonies an jeden etwas gewisses. Die toutous, die niedrigste Classe, thun alles, sie bauen das Land, fangen Fische, holen Holz und Wasser; und, nach der Anleitung der Frau im Hauß, kochen sie die Speisen. Jeder earee hat seine Hofhaltung, und hat eine große Anzahl von denen um sich, die von ihm abhängen. Wenn ein gemeiner Feind die Insel angreift, so muß jeder Districkt unter der Anführung eines earee, seinen Theil Soldaten zur Vertheidigung des Ganzen hergeben. Die Menge derer, die von den vornehmsten Distrikten in einer Halbinsel hergegeben werden, ist ohngefähr 6680 Mann. Ueber die vereinigten Trouppen hat der earee rahie das Commando. Ihre Waffen sind Schleudern, die sie sehr geschickt zu gebrauchen wissen; Picken, deren Spize aus dem Stachel einer Stachelrocke gemacht ist, und Keulen 6 oder 7 Fuß lang von sehr hartem schwerem Holz. So bewafnet, sollen sie sehr hartnäckig fechten.

---

# Capitel 3.

## Von den Gesellschaftsinseln und der Insel Ohetaroa.

### Erster Abschnitt.

Von den Gesellschaftsinseln Huaheine, Ulietea, Otaha, Bolabola, und Maurua. Ihre Lage und Producte und Nachricht von den Tänzen, die in Otaha gewöhnlich sind.

Huaheine oder *Huahene*, ist eine Insel ohngefähr 31 Seemeilen gegen *NW* von Otaheiti; sie liegt 16° 43′ Südl. Breite, und 150° 52′ Westl. Länge von Greenwich, und hat ohngefähr 7 Seemeilen im Umfang. Auch diese Insel, wie Otaheiti, ist in 2 Halbinseln getheilt; die gen *N.* heißt Huaheine-nue, die gegen *S. Huaheine-ete.* Ihre Oberfläche ist bergicht, und uneben; ihre Producte sind gerade eben die, wie in Otaheiti; doch scheinen ihre Producte einen Monat früher zu kommen. Auf der Westl. Seite der Insel unter den Nördlichsten bergichten Gegenden ist ein sicherer und bequemer Hafen. Die Einwohner scheinen größer und handfester, als die Otaheitier zu seyn. Herr Banks, der einen Mann maß, fand ihn 6 Fuß 3 ½ Zoll hoch; doch sind sie so träge, daß er keinen überreden konnte, mit ihm den Berg hinauf zu gehen: denn, sagten sie, wenn sie es versuchten, würden sie unter der Arbeit erliegen. Die Frauenzimmer sind schöner, als die von Otaheiti, und beyde Geschlechter scheinen weniger furchtsam

sam und neugierig zu seyn; ohnerachtet sie sonst in Kleidung, Sprache, und fast in allem sich gleich sind. Ihre Häuser sind zierlich; sie haben Boothäuser, die ausserordentlich groß sind; eines ward gemessen, 50 Schritte lang, 10 breit, 24 Fuß hoch; das ganze in Bogen, die spiz zusammen laufen, wie unsere alten Dome, gebaut, an der einen Seite 26, an der andern 30 Pfosten, die 2 Fuß hoch, 1 dick waren, und meistens in grobe Bilder von Menschenköpfen und verschiedene andere Erfindungen ihrer Einbildungskraft geschnizt. Herr Banks bemerkte, in einer seiner Wanderungen hier, etwas besonders. Es war eine Art von Kiste, woran der Deckel sehr genau angenähet, und mit Palmblättern sehr nett gedeckt war. Sie war an 2 Stangen angemacht und ruhete auf kleinen niedlich geschnizten Bogen von Holz. Die Stangen schienen dazu zu dienen, sie von einem Ort zum andern zu bringen. Schon überhaupt ist die Aehnlichkeit zwischen dieser Kiste und der Bundslade der Juden etwas sonderbares; und es wird noch mehr dadurch, weil ein Knabe, den man um den Namen fragte, antwortete: *Ewharre no Eatua*, das Haus Gottes; wozu sie gebraucht wird und wie, konnte er nicht sagen.

7 oder 8 Seemeilen *SW*wärts von Huaheine liegt Ulietea, eine noch weit grössere Insel, aber dem Anschein nach weder so fruchtbar noch volkreich. Die vornehmsten Nahrungsmittel hier sind Plantanen, Cocosnüsse, Yams, Schweine und Vögel, die beyden leztern aber selten. Holz

und

und Wasser kann man hier auch bekommen, aber zum Wasser kann man nicht gut gelangen. Ein Hafen oder Bay die die Einwohner *Opoa* nennen, erstreckt sich fast ganz längs der Ostseite der Insel dahin, und die größte Menge von Schiffen findet darinn Plaz.

In dieser Insel fand man 4 oder 5 Ewharre no'-Eatua, oder Gottes Häuser, woran, wie an denen zu Huaheine, Tragstangen angebracht waren. Eines derselben untersuchte Herr Banks genauer, griff mit seiner Hand hinein, und fand einen Bündel ohngefähr 5 Fuß lang, 1 dick, in Matten ein gewickelt; er riß diese stroherne Decken mit seinen Fingern weiter auf, und zulezt kam er an solche, die von den Fasern der Cocos gemacht waren; da er durch diese nicht weiter kommen konnte, und sah, daß die Einwohner durch diese Handlung schon ohnedem beleidigt worden, so hörte er gar auf.

*N*wärts von Ulietea liegt Otaha. Eine Strasse, die da, wo sie am engsten ist, nicht über 2 Meilen breit ist, theilet sie. Diese Insel ist kleiner und noch unfruchtbarer, als die andern; aber sie hat gegen *W* und gegen *O* 2 sehr gute Häfen. Sie bringt eben das, was die vorigen, hervor; die Leute sehen auch gerade eben so aus. Als Herr Banks uud Solander ans Land stiegen, so zeigte sich in jedes Miene Furcht und Ehrerbietung gegen dieselben; indem sie zugleich das größte Zutrauen gegen sie bezeugten, als auch so sich betrugen, als wenn sie sichs bewußt wären, daß sie Macht genug hätten, ihnen

Un-

Unheil anzuthun, wenn sies nur wollten. Männer und Weiber und Kinder, drangen sich um sie her, und folgten, wohin sie nur giengen; niemand überschritt je die Schranken der Höflichkeit; im Gegentheil, wenn Koth oder Wasser im Weg war, so stritten die Männer mit einander, sie auf ihren Rücken hinüber zu tragen. Sie wurden in die Häuser der Vornehmen geführt, und auf ganz neue Art empfangen. Die, die ihnen unter Wegs gefolgt hatten, rannten, so bald sie vor ein Haus kamen, vor ihnen vorbey und giengen vor ihnen eilends hinein. Inwendig fanden sie die nämlichen an jeder Seite einer langen Binzmatte, die auf den Boden hingelegt war, hingestellt; oben saß die Familie. In dem ersten Haus fanden sie einige junge Mädchen, sehr nett angezogen, die auf ihrer Stelle sizen blieben, und erwarteten, daß sie zu ihnen hinauf kamen, und ihnen Geschenke machen würden. Sie thatens mit großem Vergnügen; denn sie hatten nie schönere oder bessere gekleidete Kinder gesehn. Eins war ein Mädchen etwa 6 Jahr alt, deren Ueberkleid roth war; um den Kopf war ein Hauptschmuck von geflochtenem Haar, das sie sehr hoch schäzen, gewunden. Sie saß, auf den Arm einer schönen Weibsperson von ohngefähr 30 Jahren, die wahrscheinlich ihre Amme war, gelehnt, am obern Ende einer 30 Fuß langen Matte, worauf, selbst bey dem Gedränge, Niemand von den Zuschauern zu treten wagte; die beyden Herrn giengen zu ihr; so bald sie nahe waren, streckte sie die Hand

aus,

aus, um die Paternoster, die sie ihr anboten, anzunehmen, und keine Europäische Prinzessin hätte es mit mehrerem Anstand thun können.

Das Volk war so sehr über die Geschenke an die Mädchen erfreut, daß, als Herr Banks und Solander wieder kamen, sie auf nichts sahen, als wie sie ihnen Gefälligkeiten erzeigen wollten, und in einem Haus wurden sie, auf Befehl des Herrn, mit einem Tanz eines Manns unterhalten, der ein groß Cylinderförmig Stück Weidenwerk auf seinen Kopf hatte, 4 Fuß lang und 8 Zoll im Durchmesser, Federn aussen darauf, die perpendiculair gestellt waren, und rund umher am Rande die Spizen von Hayenzähnen und von Wendekreisvogel Schwänzen. Diesen Hauptschmuck auf, fieng er an zu tanzen, ganz langsam, den Kopf oft umgedrehet, so daß der Gipfel seiner hohen weidenen Müze im Kreise herumgieng; bisweilen warf er sie so nah zu den Gesichtern der Zuschauer, daß sie zurückfuhren; dieß hielten sie für einen sehr angenehmen Spaß, und lautes Gelächter erfolgte.

1 oder 2 Tage hernach kamen unsere Herrn bey ihrer Umherreise zu einer Gesellschaft von Tänzern, die aus 2 Weibern und 6 Männern mit 3 Trommeln bestanden. Die Frauenzimmer hatten eine große Menge Haarzöpfe auf ihrem Kopf; einigemal waren diese um den Kopf angebracht, hier und da noch mit Cap-Jaßmin, die sehr Geschmackvoll angesteckt waren, sehr schön aufgepuzt. Ihr Hals, ihre Schultern

und

und Arme nackend, auch ihre Brüste bis an den Ellenbogen, weiter unten waren sie mit schwarzem Tuch bedeckt, das dicht an dem Leib saß; an der Seite jeder Brust, dem Arm zu, steckten sie eine kleine schwarze Feder; und um ihre Hüften hieng eine Menge Leinwand, voller Falten, von der Brust an bis zu ihren Füssen in Form eines langen Weiberrocks herab, und sie wußten alles eben so geschickt, als immer unsere Operntänzer, anzubringen; die Falten über den Leib waren die einen braun die andern weiß, die Röcke ganz weiß. Sie giengen nach abgemessenen Schritten seitwärts, recht sehr gut nach dem Tackt der Trommeln, die stark und laut ertönten, einher; bald hernach fiengen sie an ihre Hüften zu schütteln und bewegten die Falten der Kleider zugleich sehr schnell, und so fuhren sie durch den ganzen Tanz fort, nur daß sie den Cörper in verschiedene Stellungen sezten, bald stehend, bald sizend, dann kniend und auf ihre Ellenbogen gelehnt, wobey sie zugleich die Finger mit einer Geschwindigkeit bewegten, die man sich kaum vorstellen kann. Darinnen zeigten sie besonders ihre Geschicklichkeit, daß sie die unzüchtigsten Stellungen und Geberden anzunehmen wußten.

Eines von diesen Mädchen hatte 3 Perlen in ihren Ohren, eine sehr groß, aber so garstig, daß sie nicht viel werth war; die andern 2 waren so dick, als eine mittelmäßige Erbse: die waren rein, gut gestaltet und von schöner Farbe, durch das Bohren aber verderbt. Herr Banks bot ihr

soviel

soviel dafür an, als sie nur begehren würde; aber sie wollte sie um keinen Preiß hergeben; er versuchte sie durch Anerbietung des Werths von 4 Schweinen, und was sie sich nur aussuchen wollte, aber vergebens; und wirklich sezen sie da einen eben so grossen Werth auf die Perlen, als sie nur immer, wenn man sie nur vor der Bohrung herschafte, bey uns dafür lösen würden.

Sie sahen auch Tänze durch Zwischenspiele verfeinert. Unter andern einen, wo blos Männer waren, in 2 Partheyen getheilt, durch weiße und braune Kleider unterschieden, die leztern stellten einen Herrn und Knechte vor: die andern Diebe; der Herr gab seinen Knechten einen Korb voll Fleisch, darauf Achtung zu geben. Die Pantomime oder der Tanz der Weissen sollte Diebesstreiche andeuten, ihn zu stehlen, und die braunen verhinderten sie tanzend daran. Nach einiger Zeit legten sich die braunen rund um den Korb herum auf die Erde, und, daran gelehnt, schienen sie zu schlafen; dieser Gelegenheit bedienten sich die andern, kamen leise daher, hoben sie etwas vom Korbe weg, und trugen den Preis davon; die Schlafenden erwachten bald hernach, und vermißten ihren Korb; doch bald fiengen sie wieder, ohne Rücksicht auf ihren Verlust, zu tanzen an.

4 Seemeilen *NW* von Otaha liegt Bolabola, die mit lauter Klippen und verschiedenen kleinen Inseln, keine über 8 Seemeilen im Umkreis, umgeben ist. Diesen Inseln und der Insel

sel Marua, die 6 an der Zahl 14 Englische Meilen von Bolabola *W*wärts liegen, gab Capt. Cook den Namen der Gesellschafts-Inseln; Sie liegen zwischen 16° 10′ und 16° 55′ Südl. Breite, und zwischen 150° 57′ und 152° Westl. Länge vom Meridian von Greenwich.

## Zweyter Abschnitt.

### Von der Insel Oheteroa.

Ihre Lage und Umfang. Beschreibung ihrer Einwohner, deren Kleidung und Waffen.

Sie liegt im 20° 27′ Südl. Breite, und 150° 7′ Westl Länge von eben diesem Meridian, hat 13 Engl. Meilen im Umfang, ist eher erhaben als niedrig, aber weder so volkreich noch fruchtbar, als die vorher erwähnten Inseln. Ihr vornehmstes Product scheint der Etoa Baum, woraus sie ihre Waffen machen, zu seyn. Längs dem Ufer, das nicht, wie die benachbarten Inseln mit Sandbänken umgeben war, standen viele dergleichen Bäume.

Die Leute sind stark und wohlgebaut, aber eher brauner, als die auf den Gesellschaftsinseln. Unter ihren Achselgruben haben sie schwarze Male, ohngefähr so breit als ein Hand, gerauft am Rand; und um ihre Arme und Füsse gehen Kreise von eben der Farbe; sonst sind sie an keinem Theil gezeichnet.

Ihre Kleidung ist ganz von der andern Insel ihrer verschieden. Zwar das Zeug ist das näm-

nämliche, aber meist in ein glänzend, aber tiefes Gelb gefärbt, aussen mit einer Art von rothem oder bleyfarbenem Firniß überstrichen; über diesen Grund sind wieder, Streifenweise, nach verschiedenen Modellen, wie unsere gestreiften seidenen Tücher in Engeland, ganz erstaunend regulaire Farben gestrichen; der lederfarbene Zeug hat weiße, und der rothe schwarze Streifen. Sie haben von dieser Leinwand einen kurzen Jack, der bis zu den Knien reicht, von einem Stück; ein Loch, das rund herum mit weit auseinander stehenden Stichen benähet ist, in der Mitte; durch diese Höhle wird der Kopf gesteckt, und ein gelb Stück ihres Leinwands, das Hinten um den Hals, und kreuzweis über die Brust und dann, wie ein Degengehenke, um ihren Leib geht, hält das übrige des Kleids dicht an ihren Leib, und giebt ihnen ein sehr munteres und kriegerisches Ansehen. Einige tragen ein Stück weiß oder lederfarben Zeug um ihren Kopf, wie ein türkischer Bund gewunden, und andere haben Müzen von den Federn des Tropik-Vogels.

Ihre Waffen sind lange Lanzen von Etoaholz, das sehr hart ist; schön polirt und spiz an einem Ende; einige sind 20 Fuß lang, obgleich nicht über 3 Finger dick. Sie haben auch eine Keule, am Ende mit breiter Spize, ohngefähr 7 Fuß lang, von dem nämlichen Holz. Als einen Panzer gegen diese Waffen tragen sie um den Leib und die Brust unter ihrem Kleid Binzenzeug (Matten) öfters zusammengelegt. Indessen können diese Waffen hier weniger als in

andern Inseln Schaden thun; denn dort sind die Lanzen mit dem scharfen Bein des Stachel-Rochen (sting-ray) das man Stachel nennt, geschärft, und die Picken selbst sind schwerer.

Alle andere Dinge hier sind in ihrer Art besser als in den übrigen Inseln. Das Zeug ist besser gefärbt, und mit mehreren Geschmack und Schönheit gemalt; die Keulen sind besser geschnitten und poliret; die Bote haben sehr prächtige Zierrathen, und die erhöhete Arbeit daran ist besser ausgeführt.

## Capitel 4.

## Von Neu-Seeland.

### Erster Abschnitt.

Seine Lage, Umfang, Boden, Clima, Pflanzen, und Thiere.

Abel Jansen Tasman, ein Holländer, hat 1642 dieß Land zuerst entdeckt. Er hieß es Staaten-Land; nun heißts in unsern Charten Neu-Seeland. Man dachte, es sey ein Theil eines Südlichen festen Lands; aber Cook, der es umfuhr, fand, daß es aus 2 Inseln, die durch eine Strasse 4 oder 5 Seemeilen breit von einander geschieden sind, besteht. Sie liegen zwischen 34° — 48° Südl. Breite und 181° — 194° Westl. Länge von Greenwich. Die Insel gegen *N.* wird von den Einwohnern *Eaheinnomauwe*, die gen *S. Tovy* oder *Tavy Poennamoo* genannt. Die leztere ist meistens bergicht, allem Anschein nach

nach kahl, und dünn bevölkert. Aber Eaheinnomauwe sieht besser aus; zwar auch hier sind nicht blos Hügel, sondern Berge, aber alle mit Holz bedeckt, und kein Thal ohne einen Bach. Der Boden in den Thälern und Ebenen, wovon einige nicht waldicht sind, ist leicht aber fruchtbar; nach Herr Banks und Dr. Solander's Meynung sollte jede Art Europäischen Obsts, Frucht und Pflanzen hier in der größten Vollkommenheit fortkommen. Aus den Pflanzen, die man hier fand, kann man schliessen, daß die Winter hier milder, und die Sommer nicht heißer, aber mehr gleichförmig waren, als in England, sind; so daß, wenn dieß Land von Europa aus bevölkert würde, es, bey wenigen Fleiß, nicht allein die Nothdurft, sondern Ueberfluß hergeben würde, um kostbar zu leben.

Eine beträchtliche Strecke des Lands ist mit den schönsten Grün bedeckt, und unsere Naturliebhaber hatten das Vergnügen, 400 neue Pflanzen anzutreffen, die noch von keinem Botanisten beschrieben waren, und die sie selbst während ihrer Reise nirgends gesehen hatten. Sie fanden zwar wenig eßbare Pflanzen; doch wilden Cellery, und eine Art von Kresse, die überall an der Seeküste wachsen, assen unsere Leute sowohl zu ihrer Gesundheit als mit Vergnügen. Sie trafen auch eine Pflanze, ähnlich der, die in England *lamb's quarter* oder *fat hen* (Weißmuß) genannt wird, an, und kochten es statt Kraut; einst fanden sie einen Kohlbaum, der

ihnen die treflichste Mahlzeit verschafte. Ausser der Farrenkrautwurzel (*fern root*) und einer andern Pflanze, die in Europa ganz und gar unbekannt ist, fanden sie keine andere wildwachsende Frucht, die man hätte essen können, und unter den mit Kunst gezogenen nur Yams, süsse Erdäpfel, und Cocos. Die 2 ersten werden in Plantagen, die oft viele Acres enthalten, gepflanzt. Auch Kürbisse bauen sie, und brauchen sie zu Gefässen.

Was die Bäume anbetrift, so sind hier ungeheuer große Wälder, voll vom geradesten, reinsten und größten Bauholz, Bäume, deren Größe, Kern, und in die Augen fallende Dauerhaftigkeit sie zu allem Bauwesen und überhaupt zu allem, ausser zu Mastbäumen, wozu sie zu hart und zu schwer sind, tauglich machen würde. Besonders zeichnete sich einer durch seine rothe Blüte aus; er war ohngefähr so groß als eine Eiche; das Holz ausserordentlich hart und schwer, und treflich zu Mühlen zu gebrauchen. Noch ein anderer wächst in den Sümpfen, sehr lang und stark, und dick genug, für jede Art Schiffe Maste zu machen. Die Schiffszimmerleute verglichen ihn mit der schwarzen Tanne (*pitch-pine*); könnte er durch Abzapfen leichter gemacht werden, so gäbe er die besten Masten auf der Welt. Auch der Sinesisch Papermaulbeerbaum ist hier der nämliche, von dem die oben erwähnten Insein ihre Leinwand machten; aber so selten, daß zwar die Seeländer auch Leinwand davon haben, aber

zu

zu keinem andern Gebrauch, als die Löcher, die sie in ihre Ohren machen, damit auszuzieren.

Bemerkungswürdig ist, daß unter allen den Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen keine Obst trägt, ausser eine einzige Beere, die weder lieblichen Geschmack noch Geruch hat. Aber eine andere Pflanze ist hier, die die Einwohner, statt Hanfs und Flachses brauchen, und die bey weitem vor allem dergleichen, in welcher Gegend es auch sey, den Vorzug hat. Es giebt 2 Arten davon; die Blätter von beyden sind Flaggenformig, doch sind die Blüten kleiner und die Aehren zahlreicher und häufiger, die eine Art ist dunkel roth, die andere gelb. Aus den Blättern machen sie, ohne viele Vorbereitung, allen ihren täglichen Anzug, auch ihre Stricke, Tauen, und was zum Binden gehört, nur alles über alle Vergleichung weit stärker, als wir mit Hanf. Durch eine andere Zubereitung ziehen sie lange dünne Faden, die wie Schneeweiße Seide aussehen, aus der nämlichen Pflanze; auch diese sind zum Erstaunen stark; sie dienen zum feinern Tuch, und die Blätter, ohne irgend eine andere Vorbereitung, als daß man sie in die gehörige Breite schneidet, und an einander knüpft, zu Fischernezen, die manchmal über die Maaßen groß sind. Diese Pflanze würde gewiß für England, wo es wahrscheinlich ohne viele Mühe wachsen würde, ein grosser Vortheil seyn; man findet sie in dem trockensten Staub, und dem tiefsten Sumpf; die im Sumpf sind die größten.

Vierfüssige Thiere fanden sich sonst keine als Hunde und Razen; und wahrscheinlich haben sie sonst auch keine. Denn die Hauptsache, worauf die Einwohner in Kleidungen stolz thun, ist die Haut und das Haar ihrer Thiere, und man fand doch selbst nichts als Hundshäute und Federn. Die Hunde leben bey den Menschen, und sie ziehen sie zu sonst nichts groß, als um sie zu essen. Doch sah man Seehunde und einen Seelöwen an der Küste.

Von Vögeln gabs wenige Arten, und sonst keine Europäische, als Rothgänse (*gannets*). Enten und Wasserraben von mancherley Art sah man auch, und wer sie eben nicht genau untersuchte, konnte sie, der Aehnlichkeit nach die sie mit den unsern hatten, so nennen. Auch gabs Wachteln, Eulen und Habichte, die dem ersten Anblick nach von den Europäischen wenig verschieden waren; auch verschiedene Arten kleinerer Vögel, deren Gesang alles übertraf, was unsere Entdecker nur immer gehört hatten. An der Küste halten sich viele Wasser-Vögel auf, besonders Johannisgänse (*Albatrosses,*) *pintados* und *sheerwaters*, und einige wenige Penquinen.

Insecten giebt es nicht mehr als Vögel; einige Buttervögel und Käfer, Fleischfliegen wie die Europäischen, und einige Muskiten und Sandfliegen, die wohl die nämlichen mit denen in Nordamerika sind; dieß ist alles. Von der leztern Art gab es überall an den Ufern, wo diese Herrn ans Land stiegen; aber sie beunruhigten

ten sie so wenig, daß sie sich der Sträuche, die sie ihre Gesichter zu decken mit sich genommen hatten, nicht bedienten.

Die See hält sie für diesen Mangel an Landthieren schadlos; jeder Busen wimmelte von gesunden und treflichen Fischen; selten lag das Schiff irgendwo vor Anker, oder gieng langsam von einem Ort zum andern, besonders Swärts und nahe bey Klippen, daß sie nicht blos im Angeln so viel Fische fangen konnten, die ganze Schiffscompagnie zu versehen; warfen sie gar das Nez aus, so bekamen sie eine noch weit größere Menge. Die Mannichfaltigkeit derselben glich ihrer Menge; Mackerellen mancher Art, und darunter einer wie der Englische. Ausserdem noch andere Arten, die sie vorher noch gar nicht gesehen hatten; die größte Delicatesse für sie war der Seekrebs (*lobster*) der in einigen Stücken von unsern Englischen verschieden ist; denn sie haben einige Zacken mehr an ihren Backen, und sind anfänglich, wenn sie aus dem Wasser gezogen werden, roth. Verschiedene Arten glatter Rochen (*Skate*) und Stachelrochen findet man auch hier; und unter mehreren Arten der Hayen (*dogfish*) ist einer weisgesprengelt, dem Geschmack nach unsern besten Rochen (*Skates*) ähnlich, aber noch besser. Noch giebt es hier, ausser den Aalen und Meeraalen (*congers*) verschiedener Art, Schalthiere von allerley Sorten, besonders Austern, Meerschnecken und *clams*.

## Zweyter Abschnitt.

Beschreibung der Einwohner, die Art, wie sie sich entstellen, ihre Art sich zu puzen, Kleidung, Nahrung und Lebensart; ihre Hauser, Canoes und Schiffahrt, ihre Waffen, Kriegstanz, Religion und Regierung.

Die Einwohner auf Neu-Seeland sind der Natur nach mit den größten Leuten in Europa zu vergleichen. Ihre Farbe insgemein ist braun, etwas dunkler als ein Spanier, der der Sonne ausgesezt gewesen ist, und viele nicht einmal so tiefbraun. Ihr Haar am Haupt und Bart ist schwarz, ihre Zähne sind ausserordentlich regelmässig und so weiß als Elfenbein, beyde Geschlechter haben eine gute Gesichtsbildung. Sie sind stark, haben feste Glieder, und fleischigt. Sie scheinen sehr gesund zu seyn, und viele werden sehr alt. Die Frauenzimmer haben in ihrem Aeusserlichen nicht die weibliche Feinheit, aber eine sehr sanfte liebliche Stimme; dabey wie die Frauenzimmer in andern Ländern, mehr Einbildungskraft, Wiz und Lebhaftigkeit als das andere Geschlecht. Männer und Weiber sind freundlich und gut gesinnt; sie gehen auf die zärtlichste Weise mit einander um, aber gegen Feinde sind sie unversöhnlich.

Die Männer haben gewöhnlich ihren Bart geschoren, und ihr Haar oben auf den Kopf in einen Busch hinaufwärts geknüpft, und Federn von verschiedenen Vögeln, auf verschiedene Weise, wie es ihnen einfällt, geordnet, darauf.

Die

Die Weiber tragen bald ihr Haar abgeschnitten, bald über die Schultern fliegend. Die Körper beyder Geschlechter sind auf die nämliche Weise wie in Otaheiti schwarz gezeichnet, das man Tattauen nennt; nur die Männer mehr als die Frauenzimmer. Diese zeichnen gemeiniglich nur ihre Lippen; doch dann und wann haben sie auch kleine schwarze Fleckchen auch an andern Theilen: die Männer hingegen scheinen jährlich noch etwas hinzuzuthun, wenigstens sind die Aeltern fast von Kopf zu Fuß mit solchen Zeichen bedeckt. Sie haben auch noch dergleichen, die ganz besonders sind, und auf ganz unbekannte Weise gemacht werden; es sind Furchen eine Linie tief und eine breit, so wie auf Baumrinde, die ein Jahr zuvor durchschnitten worden ist; der Rand der Linien wird gezackt, und ihre Schwärze giebt ihnen ein fürchterlich Ansehen. Die Jünglinge schwärzen, wie die Weiber, nur ihre Lippen, etwas älter haben sie einen schwarzen Fleck auf einem Backen, und auf einem Aug, und so fahren sie Stufenweise fort. Für einen Europäer ist diese Entstillung abscheulich anzusehen; aber die Kunst und Geschicklichkeit mit der sie es machen, ist ausserordentlich. Die Marken auf dem Gesicht sind gemeiniglich in Spiral-Linien mit grosser Genaulgkeit und Kunst gezogen, so, daß die auf der einen Seite genau auf die auf der andern passen. Die auf dem Leib gleichen einigermaßen dem Laubwerk auf alten ausgelegten Kunstwerken, oder so wie die Figuren auf Goldstückwerk (*fillagree*) zusammen laufen; dabey aber

ein

ein solcher Ueberfluß der Einbildungskraft, daß unter 100, die einander vollkommen ähnlich scheinen, bey näherer Betrachtung nicht 2 einander gleich gefunden worden sind. Die Anzahl und die Gestalt ist in den verschiedenen Gegenden der Küste verschieden; und so wie in Otaheiti der Hindere der Hauptsiz derselben ist, so ist in Neu-Seeland gerade dieser Theil ganz frey, und zeichnet sich überhaupt weniger, als die andern, aus. Sie bemalen hier auch ihre Haut, beschmieren sie mit Röthelstein, den sie entweder trocken darauf reiben, oder auf grossen Stücken Tuch, mit Oel vermischt, so schwach darauf legen, daß es bey der geringsten Berührung weggeht.

Beyde Geschlechter durchbohren ihre Ohren, und ziehen die Hölen so weit, daß man wenigstens einen Finger hineinlegen kann. In diesen Löchern tragen sie alle Arten Zierrathen, Leinwand, Federn, Knochen von grossen Vögeln, ja sogar die Nägel, die ihnen die Engelländer gegeben haben. Die Weiber drängen bisweilen Pflaumen der Johannisgans, die so weiß wie Schnee ist, durch, so daß es vorn und hinten einen Busch, fast Faustgroß macht; ein sonderbarer doch nicht unangenehmer Anblick. Ausserdem haben sie noch andere Dinge durch Schnüre daran gebunden, Meissel oder grosse Nadeln von grünem Talk, den sie sehr schäzen, gemacht, Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, und was sie sonst noch für Kostbarkeiten bekommen können. Die Frauenzimmer tragen auch Arm- und Fußbänder, von Schaalen, Vogelknochen, oder sonst

Din-

Dingen, die man durchhöhlen und an einen Faden binden kann, zusammengesezt. Bisweilen hängen die Männer eine Schnur, woran ein Stück grünen Talksteins oder Fischbeins ist, mit einer Mannsfigur grob darauf eingegraben, um den Hals; auf diesen Puz bilden sie sich sehr viel ein. Die beyden Herrn sahen einen Mann, dessen Nasenknorpel mit einer Feder durchbohrt war, die auf beyden Seiten über die Backen herunter gieng.

An persönlicher Reinlichkeit kommen sie den Einwohnern von Otaheiti nicht gleich; denn da sie kein so warmes Clima haben, so können sie sich nicht so oft baden. Aber das häßlichste an ihnen ist das Oel, mit dem sie ihr Haar salben. Es besteht meistentheils aus Thran; die Reichen haben zwar frisches, die Gemeinen aber stinkendes, und ihr Geruch ist eben so unangenehm, als der Hottentotten.

Die Kleidung eines Neu-Seeländers ist sehr rauh. Sie wird von den oben erwähnten Flachsblättern gemacht. Diese werden in 3 oder 4 Theile aus einander gerissen, und wenn sie trocken sind zu einer Art von Tuch, fast so weit als Nezwerk, in einander gewoben, alle Enden hangen 8 oder 9 Zoll lang, auf der obern Seite heraus. Zwey Stücke gehören darzu, ein vollständiges Kleid zu machen; Eines von ihnen wird mit einer Schnur über die Schultern geknüpft und geht bis an die Knie. An das Ende dieser Schnur ist eine beinerne Nadel angebracht, wodurch man die 2 Theile dieses Oberrocks leicht

zusam-

zusammen heften kann: das andere Stück wird um den Leib gebunden, und reicht fast bis an den Boden; dieses aber tragen nur die Männer bey besondern Gelegenheiten: sie haben auch eine Art von Degengehänge um ihren Leib.

Ausser dieser rauhen Kleidung haben sie 2 Arten glättere, sehr künstlich gemacht. Die eine ist so rauh, als unser rauhster Canefaß, dem es auch in der Art wie die Fäden liegen, etwas ähnlich ist, aber 10mal stärker. Die andere machen sie, indem sie viele Fäden dicht neben einander herunter zu legen, und nur einige wenige queer durch $\frac{1}{2}$ Zoll von einander, daß sie sie zusammen binden können. Oft ists gestreift und sieht sehr schön aus, wird aus den Fasern der nämlichen Pflanze gemacht, und sieht wie Seide aus. An diese beyde Arten würken sie Borten von verschiedenen Farben und Modellen, so zierlich und fein, daß, wenn man betrachtet, daß sie keine Sticknadeln haben, es erstaunend ist. Ihr schönster Schmuck aber besteht in ihren Hundsfellen, die sie sehr gut anzubringen wissen; in Streifen geschnitten nähen sie sie in gewissen Entfernungen an das Leinwand; diese Streifen sind bundfärbicht und sehen so gestellt, schön aus. Man sieht auch, doch selten, Kleider, statt der Hundshäute, mit Federn geschmückt.

Ihre Speise sind Hunde; Vögel, meistens Albatrossen und Penguinen sind ihre Delikatesse, Fische ist ihre gemeinste Nahrung; was den Europäern Brod ist, ist ihnen Farrenkrautwurzel, die der gleicht, welche in den englischen Wäldern wächst,

wächst, und auch bracken oder brakes (Farrenkraut) heißt. Sie backen so, wie die Otaheitier, und rösten Fleisch oder Fisch, seitwärts an einer Art von Spieß. Da sie kein Gefäß haben, in welchem Wasser siedend gemacht werden kann, so ist dieß die einzige Art ihrer Kocherey. Abscheulich ist es, daß sie, wie gewiß bewiesen ist, wahrscheinlich aus Mangel an Fleisch von andern Thieren, die Körper ihrer erschlagenen Feinde kochen und essen. Jedes Dorf ist eine Festung, die auf den Gipfel steiler Anhöhen nahe am Ufer der See, auf der Landseite durch tiefe Gräben und starke mit Weiden zusammen gebundenen Pallisaden gesichert, gebauet ist, so daß eine kleine Anzahl entschlossener Männer auch der größten Menge, die keine andern Waffen als die beschriebenen hat, widerstehen kann. Auch sind diese Dörfer mit vielen Farrenkraut und getrockneten Fischen gegen eine Belagerung wohl versehen. Sie liegen meistens Südwärts auf der Insel; alles, besonders ihre besten Kleider und Fischerneze, scheint da gemein zu seyn; ihre feinen Kleider werden in einer kleinen Hütte mitten im Dorf aufbewahrt; Neze macht jedes Haus; die Theile werden gesammelt und zusammen gebunden. Ihre Häuser sind selten über 18 oder 20 Fuß lang, 8 oder 10 breit, und vom Dachgipfel herab 5 oder 6 hoch; sie sind von Holz, meistens dünne Stickel; an den Mauren und am Dach ist Heu fest dazwischen gelegt, an einigen ist auch Baumrinde an der Seite, die bey kaltem Wetter sehr dienlich seyn müssen.

Das

Das Dach geht schief hinauf, das Thor ist an einem Ende und gerade so hoch, daß ein Mann auf Händen und Füssen hinein kriechen kann: am Thor ist ein viereckigt Loch, das ihr Fenster und Schornstein ist; hier fast in der Mitte zwischen den 2 Seiten ist ihr Heerd; es ist ein hohles Viereck, mit Abtheilungen von Holz oder von Stein umgeben; das Dach geht noch 2 Fuß an jeder Seite über die Mauer heraus, und bildet eine Art von bedecktem Gang, wo die Familie auf Bänken sizt, der Boden innen ist dick mit Heu bedeckt; hierauf schlafen sie. An einem in die Augen fallenden Ort ist eine Diele, in die Figuren eingeschnitten sind; hierauf halten sie eben so viel, als wir auf ein Gemählde; einige der Reichern, wenn sie grosse Familien haben, haben in einem Hof 3 oder 4 Häuser, die Mauren von Pfählen und Heu, ohngefähr 10 oder 12 Fuß hoch.

Ihr ganz Hausgeräthe liegt gemeiniglich in einer einzigen Kiste; doch ihre Brodkörbe, ihre Kürbisse, worinnen sie frisch Wasser haben, und die Hämmer, womit sie ihr Farrenkraut schlagen, haben sie gemeiniglich aussen vor der Thür, ihre Kleider, Waffen, einige rohen Instrumente und wenige Federn zur Haarzierrath, machen ihren übrigen Schaz aus.

Ihre Künstlichkeit siehet man besonders an ihren Booten. Die größten dienen wohl zum Krieg, und halten 40 bis 80 oder 100 Mann. Die Engelländer maßen eines, es war fast 70 Fuß lang, 5 breit, $3\frac{1}{2}$ hoch, der Boden spiz mit geraden

Seiten,

Seiten, die Keilförmig zu gehen, und bestand aus 3 Theilen der Länge hin, die ohngefähr 2 Zoll tief ausgehöhlt, und mit starken Flechten zusammen vereinet waren; jede Seite des Boots bestand aus einer einzigen ganzen Planke, 63 Fuß lang, 10 oder 12 Zoll breit, $1\frac{1}{4}$ Zoll dick, die mit grosser Geschicklichkeit und Stärke an den Boden fest gemacht war. Oben waren von einem Randbalken des Boots zum andern hinüber Queerhölzer fest dazwischen gelegt, um das Schiff zu befestigen. Das Ornament des vordern Theils gieng noch 5 oder 6 Fuß über das Schiff hinaus, und war ohngefähr $4\frac{1}{2}$ Fuß lang; das am Hintertheil 14 lang, 2 breit, und $1\frac{1}{2}$ Zoll dick; beyde bestanden aus Brettern, in die Zierrathen geschnitten waren. Alle Canoes, einige wenige die von einem Stück und am Feuer gehöhlt sind, ausgenommen, bauen sie nach dieser Art, wenige sind unter 20 Fuß lang. Die Bilderey auf dem Hinter- und Vordertheil von kleinen Böten, die sie blos zum fischen brauchen, ist eine Mannsfigur mit einem Gesicht so garstig als möglich, und einer ungeheuren Zunge aus dem Maul heraus, weisse Schaalen von Meerrohr statt der Augen eingesezt; die bessern aber sind prächtig mit Schnizwerk, und mit loshangenden Franzen von schwarzen Federn, die sehr schön lassen, geziert.

Ihre Ruder sind klein, leicht, niedlich gemacht, das Blatt wie Laub, unten spiz, mitten am breitsten, alles nicht über 6 Fuß lang. Hiermit

mit fahren die Boote mit erstaunender Geschwindigkeit oben hinweg.

Das Seegel besteht aus Binzmatten, die auf 3 Stangen oben auf jeder Seite des Boots aufrecht gesezt sind, diese machen sowohl den Mast als die Seegelstange (Yard) aus; zwey Thaue die oben an jeder Stange angemacht sind, dienen statt der Seegel. So ungeschickt dieß ist, so seegeln sie doch vor dem Wind trefflich weg; 2 Männer hinten steuern, jeder ein Ruder in der Hand. Anders als vor den Wind können sie nicht seegeln.

Die Werkzeuge mit denen sie die Boote, worauf so viel Zierrathen sind, bauen, sind blos Aexte, Hobel und Meissel, die auch ihre Bohrer sind; Metalle haben sie nicht, daher sind ihre Aexte und Hobel von hartem schwarzen Stein oder von grünem, hartem und zähem Talk, und ihre Meissel von Menschenbeinen oder kleinen Stücken Jaspis, den sie in scharfen eckigen Stücken, wie Flintensteine, von einem Block abhauen.

Ohngeachtet sie beständig Krieg führen und sehr geschickt sind, jedes Dorf zu befestigen, haben sie doch ausser einer Lanze, die sie bisweilen mit der Hand werfen und einen Pfeil, keine Waffen zum werfen, keinen Bogen und Pfeile und Schleudern, die Lanze ist 14 oder 15 Fuß lang, gemeiniglich an beyden Ecken spiz, vorn manchmal von Bein; im Gefechte fassen sie sie in der Mitte, wo das Gleichgewicht ist, und so werfen sie es heftiger, als wenn man dergleichen

Waffen

Waffen am Ende hält. Auch Schlachtärte haben sie, und patoo patoos von grünem Talk einem spizen Blatt ähnlich, mit kurzem Griff und scharfem Rand; sie machens unten an den Arm mit einem starkem Riemen fest, damit es ihnen nicht aus den Händen gewunden werden kann, und kann auf einen Streich die dickste Hirnschaale zersplittern. Leute von Stande tragen es gemeiniglich als eine kriegerische Zierrath in dem Gürtel; selten und nur wenn sie ihre Festungen vertheidigen, werfen sie Pfeile und Steine, allemal mit der Hand. Waffen zur Vertheidigung haben sie keine; die Anführer tragen ausser ihren Waffen, so wie unsere Officiere den Sponton, einen Stab zum Unterschied von den andern, gemeiniglich ein Wallfischbein, weiß wie Schnee, mit Schnizwerk, Hundshaaren und Federn darauf, oft ist ein Stock 6 Fuß lang, eben so geschnizt und mit Muscheln, die wie Perlemutter aussehen, eingelegt. Gemeiniglich sind es Alte, die diese Ehrenzeichen tragen.

Greiffen sie den Feind an, so geschiehts mit ihrem Kriegsgesang und Tanz, der in vielen heftigen Bewegungen und scheußlichen Verdrehungen bestehet. Die Zunge wird öfters unglaublich weit herausgestreckt, und die Augenlieder so entsezlich gezogen, daß oben und unten das Weisse im Auge in völliger Zirkelform herausstehet. Sie lassen nichts weg, was sie furchtbar machen kann; zu gleicher Zeit schwingen sie ihre Speere, und werfen ihre Pfeile und patoo patoos durch die Luft. Dieser schreckliche Tanz wird stets mit

einem

einem wilden nicht unangenehmen Gesang, worinnen jeder Vers mit einem langen und tiefen Seufzer sich endet, begleitet. Ihre Bewegungen dabey sind sehr heftig und behend, alles genau nach den Takt.

Musikalische Instrumente, die den Namen verdienen, haben sie nicht. Sie haben eine Muschel, die man Tritons-Trompete nennt, und wie ein Posthorn lautet; die andere ist eine Art Pfeife. Doch singen sie niemals dazu, noch bringen sie etwas, das einem Ton gleicht, damit heraus.

Die Einwohner bekennen den Einfluß oberer Wesen: eines davon ist das höchste, die übrigen untergeordnet. So gleicht ihre Religion sehr der Otaheitier ihrer; nur gottesdienstliche Pläze fanden die Engelländer nicht. Bey einer Plantage von Erdäpfeln fanden sie doch ein kleines Viereck mit Steinen umgeben, in dessen Mitte ein Pfosten aufgestellt war, woran ein Korb mit Farrenkraut hieng; die Einwohner sagten, es sey ein Opfer für die Götter, wodurch sie der Besizer sich gnädig und seine Ernde gesegnet machen wolle. Was sie mit ihren Todten machten, konnte man nicht genau erfahren; die gegen *N.* sagten, sie begrüben sie, die gegen *S.*, sie würfen sie in die See: und doch traf man unter beyden Geschlechten fast nicht ein einziges an, dessen Körper nicht Narben von Wunden hatte, die sie sich aus Betrübniß wegen des Todes ihrer Verwande oder Freunde gemacht hatten.

Ihre

Ihre Sprache ist nur wenig von der Otaheitischen unterschieden. Von der Regierungs-Art erfuhr man wenig. Wir bemerkten oben, daß ihre Städte alle befestiget sind; in einem andern Theil des Landes gab es aber weder Städte noch Dörfer, blos einzelne Häuser hier und da; doch an den Seiten der Berge waren lange Plätze, die ihnen wohl bey der Gefahr zur Retirade dieneten, mit Steinen und Pfeilen versehen, um künftiger Theurung vorzubeugen, lag eine Menge Farrenkraut und getrocknete Fische darauf. In diesem Theil schien das Volk in einem Zustand vollkommner Sicherheit zu wohnen. Ihre Pflanzgärten sind zahlreicher, ihre Boote mit schönerem Bildwerk geziert, das Land ist volkreicher, und die Leuten tragen feinere Kleidung. Die Ruhe und Ueberfluß scheinet davon herzukommen, weil sie einem Haupte oder Könige mit Namen Teratte unterworfen waren, der noch andere Häupter, die alle ältliche Männer waren, unter sich hatte.

SOCIETE DE LECTURE DE GENEVE

# Capitel 5.
# Von Neu-Holland.

## Besonders der östlichen Küste, nun genannt Neu-Süd-Wales.

## Erster Abschnitt.

Allgemeine Uebersicht des Landes. Bäume und Pflanzen, und vierfüßige Thiere. Beschreibung des Kangaroo. Vögel, kriechende Thiere, Insecten, besonders Ameisen, deren Nester beschrieben werden. Fische.

Dieß Land ist weit grösser als irgend eines, was nicht den Namen eines Welttheils hat; denn es geht vom 11° zum 38° Südl. Breite, und die Länge der *O.* und *NO.* Küste, längs welcher Herr Cook hinseegelte, ist in gerader Linie 27°, also 2000 Meilen: so daß es im Ganzen grösser als ganz Europa seyn muß. Der östlichste Theil dieser Küste ist 206° 20′ Westl. Länge von Greenwich.

Swärts 33° oder 34° der Breite ist das Land überall niedrig und eben, weiter *N*wärts ist es hoch, aber nirgends gebirgig; denn alle Hügel und Berge zusammen, mit den Thälern und Ebenen verglichen, machen nur einen kleinen Theil des Landes aus. Im Ganzen ists unfruchtbar, doch hat der hohe Theil Wälder, und an vielen Orten sind auch die Ebenen mit Kräutern bedeckt. An andern Orten ist der Boden mit losem Sand bedeckt, und viele der offenen Pläze zwischen den Wäldern sind felsicht und unfrucht-

fruchtbar, besonders Nwärts, wo auch an den besten Stellen die Pflanzen nicht so reichlich, als Swärts fortkommen, und die Bäume weder so lang, noch das Krautwerk so dick ist. Das Gras steht gemeiniglich hoch, aber dünn und selten sind große Bäume näher als 40 Fuß bey einander; die Ufer der Buchten sind mit Ibisch (*mangroves*) bedeckt. Eine Meile weiter hinein sind Moräste mit Gras bedeckt, die Küste Nwärts von 25° S. hat sehr viele schöne Rheden und Häfen, wo die Schiffe sicher liegen können in die unzählige kleine Bäche, aber keine grosse Flüsse, sich ergiessen.

In vielen Theilen giebt es sehr viel Gehölze; aber unsere Engelländer fanden nur 2 Arten von Bäumen, die man etwa zum zimmern brauchen könnte. Diese Bäume sind so groß oder grösser, als eine Englische Eiche, und eine sieht auch fast eben so aus, und giebt ein röthlichtes Gummi, wie Drachenblut; das Holz ist hart, schwer, dunkler Farbe, wie Lignum vitae, die andern wachsen gerade und lang, fast wie die Fichte; das Holz, das dem von der amerikanischen Eiche, die man die lebendige nennt, gleicht, ist eben so hart und schwer. Auch giebts Bäume mit weicher leicht abzuschälender Rinde, eben die, die man in Ostindien, die Schiffe mit Theer zu verstreichen, braucht. Es giebt auch 3 verschiedene Arten Palmen. Die erste die Swärts in grosse Menge wächst, hat Blätter, wie ein Fächer gefaltet; das *Cabbage* ist klein, aber ausserordentlich süß, und die Nüsse, die es in grosser Menge

trägt,

trägt, sind gut für die Schweine. Die zweyte Art ist noch mehr mit dem Cabbagebaum von Westindien zu vergleichen, die Blätter sind groß und Pfriemenförmig, wie des Cocosbaums, sie bringen auch Cabbage noch grösser als die vorigen, doch nicht so süß, hervor. Die dritte Art, die wie die zweyte nur in nördlichen Gegenden gefunden wird, ist selten höher als 10 Fuß, hat kleine Pfriemenförmige Blätter wie das Farrenkraut, es trägt keine Cabbage, aber eine grosse Menge Nüsse, so groß wie eine Muscatennuß, aber ründer; sie sind ein starkes Brech- und Purgiermittel. Ausser diesem giebt es noch verschiedene Bäume und Gesträuche, die in Europa ganz unbekannt sind; einer trägt eine Art Purpuräpfel, die man, wenn man sie einige Tage hinlegt, essen kann, und fast wie Zwetschen schmecken; andere sehen wie Pflaumen aus, und flach, wie ein kleiner Käß; andere wie Kirschen, nur daß die Steine weich sind; andere sehen aus wie Tannzapfen, schmecken aber nicht gut. Kurz, es giebt hier eine grosse Mannichfaltigkeit von Pflanzen, die Potanik zu bereichern; wenige aber sind eßbar.

Unter den vierfüssigen Thieren ist das wichtigste Thier das *Cancaroo*; es ist so groß als ein Schaaf; Kopf, Hals und Schultern sehr klein gegen den übrigen Theil des Körpers betrachtet, die Vorderfüsse eines Jungen waren nur 8 Zoll lang, dicht an der Brust; die hintern 22. Die Haut mit kurzen Pelzwerk von grauer oder dunkler Mausfarbe bedeckt, Kopf und Ohren

aber

aber waren anders und hatten einige wenige Aehnlichkeit mit Haasen, der Schwanz fast eben so lang, als der ganze Leib und gegen das Ende zu dicker; sein Gang besteht in Sprüngen auf eine grosse Ferne, und doch blos auf 2 Beinen, grade. Gekocht ists trefflich zu essen. Sie haben auch Hunde; ein Thier vom Opossum Geschlecht; ein anderes das einem Potecat gleicht, von den Einwohnern Quoll genannt. Der Bauch ist weiß, der Rücken weiß gesprenkelt.

Die Landvögel sind Fledermäuse, ein Mittelding zwischen Thier und Vogel, so groß wie ein Rebhuhn, Papegayen, nach ihren verschiedenen Sorten, (parrots, parroquets, cocatoos,) und andere Vögel von der nämlichen Art von ausnehmender Schönheit, Feldtauben, die in grossen Flügen beysammen sind, Haustauben, Reiher, Trappen, Wachteln, Krähen, Habichte und Adler. Von See- und andern Wasservögeln giebt es: Soland-Gänse, Meerraben (*Shaays*) Rothgänse; Holzgänse (*Gannets*) von 2, Arten, Pelicane höchst groß, Enten, *Curlieus*, *Boobies*, *Noddies* und viele andere, die in Europa unbekannt sind.

Unter den kriechenden Thieren giebts verschiedene Arten Schlangen, einige giftig andere nicht, Hundertfüsse, Scorpionen und Eydexen. Die vorzüglichsten Insecten sind Catterpillars, Buttervögel, Muskiten, die an einigen Orten sehr zahlreich und beschwerlich sind, und verschiedene Sorten von Ameisen, jede in ihrer von andern verschiedenen Art ausserordentlich geschickt. Einige ganz

schwarz,

schwarz; die bauen ihre Wohnungen in Baumzweige hinein, indem sie bis an das äusserste Ende auch des dünnesten Zweigs das Mark herausführen, und doch fahren die Zweige fort zu blühen, als wenn gar keine Insecten darinn wären. Bricht man sie ab, so ist die Hand sogleich mit Millionen dieser Insecten, die ganz heftig und lang dauernd stechen, bedeckt. Eine andere Art ist grün, und wohnt auf verschiedenen Bäumen, wo sie Nester von verschiedener Größe, von Faustgroß bis Kopfgroß bauen; sie beugen einige Blätter, jedes Handbreit herab, und kleistern mit einem Saft, den zu schaffen sie die Natur tüchtig gemacht hat, die Spizen zusammen. Unsere Engländer trafen ihrer Tausend an, die alle ihre Kraft anwendeten, ein Blatt herab zu halten, während daß andere den pichichten Saft anbrachten. Dieß gewiß zu wissen, trieben sie diejenigen, die das Blatt herabwägen, aus ihrem Plaz, und es sprang so heftig auf, daß man nicht begreifen konnte, wie sie ein so festes Blatt hatten herablenken können. Ihre Neugierde lief nicht ungestraft ab, tausend Stachel brannten sie so schmerzlich als immer von Bienen, nur nicht über eine Minute. Die Nester einer dritten Art sind in der Wurzel einer Pflanze die, wie Eichenmistel (*misletoe*), an Baumrinde wächst, gemeiniglich so dick, wie eine grosse Rübe. Schneidet man sie von einander, so findet man unzählige Irrgänge, alle mit diesen Thieren angefüllt; und doch blühet die Wurzel dort. Jede Wurzel war voll davon, sogar die die nicht

dicker

dicker als eine Haselnuß waren. Diese Ameisen sind nur über die Hälfte grösser als die gemeinen rothen in England. Ihre Stachel fühlt man kaum. Aber so bald man die Wurzel berührt, schwärmen sie aus unzählbaren Löchern heraus, laufen auf die unbedeckten Theile des Leibes, und bringen ein Kizeln hervor, das, wenn es nicht sehr heftig ist, ganz unerträglich ist. Eine vierte Art, die den weißen Ameisen von Ostindien gleichen, stechen gar nicht, sie haben 2 Arten Häuser, eines hoch an den Zweigen der Bäume, das andere unten an dem Boden; die Nester auf den Bäumen sind viermal so dick als ein Mannskopf, zerbrechlich und wohl aus kleinen Theilen von Pflanzen gemacht, die sie mit einer pichichten Materie ihres eigenen Leibes zusammen machen; bricht man diese Kruste auf, so sieht man unzählige Zellen wimmelnd von Bewohnern in mannichfaltig gewundenen Gängen, die alle zu einander führen, mit Oeffnungen, die auf andere Nester des nämlichen Baums, leiten. Sie haben auch einen grossen verborgenen Eingang, wo sie auf die Erde und zu dem andern Nest, das da gebaut ist, kommen können. Dieß ist gemeiniglich an der Wurzel eines Baumes, niemals an dem, worauf ihre andern Wohnungen sind, es ist wie ein ungleichseitiger Kegel bisweilen über 6 Fuß hoch, und fast eben so groß der Durchmesser des Bodens; die äussere Seite ist von feinen Leimen ohngefähr 2 Zoll dick, innen sind Zellen, die nur mit dem unterirrdischen Weg zu den Nestern, auf den Baum und zu dem Baum,

nahe

nahe bey welchem sie gebaut sind, Gemeinschaft haben. Hier steigen sie die Wurzel hinauf, und in lauter eben so bedeckten Wegen, wie die waren, in welchen sie von ihren andern Wohnungen herabstiegen, weiter hinauf zu dem Stamm und den Zweigen; wahrscheinlich begeben sie sich im Winter oder bey der regnichten Jahrszeit, in dieses ihr Erdengebäude, denn hier sind sie sicher gegen jede Nässe, oben aber auf den Baum, wegen der Beschaffenheit und Dünne der Kruste, nicht.

Die See giebt den Einwohnern reichlichere Nahrung als das Land, Fische verschiedener Art; aber ausser dem Barben und einigen Arten Schellfischen, sind keine in Europa bekannt. Die meisten sind schmackhaft, einige köstlich; an den Seebänken und Klippen sind die treflichsten grünen Schildkröten in der Welt, Austern mancherley Art, sehr grosse Meerschnecken, Hummer und Krebse. In den Flüssen und kleinen Buchten des Meers sind Aligators.

## Zweyter Abschnitt.

Der Einwohner Sitten und Gebräuche, Hütten, Art zu fischen, Canoes und Waffen.

Das Land ist sehr dünn bewohnt. Die Männer sind mittler Gestalt, insgemein starkgliedricht. behend, sehr aktiv; ihre Haut ist Chocoladefarbig, doch ist ihre Gestalt nicht unangenehm; denn ihre Nasen sind weder flach, noch die Lippen dick, ihre Zähne sind weiß und eben, ihr natürlich langes und schwarzes Haar schneiden sie alle kurz ab; ohne es zu salben und zu beschmieren, haben sie

doch

doch keine Läuse; ihre Bärte sind auch schwarz, dicht und stark. Beyde Geschlechter gehen nackt, und haben eben so wenig Gefühl von Unanständigkeit dabey, als wir, wenn wir unsere Hände nicht bedecken; ihr vornehmster Schmuck, wenn etwas unnatürliches den Namen verdient, ist ein durch die Nasenknorpel gestecktes Bein so dick als ein Mannsfinger, zwischen 5 und 6 Zoll lang, geht ganz über ihr Gesicht, so daß ihre Nasenlöcher zu sind, und sie so durch die Nase reden, daß sie kaum selbst einander verständlich sind.

Sie haben Halsbänder von Schaalen sehr nett geschnitten und geschlungen, Armbänder von dünner Schnur, die 2 oder 3 mal um den Obertheil ihres Arms gebunden sind, und einen Strick geflochtenen Menschenhaars um ihren Leib, einige hatten auch Halstücher von Schaalen um ihren Hals hängen, die kreuzweis über die Brust herab giengen. Sie malen ihre Leiber weiß und roth; das rothe wird auf breiten Stücken Tuch auf die Schulter und Brust angelegt, die weissen in engen Streifen nicht ohne einigen Geschmack über die Gliedmaßen; breite über den Leib. Die weissen waren auch in kleinen Schönpflästerchen in das Gesicht, und im Cirkel um jedes Aug herum gelegt. Sie haben Höhlen in ihren Ohren; doch sah man sie niemals etwas darinnen tragen.

Man sah nichts in dem ganzen Land, was einer Stadt oder einem Dorf glich; ihre Hütten in der Botany-Bay, wo sie am besten sind, sind so hoch, daß ein Mann aufrecht darinn sizen kann, und nicht einmal so groß, sich ganz darinn aus-

zustrecken; sie sind von biegsamen Stäben, so dick als ein Mannsfinger, einem Backofen ähnlich gemacht; die 2 Enden stecken in der Erde, und herum ists mit Palmblättern und breiten Stücken von Rinde bedeckt; das Thor ist nur eine grosse Höhle an einer Seite, in dieser schlechten Hütte liegen 3 oder 4 Personen, mit den Beinen zum Kopf hinauf gekauert. Weiter *N*wärts, wo das Clima wärmer ist, sind diese Hütten niemals höher als 4 Fuß, und eine Seite ist ganz offen.

Ihr einziges Hausgeräthe ist ein länglichtes Gefäß von Rinde, deren beyde Enden sie mit einer Weide die nicht abgeschnitten wird, und zur Handhebe dienen, zusammengebunden. Es scheints sie brauchens zum Wasserholen und dieß geschicht bisweilen sehr weit weg; noch haben sie einen kleinen Sack, fast so groß, wie ein Cabbage Nez; es sieht aus, als wenn es gestrickt wäre; der Mann trägts an einer kleinen Schnur, die über seinen Kopf geht; auf dem Rücken meistens ist ein oder zwey Klumpen Schminkwerk, einige Angeln und Linien, einige Schalen woraus sie ihre Angeln machen, etliche Spizen ihrer Pfeile und ihre gewöhnlichen Zierrathen alles, was den ganzen Schaz des reichsten unter ihnen ausmacht, darinn.

Ihre Nahrung ist hauptsächlich Fische, der Cancaroo, Vögel verschiedener Arten, Yams, und Obst. Gefässe haben sie nicht, Wasser zu sieden,

den, sie braten also ihr Fleisch oder backen es, wie wir oben beschrieben haben.

Nicht den geringsten Gedanken vom Handel hatten diese Leute, und die Engelländer konnten sie nicht dazu bringen, ein Ding für das andere umzutauschen. Ihr eigner Schmuck war ihnen so theuer, daß sie, was man ihnen auch anbot, nichts davon wissen wollten. Gewiß etwas merkwürdiges, da doch Paternoster und Bänder weit mehr in die Augen fallen. So gleichgültig sie gegen den Handel waren, eben so wenig stehlen sie auch.

Da sie keine Neze haben, erhalten sie ihre Fische nicht anders, als daß sie nach ihnen werfen, oder mit Angeln; viele höhlen sie auch aus seichten Gewässern in den Felshölen. Ihre Angeln sind nett, einige ausserordentlich klein, sie haben Linien von der Feinheit eines Haars bis zu der Dicke eines Seils, die von gewissen Pflanzen gemacht werden. Schildkröten todt zu werfen, haben sie einen hölzernen Pflock, 1 Fuß lang, sehr gut gezackt; er paßt in eine Röhre die am Ende eines Stabs von leichtem Holz, so dicke als ein Manns Arm, 7 oder 8 Fuß lang. An dem Stab ist eine Linie 3 oder 4 Klafter lang angebunden, deren eines Ende an den Pflock befestiget ist. Wenn man die Schildkröte werfen will, so wird der Pflock in die Röhre gethan; ist er im Leib drinn, und der Zacken fest dargn, so

wird

wird der Stab herausgezogen, und sie lassen ihr Opfer sich weg bewegen, damit sie es ins Wasser bekommen, und seine Ermattung befördern, bis sie es mit ihren Canoes überwältigen und ans Ufer schleppen können.

Feuer machen sie sehr leicht, nehmen 2 Stücke trockenen weichen Holzes, eins ist ein Stecken von ohngefähr 8 oder 9 Zoll, das andere flach, der Stecken ist an einem Ende spiz, mit dem drücken sie aufs andere, und drehens mit beyden Händen, so geschwind wie wir eine Chocolademühle herum; so bekommen sie in weniger als 2 Minuten Feuer, und brennen gleich einiges Heu an.

Die Canoes dieser Gegend sind so schlecht als ihre Hütten. Swärts an der Küste sind sie nur ein Stück Baumrinde 12 Fuß lang an den Enden zusammen gebunden, in der Mitte vermittelst kleiner hölzerner Bögen offen gehalten; drey Leute können darinnen seyn, in seichtem Wasser fahren sie mit einer Stange, in tieferem mit Rudern, die ohngefähr 18 Zoll lang sind: In jeder Hand nimmt der Schiffer eines. So schlecht diese Schiffe sind, so sind sie doch sehr vortheilhaft; sie sind leicht, ziehen wenig Wasser, sind sehr gut über Schlamm herzuführen, und Schellfische aufzulesen. Weiter Nwärts sind die Canoes aus dem Stamm eines vielleicht mit Feuer gehöhlten Baums, 14 Fuß lang, und weil sie sehr eng sind, mit einem outrigger versehen,

daß

daß sie nicht umstürzen können; die Seiten sind ziemlich dünn, an jedem Ende gehet das Holz oben über den hohlen Theil weiter, als am Boden hinaus, und gleicht dem Ende einer Planke, man reihert sie mit Rudern fort, die so lang sind, daß man beyde Hände dazu braucht. Mehr als 4 Personen laden diese Schiffe nicht.

Man weiß nicht, wie sie die Bäume zu diesen Canoes fällen. Ihre Instrumente, die man bey ihnen fand, waren nur ein schlechter steinerner Hobel, einige kleine Stücke von eben der Materie in Form eines Keils, ein hölzerner Hammer, und Corallenstücke.

Ihre Waffen sind Speere oder Lanzen mit 4 Spizen und zackigten Zinken von Bein; die Spizen werden mit harten Harz, das ihnen eine Politur giebt, und sie tiefer eindringen macht, beschmiert; andere haben nur eine Spize, die Schaffte sind von einer Art Rohr gemacht, sehr gerad und leicht von 8 zu 14 Fuß lang; sie haben verschiedene Arten von Spizen, einige von hartem schweren Holz, in welches sie bisweilen scharfe, zerbrochene Stücke von Muscheln stecken, andere haben die größten Stachel vom Roggen, mit andern kleinern, deren Zacken gegen einander über befestigt sind. Dieß sind fürchterliche Waffen; wenn sie einmal im Körper sind, können sie, ohne das Fleisch mit hinweg zu reissen, oder die scharfen Beine oder Muschelzacken in der Wunde zurück zu lassen, nicht herausgezogen wer-

den,

den, mit grosser Gewalt und Geschicklichkeit werfen sie sie; nur mit der Hand, wenn sie 10 oder 20 Yards weit werfen wollen, aber 40 oder 50, mit einem Wurfstock. Dieß ist ein ebenes glattes Stück, harten röthlichten Holzes, das sie sehr poliren, indem sie es mit den Blättern einer Art wilden Feigenbaums reiben. Er ist ohngefähr 2 Zoll breit, ½ Zoll dick, 3 Fuß lang mit einem kleinen Knopf oder Haken an einem Ende, und am andern ein Queerstück 3 oder 4 Zoll lang; der Knopf wie in ein kleines Loch, das nahe an der Spize am Schafft der Lanze deswegen gemacht ist, hinein gethan, glischt aber, wenn mans fortwirft, leichtlich weg. Ist der Speer darauf gethan, und nach dem Knopf recht gerichtet, so hält ihn der Werfende über seine Schulter, schwingt ihn nebst dem Wurfstock mit aller seiner Macht; der Stock aber wird mit einem heftigen Stoß gegen die Schulter durch das Queerstück aufgehalten, der Speer fliegt unglaublich geschwind davon. Sie zielen so geschickt, daß wir mit Flinten nicht besser treffen können. Diese Leute haben auch einen Schild oder länglichte Tartsche 3 Fuß lang 18 Zoll breit; sie wird von Baumrinde gemacht.

# Register

## I. Historisches und Naturhistorisches Register.

### Beschreibung der Abbreviaturen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| *O* Bedeutet: | Ost | Fl. Bedeutet: | Fluß. |
| *S* — | Süd | Geb. — | Gebirge. |
| *W* — | West | Gr. — | Grafschafft. |
| *N* — | Nord | Gvment — | Gouvernement. |
| *BrA* — brittisches | Amerika | | |
| *DA* — dänisches | — | H. — | Hafen. |
| *FrA* — französisches | — | H St. — | Haupt Stadt. |
| *HA* — Holländisches | — | Is. — | Insel. |
| *PA* — Portugiesisches | — | Kchsp. — | Kirchspiel. |
| *SpA* — spanisches | — | N. od. Nat. — | Nation. |
| d. Pr. — | der Provinz | Pr. — | Provinz. |
| dsbst. — | daselbst | S. — | See |
| F. — | Fort | St. — | Stadt. |

A.

Adler, Weißgeschwänzt, Canada 111
— der kahle, Virg. 240
Aerzte, der Indier, Canada 127
Alligatorn, Fisch, Quito 823
Ameisen Bär, Thier, Brasilien 595
Americo Vespucci 1
Anpuz der Damen in Lima 872
Armadillo, Thier, Brasilien 595
Asseln, Thier, Charthagena 752
Attawawas, N. Canada 92
Auerhahn, braungesprengelt, Canada 113
Aussaz, Carthagena 754

B

Bären, Virginien 234
Bärenjagd, Canada 74
Baum mit der verbotenen Frucht, Barbad. 474
Baumwollen-Bäume, Carthagena 744
Begräbniß der Indier, Canada 126
Bejucos, Gewächs, Quito 821
Bekehrung durch die Jesuiten in Paraguay 901
Bermudas, ein Spanier 352
Beutelthiere, Virg. 236
Biber, Thier, Hudsonsbay 20
Bibergeil 21
Bienen, Wilde, Guadaloupe 540
Bongas, Fahrzeuge, Terra-Firma 732
Brombeerstrauch, Virg. 224
Brownisten, Colonien N. Engl. 143
Brücken von Bejucos, Cordilleras 849
Buckanier, Seeräuber, Jamaica 417 526
Bulls, indische N. Canada 93
Burgamotbaum, Barbadas 473

C.

Cabot, Entdecker von Virgin. 257
Cacaobaum, Jamaica 387
— , Carthagena 744
*Cachora de agua*, Thier, Brasilien 598
Caffeebaum, Jamaica 389
Calumet, Instrument der Wilden, Canada 135
Caraiben, St. Vincent 463
— gelbe 464
— schwarze ibid.
Cassawawurzel, Jamaica 392
Cedern, rothe, weiße, Carol. 271
— Bermuden 355
Character, der Spanier 580

Character, Portugiesen ibid
— Engländer 581
— Franzosen ibid
— Holländer 582
der Indier, in Quito 832
Chatas, Fahrzeug, Terra-Firma 732
Chegan, Insekt, Jamaica 391
Cheroken, N. Louisiana 349
Cherokesen, N. Canada 118
Chicha, Getränk, Quito 834
Chicketaws, N. Louisiana 348
Chickesaws, N. Louisiana 350
— N. Canada 118
Chilier, in Chili. 924
Chineh, Wanzen Art, Virg. 250
Chirimoya, Frucht, Quito 789
Chocolate-Nuß-Baum, Jamaica 387
Christineux, N. Indier Canada 107
Ciron, Insekt, Jamaica 391
Cochenille Würmer, Caroi. 274
— — Quito 809 810
Cockrikoes, Geflügel, N Mex. 685
Cocosbaum, Wild, Brasilien. 586
Codenoir, Gesezbuch, Louisi. 521
Cole'shöhle, Barbados 468
Colon, Entdecker Amerikens 1
Commisseriebaum, Brasil. 585
Condor, Vogel, Cordilleras 847
Copau-Baum, Guadaloupe 539
Corbary-Baum, — ibid
Coya oder Coyba, Insekt, Popayan 774
Creeks, N. Canada 118
Creek-Indier, N. Louis. 350
Creolen, N. Brasilien 602
Cuca, Kraut, Popayan 773
Culebrilla, Krankheit, Carthagena 755
Curassao, Vogel, N. Mex. 685
Cushaws, Kürbis, Virginien. 229

D.

Danta, Thier, Quito 815
Delawaren, N. Canada 117
Devil's Coppers, St. Christoph. 424
Diamanten, Brasil. 592
Diddledoo-Baum, Nevis 435
Dintenfisch, Barbados 482
Don Diego, Bäder bey Potosi 889
Dumplers, eine Secte 206

E

Eichhörnchen, Virg. 238
— fliegende ibid.

Einkünfte von Virg. 256
Eisenholz, Montserr. 452
Elend, Canada 73
— Virgin. 235
Erbschaftskammer, Lima 869
Erdbeben in Lima 856
Erdbeeren, Wilde, Virgin. 229
Eskimeaux, O. Hudsons-Bay 32
Eule, große, gehörnte, Canada 112
— Weiße, Virg. 238

F.

Faulthier, N. Mexico 682
Feuerfliege, Carolina 278
Flammens, Vögel, HA 566
Fledermäuse, Carthag. 750
Flibustier, Domingo 526
Fliegenfänger, Nevis 438
Freyheit, der Indier höchstes Gut 128
Froschfisch, Virginien 252
Frutilla, Frucht, Quito 790
Fuchs-Indier, N. Can. 97
Fünf Nationen, Canada 105 106 113 115

G.

Gallinazas, Vögel, Quito 824
Gallinazo, Vogel, Carthag. 748
Gar-Fish, NMexico 687
Gastmale der Indier, Canada 127
Geile Seuche, Quito 786
Gelehrsamkeit, NYork 182
Gold, Brasilien 589
Granadilla, Frucht, Quito 790
Grenville, Graf, Theilhaber an Carolina 310
Gualca, Indier, Entdecker des Bergw. Potosi 887
Guanaco, Thier, la Paz 894
Guano, Thier, NMex. 682
Guavabaum, weiß, roth, Barbados 474
Guieteba, Baum, Brasil. 585
Gummibaum, Carol. 271

H.

Habicht, fischende, Virgin. 240
— Heringsschwänzige Carol. 280
Heuschrecken, NMex. 686
Hickery's, Wallnuß, Carol. 270
Honigbaum, Virg. 228
Hornfisch, NMex. 687
Hualpa, Indier, Entdecker des Bergw. Potosi 887
Humming-bird, Vogel, Virg. 239
Hunde, statt der Pferde, N-Fundland 42
Huronen, NCanada 117

J.

Jenipah, Gewächs, Brasil. 587
Jesuiter-Rinde, Quito 809

Illi-

Illinische Indier, Jamaica 390
Independenten, NEngl. 163
Indigo, Carolina 289
Indische Feige, Carol. 273
Indische Kirsche, Virg. 227
Indischer Feigenbaum, Quito 810
Indisches Korn, NEngl. 148
Ingwer, Jamaica 390
Johannisbeeren, Virgin. 229

K.

Kirk, engl. General 71
Klapperschlange, Virg. 241
Kleine Schlange, Krankheit, Carthagena 755
Königs Phasan, N. Mex. 686
Kohlbaum, Florida 325
Korallen Schlange, Carthagena 751
Krebse, Himmelblaue, Nevis 439
Kropfvogel, St. Christoph. 426

L.

Lacke Indians, N. Can. 91
Lama Thier, la Paz 893
Landhecht, Nevis 437
Landkrappe, Nevis 437
Limpian, Rolle Taback 877

M.

Maca, Schlange, Quito 815
Macaw, Vogel, NMex. 684
Machacado, Erz, Potosi 890
Maiz, NEngland 148
Mal del malle, Krankheit, Quito 786
Manatter, Fisch, Brasil. 599
Manchinellbaum, Barbad. 475
Mangrovbäume, Brasil. 586
Mate, Getränk, Quito 803
Meerkazen, Campachy 683
Mendieta, Mine, Potosi 888
Mericasah, Gewächs Brasil. 588
Mestizen, Brasil. 602
— , N. Quito 797
— , N. Mex. 701
Mexicaner, alte, Mex. 706
Mickanders, N. Canada 117
Milchstaude, Guadaloupe 539
Misauri, N. Louis. 345
Mocking-bird, Vogel, Virg. 238
Mohegons, N. Canada 117
Mohocks, indischer Stamm Canada ibid
Montcalm, franz. Gener. 80
Mopa-mopa Harz Bäume Popayan 774
Mulatten, Mexico 702

Mungaroo, Frucht, Brasil. 588
Munjac, Harz, Barbad. 472
Musethier, N. Engl. 149
Muskettos, Insekt, Virg. 250
Muskuskraut, Montserrat 452
Musteran de Avo, Gewächs Brasil. 588
Muthoy, Art, Fische 24
Myrtenbaum, Virg. 225

N.

Nachtigall, Virg. 238
Narborough, Entdecker der Falklands-Inseln 943
von Nassau, Graf Moriz 622
Neger-Sclaven, Carol. 300
NiederCreek Indier Georg. 318
Nigua, Insekt, Quito 785
Nopal, Pflanze, Quito 810

O.

Oelquellen, Canada 105
Opoßum Beutelthier Virg. 236
Orinoka-Adler, St. Christopher 426

P.

Palmetobaum, Bermuden 355
— Carol. 270
— der kön. Florida 325
Palm-Oel Baum, Barbad. 473
Panque, Kraut Chili 922
Panther, Virg. 233
Papas, Silberklumpen 890
Papua, Baum, Carol. 272
Parakeeto, Vogel, Carol. 280
Pasa, Spiel der Indier, Quito 836
Patagonen, N. Patagonien 919
Pecaree, Thier, Mex. 681
Pelican, großer Vogel, Canada 110
Penn, engl. Adm. 201 202
Peguots, N. NEngl. 158
Perlen Fischerey, Terra Fir. 737
Persimmon, indische Pflaumen, Virg. 277
Petango, Gewächs, Brasil. 588
Pferde, Carolina 276
Pigue, Insekt, Quito 785
Pimentobaum, Jamaica 386
Pitahaya, Gesträuch, Californ. 665
Plantanen, Frucht, Jamaica 391 392
Pole-cat, Thier, Canada 75
Poncho, Kleid der Chilier 935
Porcupine, Schwein, Canada 109
Pottawatamies, indische N. Canada 97
Prediger, Vogel, Cart. 747

Priester der Indier, Canada 126

Q.

Quam, Vogel, NMex. 685
Quarteroons dez Indies 702
Quash, Thier, NMex. 683
Quick-Hatch, Thier, Canada 110
Quillota, Art Aepfel, Chili 940
Quinquina, Rinde, Quito 809

R.

Racoon, Dachs, Virg. 235
Ravet, Insekt, Quadalope 540
Rebhuhn, Weiße, Canada 112
Reis, Carolina 267
Religion, Carolina 286
— , der Indier, Can. 125
— , der Negern, Jam. 403
— , NYork 182
— , Virginien 256
Rica, oder die Reiche, Mine, Potosi 888
Rocket, Eidexe, St. Christopher 425
Rohr, Gewächs, Quito 820
Rothwürmer, Virg. 251

S.

Saamenläuse, Virg. 251
Sapiera, Baum, Brasil. 585
Saßafras, Baum, Carol. 272
Sätschem, Canada 133
Sauger, Art Fisch, Hudsons-Bay 25
Schawaneesen, N. Canada 117
Schildkröten, Brasil. 598
Schlangen, Virginien 250
— Wasser ibid
— schwarzer ibid
— Korn Schlange ibid
Schlangen, kupferfarbige 250
— Viperschlange ibid
Schlangen, gelbe, grüne, dunkelfärbig, NMex. 686
Schnecke, Nevis 437
Schnee-Augen, der Eskimeaux 35
Schwäne, Carolina 281
Schwarze Gesezbuch, Louisiana 521
Scorpion, Barbados 479
— , Surinamische ibid
See-Indier, N. Canada 91
See-Löwe, Juan Fernandes 952
Serpentinen, Hängmatten, Brasil. 601
Serrie, Baum, Brasil. 586
Skunt, Thier, Canada 75
Soldat, eine Schnecke, Nevis 437
Sommers, ein Engl. 352
Sommersinsel-Rothholz, Bermude 356
Soursope-Gewächs, Brasil. 587

Souties, Einwohner einer Stadt, Canada 92
Spinne, Carol. 279
Bergspinne, Carol. ibid
Spottvogel Carol. 282
Stachelschwein, Canada 109
Stockfisch, NFoundland 43 44
Storax-Baum, Quito 813
Stingraß, Fisch, Virg. 251
Sucker, Art Fisch, Hudsonsbay 25
Sumach, Baum, Carol. 272

T.

Taback, Virg. 222
Tapuyer, N. Brasil. 606
Tarabita, Seil zum übersezen über einen Fl. 851
Tenceroons dez Indies 701
Terpentin, Carol. 292
Teufelskessel, St. Christopher 424
Teufelsvogel, Goudaloupe 539
de Texeira, Erz-Bischoff Brasil. 606
Theer, Carol. 293
Tiger, — 278
Titymag, Fisch, W. Hudf. Bay. 24
Tomahawk, Instrument, Can. 136 137
Trauben, Wilde, Virg. 228
Tulcan, Vogel, Cart. 747
Tulpenbaum, Carol. 271
Tupinamben, N. Brasil. 606
Turco, Mine, Carangas 890
Twerghtwees, N. Louis. 346

U. V.

Uckewaa, Gott in der Hudsons-Bay 29
Versammlung, der Wilden, Can. 129
Vicho, Krankheit, Quito 786
Vicuna, Thier, la Paz 894
Vieh-Jagd, Patagonien 916
Vielweiberey, Canada 119
Vijahua, Blatt, Quito 821
Villaroel, Spanier 888
Ultramarin, Gruben, Quito 813
Universität Lima 867

W.

Wampum, Geld der Wilden Canada 134
Warree, Thier, NMex. 682
Wasserhund, Brasil. 598
Wasserwürmer, Virg. 252
Weidenschlange, Carthag. 751
Weintrauben, Wilde, Canada 98
Weiße Indier, Louis. 343
Weizen, Carol. 267
White Indians, Louis. 342

Wilde Esel, Quito 807
Wittica, Gott des Uebels Hudsons Bay 30
Wolffe, engl. General 79
Wolferene, Thier, Canada 110
Würg Teufel, Rum Jam. 393

Y.

Yams, Brod, Jamaica 392
Yeahtanees, N. Louis. 346

Z.

Zimmet Baum, Wilde Jam. 388
— Bäume, Macas 814
Zinnmine, Potosi 888
Zuckerbaum, Virginien 228
Zucker Pflanze, Jamaica 383

## II. Geographisches Register.

A.

Acadia, Pr. BrA. S. 57
Acalpulco, H. Mexico 695
Acomat, Gr. Virginien 253
Aequinoctial Frankreich, Pr. FrA. 560
Albany F. NYork 185
— Gr. — 180
— St. — 182
Albemarle, Fl. Carol. 295
Aliganische Gebirge, NA. 3. 209
Allerheiligen-Inseln, FrA. 541
Amazonen-Fluß SA. 5
Amerika 1
St. Andrews-Overhill, Pr. Barbados 489
Androß, Lukaye 368
Anguilla, Caraibe 419. 420
Anna (Prinzeßin) Gr. Virg. 253
Annapolis, H. St. Maryl. 211
Anne, Gr. Maryl. 211
St. Anne Kchsp. St. Christopher 427
Antego, Caraibe 445. 420
Antigua, Caraibe ib. Ibid.
Antillen, BrA. 375
St. Antony, F. Brasil. 600
Apalachische Gebirge, NA. 3. 73. 209
Aquoquimenink, St. Penns. 199
Archidona, St, Quixos 812
Arequipa, Dioces, Lima 884
— St. daselbst ibid.
Armire, Dorf, Cayenne 561
Aruba, Is. HA. 571
Arundell, Gr. Maryl. 211
Assumption, St. Paraguay 900
Attawawas-Fl. Canada 96
Auguste, St. Georgien 313

St Augustin, HSt. OFlorida 331
Avila, St. Quixos 812

B.

Bahaia, Ebene, Domingo 528
Bahama-Inseln, BrA. 365, 366
Bahia de Carlos, Bay, OFl. 330
— de todos Santos, Pr. Brasil. 599
Bahia, HSt. Brasil. ibid.
Baldivia, H. Chili 940
Baltimore, Gr. Maryl. 211
Baranca del Malambo, St. St Martha 767
Barbados, Caraibe 420
Barbados, Is. BrA. 466
Barbuda, Caraibe 419, 420
Bariayans, F. SpA. 633
Barn-Island, Is. NYork 179
Barnstable, Gr. NEngl. 163
St. Bartholomew, Is. FrA. 532
Basse-Terre, HSt. St. Chrstph. 428
— Pr. Dominica 455
— Theil Guardalope 537
Beaufort, St. Carol. 296
Bedfortsbay, NSchottl. 60
Bergen, Gr. NJersey 189
Bermuden, Ins. BrA. 352
Beveren, F. Tabago 505
Bird-Island, Bermude 358
Blauenberge, Jamaica 376
Bloody River, Fl. Louis. 343
Blue Mountaines, Jamaica 376
Blutige-Fluß, Louis. 343
Bonaire, Is. HA. 571
Boston, HSt. NEngl. 163. 157
Brasilien, Pr. PA. 583
Bremerton, F. Canada 105
Bridge, Theil Barbad. 489
Bridge-Town, HSt. Barbad. 489
— St. Antigua 448
Bristol, Gr. NEngl. 163
Brittisches Amerika 13
Buckingham, Gr. Pennsyl. 197
Buenos-Ayres, Bisthum las Charcas 911
Burlington, G. NJers. 189
— St. — ibid. 192

C.

Cabes-Terre, Dominica 455
Caicos, Lukaye 369
Calbuco, St. Chiloe 941
Californien, Pr. SpA. 664
Callao, H. Lima 879
— St. daselbst 880
Cambridge, St. NEngl. 165
Campeachy, St. Jucatan 699
Canada, Pr. BrA. 69
Cap Breton, Is. BrA. 46
Cape Mary, Gr. NJers. 189
Caperon Cap, Cayenne 560
Cap François, St. Dom. 529
Cara, HSt. Venezuela 768
Caraccas, Pr. SpA. 769
— HSt. ibid.

Caraibische Ins. BrA. 419
Carangas, Pr. Charcas 890
Carlisle, H. Antigua 446
Carthagena, Terra-Firma 720
— Pr. SpA. 741
— HSt. das. 757
Casco, Fl. NEngl. 162
— Bay, H. NEngl. 152
Cas de Navires, H. Martinico 556
Castella del Oro, Pr. Terra Firma 770
St. Catharine, Is. Brasil. 615
Cat-Island, Lukaye 368. 374
Cayenne, Pr. FrA. 559
— Is. FrA. 560
Cayos de los Martyros, Isn, OFlorida 330
Cecil, Gr. Maryl. 211
Cedern, Cedars, Gränze von Quebeck, BrA. 107
Chaco, H. Chiloe 941
Chagre, Fl. Terra-Firma 721
Chamblee, F. Canada 70
Chapala, S. Guadalajara 689
Charcas, Audienz, Peru 886
Charles-Bay, OstFlor. 330
— F. Carol. 305
— F. St. Christopher 427
— F. Antigua 446
— Gr. Maryl. 211
— Gr. Virg. 253
Charles-Town, NEngl. 157
— HSt. SCarol. 295. 308
— HSt. Nevis 440
Chasepeak-Bay, Virg. 219
Cheapo, Fl. Terra Fir. 722
Chebucto, H. NSchottl. 59. 65
Chesapeak-Bay, Maryl. 207
Chester, Gr. NYork 180
— Pennsyl. 197
Chiapa, Pr. Mex. 690
Chichester, St. Pennsyl. 199
Chili, Königreich, SpA. 920
— Gvment, das. 931
Chiloe, Gvment, Chili 941. 931
Chimba, Vorstadt von St Jago 932
Chimbo, Quito 806
Christ-Church, Kirchsp. St. Christopher 427
Christino, Fl. Canada 90. 107
St Christopher, Caraibe 423. 420. 428
Churchill, F. Hudsonsbay 19
Cigateo, Lukaye 368
Cinaloa, St. Guadalajara 689
St. Clair, S. Canada 99
Clarendon, Fl. Carol. 295
Cochecha, St. NEnglanb 170
Colorado, Fl. Californ. 665

Con-

Conception, Fl. Terra Fir. 721
— St. Chili 934
Congo, Fl. Terra Firma 722
Connecticut, Fl. NEngl. 168. 152
— Colonie, NEngl. 170. 153
Conorrhoe-Hügel, SChristoph 423
Cooper, Bermude, BrA. 358
Copiapo, H. Chili 937
Coquimbo, St. Chili ibid.
Corbincap, Cayenne 560
Cordilleras des Andes, Geb. SA. 4
— Geb. SpA. 840
Costa-Rica, Pr. Guatimala 700
Cotopaxi, Theil der Cordill. 841
Coxemar, F. SpA. 633
St. Croix, Is. DA. 577. 559
Cuba, Antille, BrA. 375
— Is. SpA. 627
Cuença, Theil v. Quito 806
Cul de Sac, Rhede, Guardal. 538
— Robert, H. Martin. 551
Cumana, HSt. NAndalus. 770
Curacao, (Curassao,) Is. HA. 567
Curlands-Bay, Tabago 503
Cusco, Diöces, Lima 883
— St. das. ibid.

D.

Dänisches Amerika 576
Darien, Fl. Terra Firma 721
St David, Bermude 358
Delavare, Fl. NA. 195. 4
Del Rey, Pr. Brasil. 599
Deseade, (Desirada,) Is. FrA. 535
Detroit, F. Canada 99
Deutsche Flächen, NYork 177
Devonshires Stamm, Georg. Is. 358
Los Diobolos, Bermuden BrA. 354
St. Domingo, Is. FrA. 523
— HSt. das. 530
Dominica, Caraibe, BrA. 420
— Is. BrA. 455
Dorchester, Colonie, NEngl. 157
— Gr. Maryl. 211
Dover, St. Pensyl. 199
Dutchess, Gr. NYork 180

E.

Eastriver, Fl. NYork 178
Ebenezer, St. Georg. 319
Edenton, St. Carol. 295
Elendsberg, St Chrstpher 424
Eleuthera, Lukaye, BrA. 369

El Fuerte, F. SpA. 633
Elisabeth, Gr. Virg. 253
Englische Hafen, Cap-Breton 47
— , Antigua 446
Erie, F. Canada 101
— S. Canada 100
Erwünschte Insel, FrA. 535
Essex, Gr. NEngl. 163
— , Gr. NJersey 189
— , Gr. Virg. 253
St. Eustatia, Is. HA. 562
Exeter, St. NEngl. 170
Exuma, Lukaye 369

F.

Falkland-Inseln, SpA. 942
Falmouth, H. Antigua 446
— , St. Antigua 448
Feuerland, Isn, SpA. 944
Fischer-Insel, NYork 179
— Island, NYork ibid.
Five Island Harbour, Antig. 446
Florida, Pr. BrA. 324
Fort Moro, SpA. 633
Fort-Royal, Martinico 550
Fort-Trinite, Martin. 551
Franciscus-See, Can. 107
Französisches Amerika 515
Frauenberge, Can. 73
Frederica, St. Georg. 320
Fronsac, H. Cap Bret. 47
Fuchs-Fluß, Can. 97
Fünf-Inseln-Hafen, Antigua 446
Fundy-Bay, NSchottl. 57

G.

Gaborie-Bay, Cap Bret. 47
St. Georg, Bermude, BrA. 353. 358
— H St. das. 358. 361
Georg, (Prinz) Gr. Maryl. 211
— Gr. Virg. 253
Georgien, Pr. BrA. 310
Georgs-Insel, NSchottl. 59
St Georgs-Stamm, St Georg 358
German-Flats, NYork 177
German-Town, St. Penns. 199
Glouceſter, Gr. Virg. 253
— Gr. NJers. 189
Goyaves, Is. FrA. 538
Granada, Caraibe, BrA. 420
Granadillos, Caraiben ib.
Granadillas oder Granadinen-Inseln, BrA. 508
Granadinen, Caraiben 420
Grand-Terre, Theil von Guadaloupe 537
Green-Bay, Can. 97
Grenada, Caraibe, BrA. 508
Grout, H. Jamaica 412
Grüne Bay, Can. 97
Guadalajara, Audienz von Mex. 689
— , H St. das. ibid.
Guadalope, Is. FrA. 536

Guamanga, HSt. Guamanga 882
Guanahani, Lukaye 369
Guaranda, Theil, Quito 806
Guardalope, Is. FrA. 536
Guatimala, Audienz, Mex. 699
— HSt. das. 700
Guaxaca, Pr. Mex. 690
Guayaquil, Theil von Quito 806. 816
— Fl. das. 823
— St. das. 827
Guiana, Pr. HA. 572

H.

Halifax, St. NSchottl. 59. 66
Hamiltons-Stamm, Georg Is. 358
Hampton, St. NEngl. 170
Harbour-Island, Lukaye 369. 374
Hartford, St. NEngl. 158. 171. 172
Havanna, St. Cuba 631
Heilige Geist-See, Ost-Florida 329
Henrico, Gr. Virg. 253
Hispaniola, Antille 375
— , Is. FrA. 523
St. Hole, Pr. Barbadoes 489
Holländisches Amerika 562
Honduras, Pr. Guatimala 700
Hudsons-Bay, NA. 13
— Fl. — 171. 4
Huron-Fluß, Can. 109
— See, Can. 95

J.

Ján de Bracamoras Gvment, Quito 814
St Jago, St. SpA. 635
— de Guatimala,
— alte HSt. Guatim. 700
— de la Vega, St. Jam. 407-413
Jamaica, Antille 375
James-Fluß, Virg. 219
— Town, St. Virg. 254
St James, Pr. Barbad. 489
Jecorty, St. Can. 70
Ilheos, Pr. Brasil. 599
Illimani, Berg, Plata 894
Indioschiquitos, Missionen in Los Charcas 897
Insel Wight, Gr. Virg. 253
St John, Fl. NSchottl. 61
— F. Ostflorida 332
— Is. BrA. 54
— Kirchsp. St. Christopher 427
St Johns, H. Antigua 446
— Town, HSt. Ant. 448
Ireland, Bermude 358
Isle Royale, BrA. 46
Isthmus von Darien, Terra Firma 720
— von Panama,

Terra Firma ibid.
Juan Fernandes, Inſ. Sp. Amerika 975
Jucatan, Pr. Mex. 690. 699

K.

Kennebec, Fl. NEngl. 168
Kent, Gr. Pennſyl. 197. 199
Kings-County, Gr. NYork 180
Kingſton, H. St. Jamaica 406
King William, Gr. Virg. 253
St. Kitt's-Inſel, BrA. 423
Klein Indier, Mißion los Charcas 897
Klein-Niagara, F. Canada 102
Kuh-Inſel, FrA. 532

L.

Lady Mountains, Can. 73
Lagida, Fl. Cuba 632
Laguna de Eſpiritu Santo, S. Oſtflor. 329
Lake Huron, Can. 95
Lake Superior, 94
Lampſinburg, St. Tabago 505
Lancaſter, Gr. Virg. 253
— St. Penſyl. 199
Landes-Haupt, Berge, Can. 90
Laracunga, Theil von Quito 806
Las Corientes, St. Buenos Ayres 914
Leeward-Islands BrA. 420
Leogane, St. Domingo 550
Lewes, St. Pennſyl. 199
Lewis, H. Canada 509
Lima, Audienz, SpA. 854
— St. daſ. 863
Loſa, Theil von Quito 806. 809
Londonderry, F. St. Chriſtoph. 427
— St. NEngl. 170
Long-Island, NYork 178
— Bermude 358
St Lorenz-Fluß, NA. 4. 72. 89. 706
St Louis, Iſ FrA. 531
— Fl. Cayenne 561
Louisbourgh, H. Cap Breton 47
Louiſiana, Pr. BrA. 340
— Pr. FrA. 515
Lucaya, Iſ. BrA. 368
Lucayiſche Inſeln, BrA. 456
St. Lucia, Iſ. FrA. 559
St. Lucy, Kirchſp. Barbad. 489

M.

Macas, Gvment, Quito 812
Main, Pr. NEngl. 152. 160. 161
Manahatton, Iſ. NYork 179
Maracaibo, St. Venezuela 769
Maragnan, Pr. Braſil. 599

Marblehead, St. NEngl. 162
Margaretha, Is. SpA. 649
St Maria, St. Maryl. 213
Marida, St. NGranada 771
Marigalante, Is. FrA. 534
St. Mark d'Apalache, St. WFlor. 334
— Fl. Ostflor. 332
St Martin, Is. HA. 565
Martinico, Is. FrA. 546
St Mary, Gr. Maryl. 211
— Kirchsp. St Christopher 427
Maryland, Pr. BrA. 207
Masa-Fuero, klein Juan Fernandes Is. 955
Massachusets-Bay, NEngl. 153. 161
Magaguana, Lukaye 368
Mecas, südlichste Berg, Cordill. 842
Mechigan-See, Can. 96
Mechoacan, Pr. Mex. 690
Merrimac, Fl. NEngl. 152. 168
Mexico, Pr. SpA. 672
— Audienz, daselbst 689. 690
— HSt. das. 690
Miamee, Fl. Can. 100
St Michael, Barbad. 489
Michlimacana, Strasse, Can. 96
— Fl. ibid.
Middlesex, Gr. NEngl. 163
— Gr. NJers. 189
— Gr. Virg. 253
Minas, St. NSchottl. 67
Mira, Flecken, Quito 807
Misauri, Geb. Louis. 343
Misauris, Fl. 345
Missionen von Paraguay 896
Missisipi-Fluß NA. 4. 90. 340
Mohawk, Fl. NYork 177
Mohoktanesee, Can. 116
Monk-Shill, F. Antig. 446
Monmouth, Gr. NJers. 189
Monongahela, Fl. Louis. 347
Monte-Video, St. Buenos-Ayres 914
Montreal, St. Can. 70. 83
Montserrat, Caraibe 420
— Is. BrA. 451
Morne Garnier, Berg, Martin. 556
Morne Tortenson, Martin. ibid.
Mount-misery, St Christoph. 424
Muddy, Fl. Louis. 341

N.

Nansamond, Gr. Virg. 253
Nassau, St. Lukayen 374
Neu-Andalusien, Terra-Firma. 720, 770
Neuborn, St. Carol. 295

Neue Welt 2
Neu Engelland, BrA. 145
Neu-Frankreich 69
Neu-Granada, Terra-Firma 720. 770
Neu-Guatimala, HSt. Guatimala 701
Neu-Hampshire, Prov. N-Engl. 153. 160. 166
Neu-Jersey, Pr. SpA. 186
Neu-Kastilien, Pr. SpA. 719
Neu-Kent, Gr. Virg. 253
Neuland, Is. BrA. 41
Neu-London, St. NEngl. 172
Neu-Mexico, Pr. SpA. 660
Neu-Orleans, HSt. Louis. 516
Neu-Plymouth, NEngl. 163
Neu-Schottland, Pr. Br. Amer. 57
Neuse, Fl. Carol. 295
Nevis, Caraibe, 420. 434
Neu-Spanien, Pr. SpA. 672
Neu-York, Pr. BrA. 176. 180
— St. daselbst 180. 185
Newcastle, Gr. Pensylv. 197. 199
Newfoundland, Pr. BrA. 41
New-France, Pr. BrA. 69
Newhaven, St. NEngl. 160. 171. 172. 173
New-Inverneß, St. Georg. 320
Newport, St. NEngl. 173. 174
Newton, St. NEngl. 165
Niagara, F. Canada 104
Nicaragua, Pr. Guatim. 700
Niedrige Land, Maryl. 209
Nippisong, S. Can. 90
Nonsuch, Bermude 358
— Harbour H. Antig. 446
Nord-Amerika 3
Nord-Bay, Canada 93
Nord-Carolina: Pr. BrA. 263. 294. 310
Norfolk, Gr. Virg. 253
Northampton, Gr. Virg. ibid.
Northumberland, Gr. Virg. ibid.
Nova-Scotia, Pr. BrA. 57
Nuestra-Sennora de la Buenos-Ayres HSt. Buenos-Ayres 913

O.

Ober-See, Can. 94
Ohio, Fl. NA. 4. 346
Old-Harbour, H. Jamaica 377
Oneneaga, Fl. Can. 116
Oneoida, Fl. Can. ibid.
— St. — 104
Ontario, S. — ibid.
Orange, Gr. NYork 180

Orleans, Is. Can. 72.
— Is. Louis. 351. 516
Oroncko, Fl. SA. 5
Ossine, Pr. Barbad. 489
Ost-Florida. Pr. BrA 329
— Fluß, NYork 178
— Jersey, Pr. BrA. 189
Oswego, Fl. Can. 104
Oswegotchy, Fl. Can. 106
Otabalo, Theil, Quito 806
Ouabache, Fl. NA. 4
Oxford, St. Pensyl. 199

P.

Pagets-Stamm, Georg-Is. 358
Panama, St. Terra-Firma 732
Panuco, Pr. Mex. 690
Paraguay, Fl. Los Charcas 897
— Bisthum, — 899
Paramairamba, St. Surinam 574
Parayba, Pr. Bras. 599
Parham, St. Antigua 448
Paria, Pr. Brasil. 599
— Theil, NAndaluf. 770
Passaik, Fl. NJersey 188
Patagonien, Pr. SpA. 914
Paturent, Fl. Maryl. 210
Paturet, Fl. NEngl. 151
Payra, Fl. Cordill. 843
la Paz, Diöces, Plata 893
— St. das. 893. 895
Pembrokes-Stamm, Georg Ins. 358
Pensacola, HSt. WFlor. 335
Penns-Land, Pr. BrA. 202
Pennsylvanien, Pr. BrA. 192. 193
Pernambuco, Pr. Brasil. 599
Perth-Amboy, St. NJers. 189. 192
Peru, Pr. SpA, 780
St Peters-Busen, Cap Bret. 47
St Peter, Is. Cap Bret. ibid.
St Peters, Pr. Barbad. 489
— St. Antig. 448
Petit-Guaves, Gt. Domingo 530
Philadelphia, Gr. Pennsyl. 197
— HSt. — ibid.
St Philipp de Porto Bello St. Terra-Firm. 726
— F. — 727
Pichinga, Berg, Quito 843. 790
St Pierre, HSt. Martinico 549
Piscataway, Fl. NEngl. 152
Pitt, F. Louis. 347
Piura, H. Lima 863
la Plata, Audienz, Peru 886

— St. Charcas 890
Pokomoke, Fl. Maryl. 210
Poligi, Pr. Brasil. 599
Popayan, Pr. Terra-Fir. 772. 720
— St. — 778
Port-Dauphin, Cap Bret. 47
— Louis, St. Domingo 530
— Morant, H. Jamaica 377
— Negril, H. — ibid.
Porto-Cavallo, St. Caracas 770
Porto del Principe, St. SpA. 635
— Rico, Lukaye 367. 370
— , Is. SpA. 644
— , St. daselbst 647
— Seguro, Pr. Bras. 599
Port-Royal, alte HSt. Jam. 405
— H. — 377
Porthsmouth, HSt. Neu-Hampshire 169
Port-Toulouse, Cap Bret. 47
Portugiesisches Amerika 583
Potomack, Fl. MA. 5
Potosi, Silberberg, Charcas 887
— St. — 889
Potowmac, Fl. Maryland 210. 219. 220
Presque-Isle, F. Can. 101
Providence, Lukaye 367. 370
— , Colonie NEngl. 158. 173
— St. — 175
Puebla de los Angelos, St. Tlascala 696
Puntal, F. SpA. 633

Q.

Quanchaco, H. Trurillo 881
Quebec, HSt. Canada 76 69. 70
Queens'county, Gr. N York 180
Quern, Gr. Virg. 253
Quito, Pr. Peru 781
— HSt. dsbst 783
— St. Quito 790. 806
Quixos, Theil, Quito 812

R.

Radnor, St. Pensyl. 199
Rappahannoc, Fl. Virg. 219
Red Lake, S. Louis. 341
los Reyes, St. Lima 863
Rhode Insel, NEngl. 174
Rhode Island, NEngl. 173. 153
Richmond, Gr. NYork 180
— , Gr. Virg. 253
Rio Bamba, Theil von Quito 806
Rio de la Hacha, Theil Terra Firma 767. 720
— HSt. dsbst 767

Rio de la Plata, Fl. SA. 5
Rio del Norte, Fl. NMex. 661
Rio Grande, Pr. Brasil. 599
Rio Janeiro, Pr. — ibid
Rio Solado, F. NMex. 661
River of Foxes, Can. 97
Rockley Bay, Tabago 504
Ronoac, Fl. Carol. 294
Rothe See, Louis. 341

S.

Saba, Is. HA. 564
Saco, Fl. NEngland 167 152
Salem, Gr. NJers. 189
— , Fl. — 190
— St. NEngl. 157
Salisbury-Plain, NYork 179
St Salvador, Lukaye 368
— HSt. Brasil. 599
Sama, Lukaye 368
Sandusky See, Canada 100
— Fl. Canada ibid
Sandy's Stamm, Georg Is. 358
Sandwich Fluß, NSchottl. 60. 65
Sangay, südlichste Theil, Cordill. 842
— Fl. Cordill. 843
San Miguel de Ibarra, Theil Quito 807. 806
Santa Anastasia, Is. OFlor. 332
Santa Cruz, Is. DA 559
— , St. SpA 635
— de la Sierra, Bisthum, Charcas 896
— , HSt dsbst 897
Santa Fe, HSt. Mex. 662
— , Pr. Terra Fir. 770
— de Bogata, HSt. dsbst 771
— , St. Buenos Ayres 914
Sant-Jago, HSt. Chili 931
Santa Joseph, St. WFlor. 334
— Maria, Fl. Ter. Fir. 722
— Martha, Theil, — 720. 765
— , HSt. dsbst 766
Santa Rosa, Is. WFlor. 335
Sant Jago de la Gloria, F. Terra Fir. 727
Sassafras, Fl. Maryl. 210
Savanna, Fl. Georg. 312
— HSt. — 313
Schollkil, Fl. Pensyl. 196
Sulkill Fluß, — ibid.
Schwefelberg, Guadal. 537
Scotland, Pr. Barbad. 489
Seneca, Fl. Canada 105
Seregippe, Pr. Brasil. 599
la Serena, St. Chili 937
Severn, Fl. Maryl. 210
Shedoir, Fl. NEngland 169

Siara, Pr. Brasil. 599
Silberfluß, SA 5
St Simon, Is. Georg 320
Sinclair See, Canad. 99
Smithsstamm, Georg Is. 358
Soconusco, Pr. Mex. 690
Sommers-Inseln, BrA 352
Sommerset, Bermude 358
— Gr. Maryl. 211
Sorreil, Fl. Canada 70
Southamptonsstamm, Georg Insel 358
Souties Fluß, Canada 96
Spanisches NA 654
Spanische Stadt, Jamaica 407. 413
Spanisches Westindien 627
Spanish Town, Jamaica 407. 413
St Speight, Pr. Barbad. 489
Spirito Santo, Pr. Brasil. 599
Springfield, St. NEng. 159
Staaten-Land, Pr. SpA 945
Stafford, Gr. Virg. 253
Staaten-Insel, N York 179
Strasseninsel, — ibid
Sued Amerika 3
Sued Carolina, BrA 263. 295. 310
Suffolk, Gr. NEngl. 163 180
Sund, N York 178
Surinam, Pr. HA 572
—, St. dsbst 573
—, Fl. — 574
Surry, Gr. Virg. 253
Susser, Gr. Pens. 197. 199
Susquahanah Fluß NA 5
— Fl. Pens. 195

T.

Tabago, Caraibe 500
Tabasco, Pr. Mex. 690 698
—, Fl. — 699
Talbat, Gr. Maryl. 211
Tamara, Pr. Brasil. 599
Tanesee, Fl. Louis. 349
Teky-Sund, Georg. 312
Terra Firma, Pr. SpA 719
—, das eigentl. 720
Terre-neuve, Pr. BrA 43
Teufel, Bermuden 354
Themse Fluß, NEngl. 151
St Thomas, Kchsp. St Christopher 427
—, Is. DA 576
Titicaca, See, Plata 895
Tlascala, Pr. Mex. 690. 696
Tobago, Caraibe 420
Triangulo, Lukaye 369
Trinidad, Is. SpA 649
Trinidada, St NGranada 771
Trinity, Kchsp. St Christopher 427
Trois Rivieres, St. Can. 71
Truxillo, St. NGran. 771
— St. Lima 881.
Tucuman, Bisthum, los Charcas 898
Tumbez, H. Lima 863
Tunia, St. NGranade 771

U. V.
Vache Insel, FrA 532
Valdivia, Gvment, Chili 931
— H. — 940
Valles, Distrikt, Lima 862
Valparaiso, Gvment, Chili 931. 939
Ueberdem Wind Inseln 420
Venezuela, Theil, Terra Firma 720. 768
— HSt. dsbst ibid
la Vera Cruz, St. Tlasc. 697
Veragua, Pr. Guatim. 700
Vera Paz, Theil, — ibid
Villa Rica, St. Paraguay 900
St Vincent, kleine Caraibe 420
— , Is. BrA 463
— , Pr. Brasil. 599
Virginien, Pr. SA 217
Ulster, Gr. NYork 180
Unter dem Windinseln 420

W.
Wabach, Fl. Canada 117
Walbach Fluß, — 100
Warwick, Gr. Virg. 253
Warwicksstamm, Georg Insel 358
Weathersfield St. N Engl. 159. 171
Weissenberge, NEngl. 166
West-Florida, Pr. BrA 332
— , Jersey, Pr. BrA 189
— Indien, Ursprung des Namens 365
— Moreland Gr. Virg. 253
Wicomo, Fl. Maryl. 210
William, F. NEngland 164
Williamsburg, HSt. Virg. 254
Willoughby, Bay, Antig. 446
Wilmington, St. Carol. 295
Windsor, St. NEngl. 158
Windward-Islands BrA 420
Winnipisiokee, S. NEngl. 168

X.
Xaintes Inseln, FrA 541
Xarayes, S. los Charcas 897

Y.
Ynagua, Lukaye 369
York Fluß, Virg. 219
— F. Hudſ. Bay 31. 107
— Gr. NEngl. 161. 152 163
— Gr. Virg. 253
Yuma, Lukaye 368
Yumeta, Lukaye ibid

Z.
Zelandia, F. Surinam 574

Die

# Weygandsche Buchhandlung in Leipzig

## hat in jeziger Jubilatemesse 1777.

## folgende neue Verlagsbücher.

**Abraham auf Moria**, ein religiöses Drama für die Musik. Voran Gedanken über Religion, Poesie und Musik, vom Verf. der Charakteristik der Bibel. 8. 7 Gr.

Von den Ahndungen und Visionen. 8. 1 Rthlt. 4 Gr.

**Bibliothek, neue philologische**, Ersten Bandes Zweytes und Zweyten Bandes Erstes Stück. 8. 19 Gr. alle 3 Stücke 1 Rthlr. 4 Gr.

**von Brosses**, des Präsidenten, über Sprache und Schrift; aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet vom Herrn Mag. **Hißmann** in Göttingen. Zwey Theile mit Kupfern. 8. 2 Rthlr.

**Ebelings**, C. D. amerikanische Bibliothek. Zwey Stücke. Das dritte ist unter der Presse. gr. 8. 17 Gr.

**Neue Erdbeschreibung von ganz Amerika**, nebst einem Anhange vom fünften Welttheile, aus dem Englischen, herausgegeben und berichtiget vom Herrn Professor Schlözer in Göttingen, mit drey Landkarten und vier Kupfern. Zwey Theile. 8. 3 Rthlr.

*Erxleben*, I. C. P. Systema regni animalis per classes, ordines, genera, species, varietates, cum Synonymia et Historia Animalium. *Classis I. Mammalia* 8 *maj.* auf Schreibpapier 2 Rthlr. 12 Gr. auf Druckpapier 2 Rthlr.

**Eulalia**, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 7 Gr.

**Farao** für die Könige. **Dritter und lezter Theil.** 8. 12 Gr. komplet 1 Rthlr. 16 Gr.

**Gedanken über die Natur des Vergnügens**, aus dem Italiänischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet vom Herrn Professor **Meiners**. 8. 10 Gr.

**Geschichte**, pragmatische, der vornehmsten **Mönchsorden**, aus ihren eigenen Geschichtschreibern von einem ungenannten Franzosen gesammlet und in einem deutschen Auszuge so vorgetragen, daß der Geist und die innere Verfassung des Mönchswesens daraus erhellet. **Vierter Band.** gr. 8. 1 Rthlr. alle vier Bände 4 Rthlr. 4 Gr.

Die Hirten der Alpen, ein Nachspiel nach der Erzählung des Herrn von Marmontel. 8. 4 Gr.

Kent, John, See- und Handlungsgeschichte von England, oder Leben der berühmtesten Seehelden, deren Heldenmuth und Klugheit England die Siege seiner Flotten, die Vermehrung seiner Besitzungen und die Ausbreitung seines Handels zu danken hat, aus dem Englischen. Erster Band. mit Kupfern. gr. 8 1 Rthlr. 4 Gr. werden höchstens 3 Bände, und folgt der zweyte zu Ende dieses Sommers.

Mauvillons, Joh. Sammlung von Aufsäzen über Gegenstände aus der Staatskunst, Staatswirthschaft und neuesten Staatengeschichte. Zweyter Theil. 8 22 Gr. beyde Theile 1 Rthlr. 14 Gr.

Millers, D. J. P. Auszug aus allen neun Theilen der Mosheimischen Sittenlehre der heil. Schrift. Zwote verbesserte Ausgabe. gr. 8. 20 Gr.

Desselben christliches Religionsbuch, oder Anleitung zu katechetischen Unterredungen über den gemeinnüzigsten Inhalt der heiligen Schrift. 8. 20 Gr.

Museum, Deutsches. 1776. November und Dezember. und 1777 Jänner bis Junius. Acht Stücke, brochirt 2 Rthlr. 16 Gr. so weit wie es vom Anfang bis jezt heraus ist. 6 Rthlr.

Reden, von dem Verfasser der Spaziergänge, Erster Theil mit einem Titelkupfer von Chodowiecki und Geyser. 8. 14 Gr.

Salomo's Schriften. Erster Theil, welcher den Prediger enthält, von Joh. Friedr. Kleuker. 8. 15 Gr.

Scenen aus dem menschlichen Leben; oder die Geschichte einer Spröden, ein Roman für Liebende. 8. 1 Rthlr.

Schlossers, Joh. Georg, politische Fragmente. 8 3 Gr.

*Waltoni*, D. *Briani* in Biblia polyglotta Prolegomena: praefatus est D. Io. Aug. *Dathe*. 8 maj. 1 Rthlr. 16 Gr.

*Catholicon* ou Dictionnaire universel de la langue françoise par Mr. *Schmidlin*. Lettre F. ou partie VI. 4 med. 3 Rthlr. Dies Werk ist auch komplet bey uns bis Johannis noch um den Subskriptionspreis zu haben.

# Verzeichniß
## der Landkarten und Kupfer.


| | |
|---|---|
| Nordamerika, wird eingebunden | Seite 13 |
| Eskimaux | 32 |
| Quebec | 76 |
| Amerikanischer Sätschem | 133 |
| Westindien | 352 |
| Südamerika | 719 |
| Südamerikanische Spanier | 798 |
| Der Titel vom zweyten Theil | 513 |

1/2

08329

cull. le 12. II. 42
complet. 1 pl. et 1 carte

Sciences historiques.

482

Géographie.